<36605933520013

<36605933520013

Bayer. Staatsbibliothek

H. misc. 169-1/2

Miscell. Encyclop.

Historisch-kritische Encyklopädie

über

verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen,

herausgegeben

von

Heinrich Georg Hoff

verschiedener Akademien Mitglied.

Erster Theil.

Preßburg,

bey Philip Ulrich Mahler 1787.

Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her und sog
Süßigkeit aus allen Blumen. — —

d. Bienenstock.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fragment einer Vorrede.

Und warum denn nur ein Fragment? werden vielleicht einige meiner Leser fragen. — Darum, also, meine werthesten Leser und Leserinnen! (wenn ich ia auch das Glück habe, einige derselben zu bekommen) weil erstlich: die wenigsten Leser Liebhaber von langen Vorreden sind, und zweitens ein Buch dieser Art keiner weitläuftigen Vorrede bedarf. —

Ich gebe hier dem Publikum keinen Roman in die Hände, dessen verwickelte Absicht und Innhalt erst einer langen Erläuterung bedarf. Was hier vorkommt, sind Thatsachen, aus den sichersten Quellen geschöpft, die dem Leser beym ersten Anblick zeigen, zu welchem Endzwecke sie hier stehen. — Zu vergnügen, und zugleich nützlich zu seyn, ist

meine Hauptabsicht; und erreiche ich diesen mir vorgesetzten Endzweck bey dem besten Theil meiner Leser und Leserinnen nur halb, so bin ich für meine Mühe schon belohnt genug. —

Zwar auch die besten Werke haben das Schicksal, von scheelsüchtigen Zoilen getadelt zu werden — um so weniger wird das gegenwärtige von ihnen unangefochten bleiben. — Aber dieses wird mich gleichwohl nicht hindern, meinen auf diesem Pfade angetretenen Weg gerade fort zu gehen, und mein vorgestecktes Ziel zu erreichen. — Hab' ich nur das Glück, einigen wenigen Edeln zu gefallen, so laß ich mich von eigenmächtig aufgeworfenen Richtern um so weniger abschrekken, als ihre scheelen Urtheile nur gar zu oft von Parteilichkeit und Nebenabsichten zusammen gesetzt sind. —

Ob es übrigens nöthig und nützlich sey, Handlungen, Bemerkungen und Erfah-

rungen berühmter Menschen, deren sehr viele hier anzutreffen sind, aus guten Schriftstellern zusammen zu tragen, ist eine Frage, die durch die eine Zeit her in Frankreich herausgekommenen Recueils, Encyclopedien und Dictionnairen von aller Gattung schon längst beantwortet worden. — Nicht ein jeder hat Gelegenheit und Muße genug, sich eine Sammlung von gemeinnützigen Schriften selbst anzuschaffen, oder durchzulesen. — Nicht ein jeder ist geneigt und aufgelegt dazu, sich das Beste und Nützlichste daraus zu bemerken, noch weniger, solches zum Vortheile, Bequemlichkeit und Vergnügen Anderer bekannt zu machen.

Billige und unpartheyische Leser werden es mir also, wie ich nicht zweifle, gewiß verdanken, ihnen durch dieses Werk einen kleinen Beytrag, theils zu ihrer Unterhaltung, theils zu ihrem Nutzen geliefert zu haben.

Die gute Aufnahme dieses Werks wird mich zugleich ermuntern, dasselbige mit der Zeit noch mit einem Anhange der interessantesten Materien zu erweitern.

Leipziger Ostermesse 1787.

H. G. Hoff,

der Königl. Schwedischen, Kurfürstl. Bayrisch=Burghausischen sittlichen und Landwirthschaftlichen, wie auch der Hessenhomburgisch=Patriotischen Gesellschaft wirkliches Mitglied.

Innhalt des ersten Theils.

A.

Aaron. S. 1
Abälard. 4
Aberglaube. 10
Abubeker. 12
Actemad-ul-Dowla. 14
Adel. 16
Adelgreif. 21
Aerzte. 22
Affektation. 24
Affekten. 25
Alexander der große 27
Alexander VI. Pabst. 40
Alfred. 44
Alzestis. 46
Amazonen. 49
Amboina. 65
America. 66
Ammianus Marzellinus. 73
Anekdoten. 79
Aniaba. 156
Anna von Oesterreich. 157
Annaten. 161
Antonius der Einsiedler. 162
Apis. S. 171
Araber 172
Arbeitsamkeit. 176
Argenson. 178
Argwohn. 189
Armee, Geistliche. 192
Armee, seltsame. 193
Armelle, Nikolas. 195
Armellino. 197
Arminius. 199
Arrese, Benedikt von, 201
Asterie. 202
Der Astrolog. 209
Atheismus. 213
Attila. 217
Audienz. 218
August. 219
Aukunez. 225
Ausonius. 226
Ausschweifung. 227
Auto da fe. 230

B.

Babar. 232
Bäder. 236
Baggatellen. 237
Bandwurm. 239

Ba-

Bamanen. S. 242
Bankerots. 246
Barbierer. 249
Basilius der große 251
Bastille. 253
Bathildis. 258
Bathurst, Allen, 261
Baviere. 262
Bayard. 263
Begeisterung. 268
Belustigungen. 270
Benedikt XIV. Pabst 273
Benedikt der Heilige 275
Bescheidenheit. 276
Besuchameisen. 280
Betrüger. 281
Betrug, ausserordentlicher. 289
Betglocke. 292
Beutelschneider. 293
Binaspore. 297
Blut. 301
Blunet. 304
Boileau, Dichter u. Abbee. 304
Böttcher, Kaufmann. 308
Bolein, Anna. 310
Bonaventura, Thomas. S. 311
Bonifazius, der teutsche Apostel. 312
Bontekoe, Arzt. 313
Boucaniers. 313
Bouhours, Peter. 217
La Bourdonnais. 318
Bourg, Annas du. 320
Bourrignon, Anna. 323
Boursault. 324
Brantwein. 326
Brasilianer 331
Braunschweig, Herzog Maximilian Leopold von. 338
Brentius. 343
Britten. 344
Bruderliebe. 348
Brücke, neue 354
Brühl. 358
Brull. 359
Brunus. 360
Bücher. 362
Bürgermeister 365
Buttler. 466

Aaron.

Aaron,

Von den Arabern Haroun al Raschid, auch Emir Almumenin, und Beherrscher der Gläubigen, von den christlichen Skribenten auch Aaron Amiras genannt, war der fünfte Kalif von dem Stamme der Abbasiden, ein Sohn des Mohadi, und Bruder des Alhadi, welchem er im Jahr 785 in der Regierung folgte.

Dies ist derjenige Fürst, von welchem die arabischen Schriftsteller so viel Merkwürdiges aufgezeichnet, und von welchem uns die Tausend und Eine Nacht so viel unterhaltendes, (welches freilich öfters ins Fabelhafte fällt) erzählen. Soviel ist gewiß, daß er einer der gerechtesten, großmüthigsten, gelehrtesten und mäch-

mächtigsten Beherrscher der Sarazenen war, die je in Bagdad regiert haben.

Er machte sich Meister von Asien, Syrien und Egypten bis an Indien, und zwang die griechischen Kaiser, ihm Tribut zu bezahlen. — Er hat acht Feldschlachten beygewohnt, und allemal den Sieg davon getragen. —

Als er von den Thaten Karls des Grossen hörte, hielt er ihn so hoch, daß er im Jahre 802 eine Gesandschaft an ihn abfertigte, und ihm prächtige Geschenke, worunter sonderlich ein wohl abgerichteter und ausgeputzter Elephant, desgleichen ein Uhrwerk von sonderbarer Erfindung, viel seidene Zeuge, und die Gebeine verschiedener Märtyrer, als des Cyprians, Pantaleons, Speratus u. d. g. sich befanden; und da Karl der Große auch kostbare Geschenke an das H. Grab nach Jerusalem durch Gesandten verehrte, gestattete nicht allein Aaron ihm dieses, sondern bot ihm auch die Oberherrschaft dieser h. Oerter an.

Mit der griechischen Kaiserin Irene, der er einen größern Tribut abforderte, als seinen Vorfahren zugestanden war, brach er; doch mußte er endlich sich mit dem gewöhnlichen Tribut vergnügen, und bedacht seyn, die unter den Mahometanern entstandene Parteyen des Abubekrs und Ali zu vergleichen.

Der

Der griechische Kaiser **Nizephorus** ließ sich gelüsten, nebst seinem Sohne Staurazius die Sarazenen zu bekriegen; ward aber von Aaron, der ihm mit 300,000 Mann entgegen kam, dergestalt empfangen, daß er den Frieden von ihm erkaufen, und einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten bezahlen mußte.—

Im übrigen war dieser Kalife ein Liebhaber guter Künste und Wissenschaften, hatte das Glück, stets vortrefliche Minister zu haben, unter welchen sich besonders sein Großvezier Giaffar auszeichnete, der ihm fast nie von der Seite kam; hauptsächlich wenn er in Bagdad, oder seinen Provinzen verkleidete Besuche machte, um hinter alles zu kommen.

Er starb im Jahr 806 im 47sten Jahre seines Alters, und zertheilte sein mächtiges Reich unter seine drey Söhne.— Dem Aeltern, Amin, gab er die Würde eines Kalifen, und dabey Bagdad nebst Chaldäa, oder Babylonien, ganz Arabien, Mesopotamien, Aßyrien, Medien, Syrien, Palästina, Egypten und ganz Afrika, bis an die äußerste Gränze gegen Abend.— Der andere Sohn, **Mamoun**, bekam Persien, Kerman, Indien, Khorasan, Tabarestan, Zabul und Kabul, nebst dem Lande jenseit des Flusses Oxus.— Der dritte Sohn **Motaßan** bekam Armenien, Natolien,

Georgien und alles, was die Kalifen um das schwarze Meer besaßen.

Abälard, Peter.

Es werden gewiß wenig Personen von einiger Lektüre seyn, die nicht von ihm und seiner Heloise haben reden gehört. Indessen halte ich doch eine kurze Nachricht von ihm und seinen Schicksalen hier nicht für überflüßig.

Er ward im Jahr 1079 zu Palais, einem Dorfe bey Nantes in Bretagne, geboren, wovon er den Namen Palatinus bekam. Nachdem er aus Liebe zur Gelehrsamkeit verschiedene Oerter besucht, und hin und wieder seine Geschicklichkeit im Disputiren gezeigt hatte, begab er sich nach Paris. Hier fand er den berühmten Philosophen Wilhelm Campellis, oder Champeaux, der ihn Anfangs sehr hoch schätzte, aber nachher einen Haß auf ihn warf, weil er seine scharfsinnige Einwürfe nicht allezeit geschickt zu beantworten wußte.

Abälard erhielt von denen, die daselbst studirten, einen großen Anhang; dieses bewog ihn, öffentlich einen Lehrer abzugeben. Weil er eine sehr freye Lehrart hatte, bekam er viele Verfolger, so daß er an wenig Orten lange bleiben konnte; wie er denn zu Paris, Melun,

Corbeil, Laon und andern Orten viel Verfolgungen ausstehn mußte. Zu Laon ließ er sich vom h. Anselm in der Theologie unterweisen, und bald hernach fieng er selbst an, dieselbe öffentlich zu lehren. Als ihm aber bald darauf von Anselm solches verboten wurde, gieng er wieder nach Paris.

Hier geschah es, daß er Heloisen, die Nichte des Kanonikus Fulbert kennen lernte. Fulbert wollte, daß Heloise in den Wissenschaften sollte unterrichtet werden, daß es ihn aber nicht viel kosten sollte, weil er dem Geize ergeben war. — Dies kam dem Abälard sehr zu statten; er erbot sich sie zu unterweisen, wenn er nur seinen Aufenthalt bey Fulberten haben könnte. Dieser war es sehr wohl zufrieden, und übergab ihm seine Nichte mit Freuden; erfuhr aber hernach zu spät, daß Abälard, anstatt dieselbe gelehrt zu machen, ihr Unterricht in der Liebe ertheilt hatte.

Abälard mußte entweichen; und als Heloise bald hernach fand, daß sie schwanger war, wurde sie von ihrem Liebhaber nach Bretagne zu seiner Schwester geschickt, wo sie einen Sohn zur Welt brachte, der den Namen Astrolabius bekam. Zugleich versprach Abälard, um den Fulbert zu besänftigen, daß er die Heloise heyrathen wollte. Diese schien Anfangs nicht damit zufrieden zu seyn, wiewohl man

nicht weiß, aus was für Ursachen, doch endlich ließ sie sich dazu bereden.

Da solches heimlich geschehen, Heloise aber beständig läugnete, daß sie mit ihm vermählt wäre, empfand Fulbert dieses sehr übel, und bestrafte sie auf eine harte Art; wurde aber noch mehr entrüstet, als sie ihr Ehemann in das Kloster zu Argenteuil schickte. Die Anverwandten der Heloise glaubten, daß dieses auf einen neuen Betrug abgesehen wäre; sie schickten also, um sich zu rächen, einige Leute, welche sich des Nachts in die Kammer des Abälards begaben, und ihn desjenigen beraubten, wodurch er gesündigt hatte. Dies erweckte bey ihm einen solchen Verdruß, daß er sich in den Mönchsorden in der Abtey St. Denis begab.

Er konnte sich aber auch hier nicht lange aufhalten, weil der Abt, und die Mönche nicht vertragen wollten, daß er sie wegen ihres unordentlichen Wandels bestrafe. Er nahm also an einem Orte, der in dem Gebiete des Grafen von Champagne gelegen war *), seinen Aufenthalt, richtete daselbst eine Schule auf, und bekam eine große Menge Zuhörer.

Da dieses bey vielen Mißgunst erweckte, und sich insonderheit zu Laon einige befanden, deren Feindschaft er sich ehedem zugezogen hatte,

*) Die Priorey St. Aigulf.

te, so suchte man alle Gelegenheit, ihn zu demüthigen. — Diese fand sich in einem Buche, in welchem er von dem Geheimniß der h. Dreyfaltigkeit geschrieben hatte; von welchem seine Feinde vorgaben, daß sie große Ketzereyen darin angetroffen. Sie erhielten auch durch Hülfe des Erzbischofs, daß man eine Kirchenversammlung zu Soissons im Jahr 1121 berief, in welcher Abälard, ohne gehört zu werden, dazu verdammt wurde, daß er sein Werk selbst ins Feuer werfen, und sich ins Kloster St. Medard begeben sollte.

Bald darauf bekam er Befehl, sich wieder in das Kloster St. Denis zu begeben. Hier ließ er sich einst vernehmen, daß er nicht glaube, daß ihr Dionysius derjenige Dionysius Areopagita wäre, dessen die h. Schrift gedenket. Dies ward sogleich aufgefangen, und dem Abt hinterbracht, der das Kapitel versammelte, und anzeigte, daß derjenige dem Könige zur Strafe müßte überantwortet werden, der sich unterstanden hätte, die Ehre des Königreichs zu beleidigen.

Abälard, der die Gefahr merkte, entfloh, und erhielt nach dem Tode des Abts die Freyheit, daß er, jedoch nach den Klostergesetzen, leben könnte, wo er wollte. Er begab sich hierauf in die Einsamkeit in dem Distrikt von Tro-

yes, und baute daselbst eine Kapelle, die von ihm Paraklerus genannt wurde.

Hier fanden sich viele ein, die sich seines Unterrichts bedienen wollten. Er wurde aber aufs neue vom h. Norbert und Bernhard, die damals in großem Ansehn waren, verfolgt; daher er fast von Jedermann verlassen ward und kaum einen Ort fand, wo er sicher und mit Ruhe leben konnte. Er hoffte zwar solchen in dem Kloster zu Ryß, im Bißthum Vannes, zu finden, in welchem er zum Abt erwählt wurde, allein die Unart der dasigen Mönche, und die Härte des Herrn dieses Orts, welcher dem Kloster einen großen Theil seines Einkommens entzog, machten ihm auch hier das Leben sauer genug, und verursachten ihm viele Gefahr.

Während der Zeit hatte der Abt zu St. Denis die Nonnen aus dem Kloster zu Argenteuil gestoßen, welches den Abälard bewog, der Heloise, als Priorin dieser Nonnen, die von ihm erbaute Kapelle zu übergeben, wo sie sich auch mit einigen aus ihrer Gesellschaft niederließ. Weil sie Abälard öfters an diesem Orte besuchte, gab dies seinen Feinden Gelegenheit, allerhand böse Muthmaßungen von ihm auszustreuen.

Zwey Jahre vor seinem Ende wurd' er von dem Erzbischofe zu Sens wegen einiger neuen

Ketze-

Ketzereyen angeklagt, erhielt aber von demselbigen die Freyheit, seine Lehre öffentlich zu vertheidigen, welches auch im Jahr 1140 in einer Kirchenversammlung zu Sens in Gegenwart König Ludwigs VII. geschah. Bernhard erschien hieselbst als Kläger, und man verlas unterschiedene Lehrsätze, die aus Denkschriften des Abälards herausgezogen waren, weswegen dieser an den Pabst appellirte.

Die Kirchenversammlung verdammte seine Lehrsätze, schonte jedoch seiner Person, der Pabst aber verordnete, daß die Schriften des Abälards verbrannt, und er eingeschlossen werden sollte; auch wurde ihm verboten, ferner zu lehren. Allein auf Vorbitte Peters von Cluny, der ihn mit großer Leutseligkeit in seiner Abtey zu Cluny aufnahm, ward er mit Bernharden wieder ausgesöhnt. Hier lebte er in guter Ruhe, unterrichtete die Mönche, und hinterließ andern ein Exempel der Demuth und Arbeitsamkeit.

Da man merkte, daß er schwach zu werden anfieng, brachte man ihn in die Priorey St. Marzells, die an einem angenehmen Ort an der Saone nicht weit von Chalons liegt, wo er 1142 in seinem 63sten Jahre starb. — Sein Leichnam ward der Heloise zugeschickt, die ihn in der von ihm erbauten Kapelle begraben ließ. Seine Schriften sind 1616 von Franz

von Amboise zusammen herausgegeben worden, worunter sich auch die mit der Heloise gewechselten Briefe befinden *). Heloise starb 20 Jahr nach ihm, und die Schriftsteller haben ihren Verstand sehr gerühmt, wiewohl Jean de Meun, mit dem Beynamen Clopmell, sie in seinem Roman de la Rose nicht zum besten behandelt.

Aberglaube

Ist, wenn man von Gott und geistigen Dingen etwas glaubt, wozu man keine vernünftigen Gründe hat, und wovon die Ueberredung uns und andern Menschen schädlich werden kann; z. B. der thörichte Glaube an Gespenster, welcher keinen einzigen Vernunftgrund für sich hat, und der demjenigen, welcher sich davon einnehmen läßt, in tausend unvermeidlichen Lagen nichts als Angst und Schrecken verursacht.

Der Aberglaube, in so ferne er von der Art der verkehrten Meinung ist, sich der Gottheit gefällig zu machen, äussert die sonderbarsten Wir-

*) Diese letztern sind 1783. bey Hilschern in Leipzig in teutscher Sprache, nebst dem Leben beyder unglücklich Liebenden herausgekommen, und werden als eine nützliche Lektüre unsern Lesern empfohlen.

Wirkungen auf den Charakter eines Menschen, macht den Gutherzigen zum Verfolger, den Stolzen nachgebend, den Helden kleinmüthig, Kinder zu Helden, und Buhlerinnen zu Andächtigen. —

Zu dem Aberglauben gesellt sich auch gern der Eifer für die Ausbreitung derjenigen Meinungen und Gebräuche, welche man allein für gottgefällig hält. Man glaubt, die Ehre Gottes gegen die Widerspänstigen vertheidigen, sie zwingen, oder ausrotten zu müssen *). — Zwar verbirgt man hier, wie sonst oft, seine geheime Absichten unter dem Vorwande des Gewissens.

Die verfolgte Religionsparten auf der andern Seite wird in ihrem Eifer ebenfalls durch den Gewissenstrieb unterstützt; sie glaubt, es Gott schuldig zu seyn, die unterdrückte Wahrheit ans Licht zu bringen. — Diese neue, gedrückte Lehre, hat eben dadurch destomehr Würkung auf ihre Gemüther. Der gute Einfluß auf ihr Leben, da ohnedem Verfolgung der Tugend günstig ist, bestärkt sie in der Ueberzeugung; die Erwartung sinnlicher Belohnungen, das große rührende, ergreifende Beyspiel derer, welche Märtyrer werden; die natürliche Nachbegierde, und der Trieb zur Unterwürfigkeit, alles

*) Wie ehemals der sonst edelmüthige Kortez die Mexikaner.

alles dieses verursacht, daß eine neue Religionspartey schwer, oder gar nicht zu unterdrücken ist. — —

Abubekr,

War der erste Kalife oder Nachfolger Mahomeds, dessen Schwiegervater er war. Sein rechter Name war Abdalla, daher er auch Abdalla Ben Othmann, mit dem Zunamen Al Teim, al Coraischi genannt wird, weil er aus dem Stamm Teim, aus dem Geschlecht der Coraischiten gewesen. Den Namen Abubekr, welcher so viel als ein Vater des Mädchens heist, bekam er daher, weil seine Tochter Aischa unter allen Weibern des Mahomeds die einzige war, die er als Jungfer geheyrathet.

Als Mahomed 632 sterben wollte, ernennte er seinen Schwiegersohn Ali, der seine älteste Tochter Fatime geheyrathet hatte, zu seinem Nachfolger, indem er sagte, daß er ein Heiliger, auch von dem Prophetenstamm entsprossen wäre; und ob zwar Abubekr, Omar und Osmann nicht geringere Heiligkeit an sich hätten, wäre ihm dennoch von einem Engel befohlen worden, den Ali und die Fatime zu Beschützern des Glaubens zu machen, also müß-

ten

ten sie nach seinem Tode dazu erwählt werden. Allein weil Abubekr mächtiger war, als die andern, wurde er von den Lehrern des Gesetzes, und von den Obersten der Armeen erwählt, wozu Omar und Osmann selbst halfen, indem sie hofften, einst an des alten Abubekrs Stelle zu kommen.

Ali, der seinen Zweck nicht erreichen konnte, begab sich nach Arabien zu seiner Armee, weil ihm Mahomed das Gouvernement über dieses Land schon vorher in der Theilung zuerkannt hatte. Omar hingegen hatte die Länder von Persien, Osmann Egypten und Afrika, und Abubekr Assyrien und Babylonien nebst andern Provinzen des Mahometanischen Reichs erhalten.

Als Abubekr auf den Thron gelangte, nahm er seine Residenz erst zu Kufa, und hernach zu Bagdad, starb aber im Jahr 634, nicht ohne Argwohn beygebrachten Giftes, und ward zu Medina begraben, darauf dann Omar, und hernach Osmann in der Regierung folgten.

Die Perser haben einen entsetzlichen Haß wider diese drey Kalifen und Ausleger des Alkorans, und glauben, daß die Sukzeßion dem Ali und dessen Nachkommen mit Recht zukomme. Diesen ihren Haß zu bezeugen, haben sie im Gebrauch, auf ihren Hochzeiten drey

Bilder, in Gestalt besagter drey Lehrer, aus Zucker oder Teig gemacht, an dem Eintritt der Brautkammer zu stellen, um mit magischen Sprüchen die Furcht zu vertreiben, welche die neuen Hochzeitleute ihrentwegen haben, daß sie ihnen schaden möchten; darauf sie denn endlich diese drey Bilder zerbrechen.

Ali kam zwar nach dem Tode Osmanns (oder Othmanns) zur Regierung, nachdem er Mahomed, den Sohn des letztern überwunden hatte; er ward aber vom Moavia, des Osmanns General, der sich ihm entgegensetzte, als er eben in der Moschee zu Kufa, an den Gränzen des wüsten Arabiens seine Andacht verrichten wollte, ermordet. — Daher der Haß der Perser gegen die Türken, weil erstere dem Ali in der Auslegung des Alkorans, die letztern aber der des Abubekrs, Omars und Osmanns anhangen.

Actemad = ul = Dowla *)

War im vorigen Jahrhunderte Vezier beym großen Mogul, dem berühmten Aureng Zeb. Sein Karakter verdient geschildert zu werden.

Seine

*) Sein eigentlicher Name war Chaja Ajaß, und wir werden unter dieser Rubrik von dessen Herkunft ein mehreres sagen.

Seine Talente und Tugenden hatten ihn zum Liebling des Volks gemacht. In der Schule des Unglücks erzogen, wo viele große Männer in allen Gattungen gebildet wurden, lernte er seine Leidenschaften bezähmen, den weisen Lehren der Vernunft ein aufmerksames und gelehriges Ohr leihen, und einen mitleidvollen Blick auf das Elend und den Kummer der Unglücklichen werfen.

Da er durch eignes Verdienst aus dem Schooße der Sklaverey und Armuth zu dem höchsten Ansehen und Reichthum gelangte, so war kein Stand, dessen Pflichten er nicht vollkommen kannte; eine ungemeine Belesenheit, gründliche Betrachtungen, und hauptsächlich ein alles beobachtendes Genie hatte seinen Augen die geheimsten Triebfedern der moralischen und politischen Welt entdecket. — In allem wirthschaftlich, nur in Wohlthaten nicht, wünschte er die Reichthümer allein aus der Absicht, um sie den Armen zu weihen. —

Weit von jenen Verwesern der höchsten Macht verschieden, die, da sie alles von der billigen Wuth eines unterdrückten Volks zu fürchten haben, ihre verhaßte Person und den abscheuvollen Wohnplatz ihrer Tyranney von einem Haufen Sklaven bewachen lassen, unterstützte dieser Vezier sein Ansehen durch die Weisheit seiner Verwaltung; und verlangte, seine

seine Würde zu vertheidigen, keine andere Freunde und Vertheidiger, als die Freunde und Vertheidiger der Tugend, und des gemeinen Besten.

Niemand kannte besser, als er, diese billige Mittelstraße zwischen einer äußersten Nachsicht, die man für das Meisterstück der Gesetzgebung, und die traurige Klippe fast aller Gesetzgeber ansehen kann. — Das Volk sah in ihm nur einen zärtlichen und billigen Vater; nie war das Reich in größerm Flor, als unter seiner Verwaltung.

Mit einem Worte: Actemad-ul-Dowla that zum Glücke der Nation alles, was die Beschaffenheit einer despotischen Regierung zuließ. — Heil der Nation, wo ähnliche Minister das Ruder der Regierung führen!

Adel.

Nicht ausschließend besitzt dieser die schönen Gesinnungen, die seltenen Eigenschaften, die kostbaren Gaben des Geistes und des Herzens, wodurch man seinem Vaterlande, und seinem Könige dient. — Wie oft sieht man nicht auch Leute aus dem niedrigsten Stande, *) welche

*) Wie wir aus dem vorigen Artikel vom Actemad-ul-Dowla ersehen.

welche die Natur zu ihrem Vergnügen gebildet hat, um ihrem Jahrhunderte, und ihrer Nation Ehre zu machen, und den Glanz der berühmtesten Genies zu verdunkeln. — Es giebt dergleichen unter allen Ständen; und wenn die Regierungen auf deren Entdeckung aufmerksamer wären, um sie nach ihren Talenten zu versorgen, zu belohnen und anzustellen, so würde ihre Anzahl noch viel größer, und die Gesellschaft glücklicher seyn. —

Aber selten schwingt sich ein großer Mann aus einem Stande, den unser Jahrhundert gering zu nennen beliebt, so hoch, daß er seinem Könige und seiner Nation so nützlich werde, als er es seyn könnte. — Man weiß kaum einmal, daß er ist; oder man schätzt ihn schon deswegen nicht, weil er nicht von großem Herkommen ist; höchstens bemerkt man ihn von weitem, wie ein Gestirn, das uns leuchtet, und diese kalte Bewunderung, mit der man ihn betrachtet, verhindert ihn nicht einen Augenblick, in derjenigen Dunkelheit zu sterben, in der er gelebt hat.

Fürsten! Könige der Erde! wie viele Genies, selbst aus dem gemeinen Staube, würden durch euch aufkeimen, wenn ihr manchmal eure Blicke auf sie herablassen wolltet, um die kostbaren und unerschöpflichen Keime zu er-

wärmen, und zu befruchten, die darin vergraben liegen.

Wenn es indessen unstreitig ist, daß man in jeder Klasse von Bürgern Talente und Tugenden antrift; so ist es doch auch gewiß, daß man sie unter dem Adel häufiger findet. Nicht, als ob die Natur mit ihren Geschenken freygebiger gegen sie wäre. Der Geist und das Herz werden bey ihnen mit mehr Sorgfalt ausgebildet, weil sie mehrere Mittel dazu haben. — Uebrigens sind die Furcht, von ihren Ahnen abzuarten, und ihrem Namen eine unauslöschliche Schande zu machen, das Verlangen, wie ihre Voraltern, sich um den Staat und den Landesfürsten verdient zu machen, das Beyspiel ihrer Tugenden, die man unaufhörlich vor Augen hat, die Verbindungen, die Ehre, der eigene Vortheil u. d. gl. eben so viele Abhaltungsmittel für ein böses Naturell, und eben so viele Triebfedern zu schönen Handlungen für diejenigen, die von einer guten Art sind.

Man kann den wahren Adel eine Schutzwehre der Staaten, eine beständig bleibende Ehre nennen. Vor Zeiten war er die Belohnung der Verdienste; aber leider, heut zu Tage krönt er das Glück —

Oft sind zwanzig Jahre mit schönen Thaten ausgefüllt, nicht im Stande, einem Einzigen

den

den Adelstand zu verschaffen; hingegen werden tausend in denselben aufgenommen, die eben so viel Zeit mit Plackerey und schändlicher Schinderey hingebracht haben. Wie viele Adeliche leben nicht dem Adel zur Schande, die im niedrigern Stande sich tugendhaft aufführen würden! —

Ein Armer mag nur den geringsten Fehler begehen, gleich wird es für ein großes Verbrechen ausgeschrien; ein Großer mag so grob sündigen, als er will, das hat wenig zu bedeuten. *)

Ein Stück Pergament, und dieß ist es alles, worin gemeiniglich heut zu Tage der Glanz des Adels besteht. Unsre Väter mußten sich den Adelstand sauer werden lassen, und ihn durch Tapferkeit und Tugend erwerben. Wir finden nicht nöthig, weder diese noch jene, zu Erhaltung desselben anzuhalten. Das macht uns zu viele Mühe. Ein Adlicher der alten Zeiten ist also ein ganz anderes Ding, als ein heutiger Edelmann, wie solches denn auch umgekehrt ist.

*) Bey einem Joseph II. Friedrich II. und Ludwig XVI. fängt dieser Satz an, eine Ausnahme zu leiden. — Man könnte Beyspiele hiervon anführen, wenn es nicht überflüßig wäre. — Sie sind noch jedem in frischem Gedächtniß.

Der Titel gnädig ist insgemein ein Kunstgrif, mit welchem der Edelmann das Vertrauen seiner Unterthanen zu gewinnen sucht — denn wenn er sich gegen Geringere gnädig erzeigt, so liegt der Grund davon in seiner Eitelkeit; ist er gegen seines gleichen leutselig, so erfordert es die Klugheit nicht anders; ist er gegen seine Oberen geschmeidig, so bewegt ihn die Furcht dazu, und also wird er nach dergleichen Beweggründen immer sein Bezeigen einzurichten trachten.

Aufrichtig von der Sache zu reden, so wird viel mehr als Pergament dazu erfordert, wenn jemand ein rechtschaffener Mann seyn will. Zwar ist es unstreitig, daß es gewisse, dem Adel anklebende Eigenschaften giebt, die für Tugenden gelten, und zuweilen nebst den Titeln erblich fortgepflanzt werden, aber diese alle sind nicht im Stande, den Menschen edel und tugendhaft zu machen. — Je älter der Adel ist, desto mehr wird er verehrt, je neuer derselbe ist, desto weniger wird er geachtet; dies sollte aber nicht seyn, man sollte vielmehr in dieser Sache, wie in andern verfahren, und das neue dem alten vorziehen, weil man im Grunde mehr Ursache dazu hat.

Adelgreif, Johann Albrecht,

War ein unächter Sohn eines Dorfpriesters bey Elbingen. Er gab vor, es hätten ihm sieben Engel die Offenbarung gebracht, daß er die Person Gottes des Vaters auf Erden leibhaftig vorstellen, alles Böse auf der Welt vertilgen, und die weltliche Obrigkeit mit eisernen Ruthen züchtigen sollte; daher eignete er sich diesen Titel zu: Wir Johann Albrecht Adelgreif, Syrdos, Amada, Canamada, Kikis, Schmalkilimundis, Elioris, Ober-Erz-Hoherpriester, Kaiser des heiligen göttlichen Reichs, König der ganzen Welt, Friedefürst, Richter der Lebendigen und der Todten, und Vater, in dessen Herrlichkeit Christus kommen soll zum jüngsten Gericht, Herr aller Herrn, und König aller Könige.

Im Jahr 1636 wurde er zu Königsberg gefänglich eingezogen, da er denn frey bekannte, daß er in Siebenbürgen Ehebruchs wegen den Staupbesen bekommen. Man beschuldigte ihn auch der Zauberey, indem er viel Zeichen in der Luft sollte gethan haben.

Als ihm sein Urtheil vorgelesen ward, daß ihm die Zunge aus dem Halse gerissen, der Kopf abgeschlagen, und der Körper verbrannt werden sollte, hörte er es ohne Entsetzen an, und sprach: Weil es denn nicht anders seyn

 könnte,

könnte, müßte ers geschehen lassen, er wäre versichert, daß sein Leib am dritten Tage aus der Asche wieder lebendig werden sollte.

Doch wurde diese Strafe in so weit gelindert, daß er den 11ten October besagten Jahrs nur enthauptet und verbrannt wurde *), nachdem man sich vergebens bemühet hatte, ihn zu bekehren. — Er war in vielen Sprachen erfahren; die lateinische, griechische und hebräische verstund er vollkommen, redete auch ziemlich pohlnisch, lithauisch und böhmisch. — Er hat 12 Glaubensartikel aufgesetzt, welche aber nebst seinen übrigen Schriften unterdrückt worden.

Aerzte.

Ein Arzt ist ein Mensch, mit einem dreyfachen Gesichte. Er ist ein bloßer Mensch, wenn man ihn nicht braucht; er ist einem Engel und Orakel gleich, wenn man seiner benöthigt ist; und er ist ein Teufel, wenn er uns vergiftet.

Uebrigens ist die Schuld nicht sein, sondern wir sind daran Ursache. Warum vertrauen wir

*) Heutiges Tages hätte man ihn lieber im Narrenhause seine rasende Vernunft austoben, oder höchstens im Zuchthause sie wieder in Ordnung bringen lassen.

wir unser Leben einer Kunst an, welche uns dasselbe fast allemal raubet? Es ist wahr, der ganze Schwarm von Pulvern und Geträncken, und alles was die Rüstkammern der Aerzte, ich meyne die Apotheken, enthalten, haben für sich selbsten nichts abscheuliches; doch aber werden sie uns unter der Bedingung, das Leben zu verlieren, verordnet, und das macht, daß wir uns öfters durch die vielen Arzneyen tödten, aus Furcht, wir möchten an der Krankheit sterben.

Die gewöhnliche Sprache der Aerzte ist, alle unsre Krankheiten tödtlich zu machen, damit ihr Ruhm groß werde, wenn man wieder aufkommt, und ihre Entschuldigung scheinbarer ist, wenn man stirbt. Ach leider! sie machen solche nur gar zu oft tödtlich. Die Sonne bescheint zwar ihre Thaten, aber die Erde deckt ihre Fehler zu. — Ich rede hauptsächlich nur hier von den Unwissenden, und setze voraus, daß es auch andere giebt. —

Unter allen Aerzten sind die herumziehenden Empiriker nicht allein die unwissendsten, sondern auch die schädlichsten und boshaftesten. — Diese reden von nichts als Wunderwerken und Verdiensten, von ihrer großen Wissenschaft und von ganz besondern Geheimnissen, und besitzen doch von allen diesen Dingen nichts. Ihre Fehler, ihre Irrthümer und

ihre Mordthaten, ziehen nicht mit ihnen herum, sondern bleiben an den Oertern, wo sie sich aufgehalten haben. Sie versprechen die Genesung, ehe sie noch den Kranken gesehen haben. Das geringste von ihren Mitteln hat die Kraft, Todte zu erwecken.

Wenn einer und der andere dieser Aerzte nicht als Arzt reden, sondern aufrichtig seyn wollte, so würde er eingestehen müssen, daß man, um ein geschickter Arzt zu seyn, das Mögliche von dem Unmöglichen wohl unterscheiden, und niemals läugnen müsse, daß das viertägige Fieber, die Gicht, Podagra, der Stein, und über die Hälfte der andern mehr oder weniger gefährlichen Krankheiten sehr oft alle Einsichten übersteigen. Daher schließt man, daß ein guter Soldat und ein schlechter Medikus viel Unheil anstiften.

Affektation.

Diese sucht natürlicherweise solche Vollkommenheiten nachzuahmen, welche beynahe unmöglich zu erreichen sind. — Wir sind unsrer eignen Mängel bewußt, und bemühen uns aus allen Kräften, sie durch eine künstliche Vortreflichkeit zu ersetzen; und solche Bemühungen würden auch noch einigermaßen zu entschul-

schuldigen seyn, wenn sie nicht oft durch zierliche Kleinigkeiten erweckt würden, deren Mangel bey demjenigen, der nach der Ehre, sie zu besitzen, so ängstlich strebt, unerkannt würde geblieben seyn, wenn er nicht durch seine allzugroße Bemühung andere auf sich aufmerksam gemacht hätte.

Affekten.

In soweit sie Bewegungen der Seele sind, die der Beschaffenheit des Körpers nicht entsprechen, müssen sie jedem Temperament, insbesondere dem sanguinischen, wichtigen Eintrag thun, und folglich, besonders dem Frauenzimmer, vorzüglich schädlich und gefährlich seyn. Sie bestürmen die Seele, überspannen oder erschlaffen ihre zarten Nerven, und fügen ihnen desfalls unbeschreiblichen Schaden zu. Bloße Eindrücke auf das Nervensystem, verursachen öfters augenblickliche gefährliche Krankheiten.

Eigentlich zählt man zwo Gattungen von Affekten, welche widrige Wirkungen auf den Körper haben. — Die eine, heftige Freude und enthusiastische Hofnung, welche aus der Idee einer gegenwärtigen oder künftigen Glückseligkeit entstehen, überspannet die Nerven, die andere, **Furcht**, **Kummer**, welche die Vor-

stellung von einem gegenwärtigen oder künftigen Uebel erzeugen, schwächt sie.

Bewegungen der Seele hingegen, welche mit der Beschaffenheit des Körpers in einer Harmonie stehen, und keinen widernatürlichen Zustand ausmachen, kann man eigentlich keine Affekten nennen, und noch weniger schädliche Leidenschaften.

Freude, Hofnung, so lange sie die Nerven nicht überspannen, sondern den freyen Umlauf des Bluts, und alle verschiedene Ab- und Aussonderungen aus demselben befördern, beleben den Menschen, machen ihn heiter, und tragen zur Erhaltung der Gesundheit nicht wenig bey.

Sobald aber Freude, und die ihr untergeordneten Leidenschaften in eine Heftigkeit ausbrechen, schaden sie, indem sie die Nerven überspannen und lähmen, die Bewegung des Herzens unterbrechen, und dem Kranken eine tödtliche Ohnmacht zuziehen; die Geschichte liefert uns Beyspiele genug, daß Menschen vor heftiger Freude würklich gestorben sind.

Furcht, Kummer, und die ihr untergeordneten Leidenschaften, erschlaffen und tödten die Empfindungswerkzeuge, machen die Bewegung des Bluts langsam, vermindern die Ausdünstung, schlagen den Muth nieder,

er-

ermatten den Körper, und beschweren ihn mit den gefährlichsten Krankheiten. Es mangelt auch nicht an Beyspielen, daß Frauenzimmer von heftigen Affekten epileptisch und hysterisch geworden; schleichende Nervenfieber bekommen haben, oder mit der Abzehrung und Melancholie befallen worden sind. — —

Alexander, der Große *).

Dieser berühmte Eroberer ist unter den morgenländischen Völkern nicht minder berühmt, als unter den abendländischen.

Die Araber, Türken und Perser haben das Leben, und die Eroberungen dieses Prinzen auf eine Art beschrieben, die würklich mehr das Ansehn eines Romans, als einer Geschichte hat.

Ihnen zufolge hat es zween Alexander gegeben, die beyde den Namen Dhoulkarnain, das ist: mit zwey Hörnern, geführt haben; denn auf diese Art bezeichnen sie die Morgen- und Abendländer, welche von diesen zween Prinzen erobert worden.

Der erste und älteste dieser beyden Alexander ist derjenige, von dem man meynt, daß er

*) Ist ein Stück aus der morgenländischen Litteratur.

er die Mauern erbauet habe, welche die nordischen Nationen zurückhalten und hindern, in die südlichern Theile Asiens Streifereyen vorzunehmen. Dies ist die Mauer, die gemeiniglich der Wall Gogs und Magogs genannt wird.

Die Persianer geben dem andern Alexander, außer dem Zunamen Dhoulkarnain, noch den Namen Ibn Philippos, d. i. der Sohn Philips des Griechen, anstatt aber ihn zum Sohn dieses Fürsten zu machen, geben sie vor, daß er nur sein Großsohn von seiner Tochter, die er an den Darius verheyrathet habe, gewesen sey. — Sie sagen: daß der persische Monarch sein Weib ihres stinkenden Athems wegen, ihrem Vater zurückgeschickt habe, ob sie gleich von ihm schwanger gewesen. Die Prinzessin sey dann von einem Sohn des Darius in dem Pallast des Philippus entbunden worden, der ihn erzogen habe, als ob er sein eignes Kind gewesen wäre.

Nach der Ueberlieferung der Perser war Alexander der Bruder des Dara, des letzten Darius, mit dem Zunamen Rodomanes, und Sohn des ersten Darius von einer andern Frau, die nicht des Alexanders Mutter gewesen.

Nachdem dieser Prinz erfahren hätte, wessen Sohn er eigentlich wäre, und daß die persische Krone ihm, als dem Aeltesten gehöre, erklärte er gegen seinen Bruder den Krieg; schlug ihn in verschiedenen Gefechten, und regierte, nachdem er ihn in einer Schlacht getödtet hatte, über Persien, als der zehnte König aus dem Stamm der Kajaniden. — Er starb in der Stadt Cherezour in Aßyrien, nachdem er seine Staaten unter 19 seiner Hausleute vertheilt hatte, von welchen der älteste Lagos hieß; d. i. Ptolomäus, der Sohn des Lagus.

Artous, sein Sohn, welches Arideus ist, der, den Griechen zufolge, sein Bruder war, hatte an der Nachfolge im Reich keinen Antheil; denn dieser Prinz hätte sich gänzlich der Erlernung der Vernunftweisheit unter der Anführung des Aristoteles ergeben.

Der Verfasser des Lebtarikh sagt, daß Alexander der Grieche die Städte Alexandrien in Egypten, Damaskus in Syrien, Herat, welches das Aria der Alten ist, in Khoraßan, und Samarkande in der Provinz Mavouarainahar, d. i. an der andern Seite des Oxus erbauet, und daß sein Leichnam nach seinem Tode in einem goldenen Sarge, an dessen Stelle seine Mutter einen andern von Granit-

nitmarmor machen lassen, nach Alexandrien geführt worden.

Said-Ibn-Patrik, der unter dem Namen Eutychius wohl bekannt ist, sagt in seinen Jahrbüchern, daß Alexander, da er zu Rom krank worden, sich nach Cherezour bringen lassen. — Da er genöthigt worden, auf dem Wege Halte zu machen, um von den großen Schmerzen, die er litte, sich etwas zu erholen, legten seine Soldaten ein eisern Panzerhemd auf zwey Breter, damit er desto besser sitzen könnte, und einer hielt ihm seinen Schild, der vergoldet war, über den Kopf, daß ihn die Hitze der Sonne nicht träfe. — Hier erinnerte sich Alexander der Vorhersagung der Sternkündiger bey seiner Geburt, wovon seine Mutter ihm erzählt hatte. Der Inhalt derselben war, daß er sterben sollte, wenn er sich in einem Lande befinden würde, dessen Himmel von Gold, und der Boden von Eisen wäre.

Die morgenländischen Schriftsteller erzählen, in verschiedenen Stellen ihrer Werke, manche denkwürdige Handlungen und Aussprüche dieses Monarchen.

Die Berichte der Nighiaristans führen an, daß ein aufrührischer Anführer an Händen und Füßen gebunden, als einer, der zum Tode bestimmt sey, vor ihn gebracht worden, und

daß

daß er ihm, zum Erstaunen aller Anwesenden, frey Verzeihung angedeihen lassen. Einer seiner Generale sagte zu ihm: „wenn ich an deiner Stelle wäre, so müßte er sterben.“ Alexander antwortete: „und weil ich nicht an deiner bin, so hab ich ihm verziehen; mit dem Zusatz: Ich verzeihe meinen Feinden gerne, weil ich mehr Vergnügen an Güte, als an Rache finde.“

Khoudemir erzählt in dem Leben Alexanders, daß, als ein Gelehrter mit schlechten und zerrissenen Kleidern ihm eine Bittschrift überreichte, die sehr schön geschrieben, und sehr zierlich und angenehm abgefaßt gewesen; der Prinz, als er diese Schrift mit dem Kleide und Zustande dieses Bittenden verglichen, zu ihm gesagt habe: „Wenn du Sorge getragen hättest, in einer so reinen und anständigen Kleidung vor mir zu erscheinen, als du dir Mühe genommen hast, diese Bittschrift zu schreiben, so würde ich besser mit dir zufrieden seyn.“

Der Bittende antwortete ohne Anstand: „Dein Sklave hat von der Natur einige Gabe zu schreiben bekommen; aber du, grosser König, der du wegen deiner Pracht und Freygebigkeit mit Recht gerühmt wirst, hast in dem, was die Austheilung und Güte der Kleider betrift, eine grosse Gabe vor mir voraus.“

Alexan-

Alexander war so zufrieden mit dieser Antwort, daß er ihm Kleider von ansehnlichem Werthe reichen ließ.

Eben dieser Schriftsteller sagt auch, daß dieser König, als er seine letzte Stunde herannahen gesehen, zum Trost seiner Mutter ihr diese Worte in Versen zugeschrieben:

„Nach wenigen Augenblicken Lebens ist dein Sohn dem Tode überliefert —"

„Mit der Schnelligkeit eines Blitzes ist er dahin geglitten, und hat nur viel Gerede hinter sich zurück gelassen."

Der Verfasser des Rabialakir erzählt folgende Worte und Thaten Alexanders:

Als er gefragt ward: warum er seinen Lehrmeister mehr ehrete, als seinen Vater? gab er zur Antwort: „Mein Vater läßt mich vom Himmel auf die Erde herabsteigen, mein Lehrmeister läßt mich von der Erde in den Himmel hinaufsteigen."

Alexander war dem Zorn ergeben, und er warnte seine Freunde vor der Gefahr, sich zu Fürsten zu nahen, wenn sie zornig sind. „Denn, sagte er, wenn die See auch dann, wenn sie still ist, gefährlich ist, was muß sie seyn, wenn die Stürme sie beunruhigen und ihre Wellen erheben."

Eben

Eben dieser König sagte zu einem seiner Minister, der ihm lange gedient hatte: „Ich bin mit dir nicht wohl zufrieden, denn ich bin ein Mensch, folglich dem Irrthum und der Vergessenheit unterworfen; du erinnerst mich nie an einen einzigen Fehler; siehst du an mir nicht mehr Fehler, als ich selbst, so bist du ein Unwissender,*) siehst du sie aber, und verheelest sie mir, so bist du ein Verräther." — **)

Hier ist auch ein Brief, den Alexander an seine Mutter soll geschrieben haben:

Als dieser Fürst, sagt man, seine letzte Stunde herannahen sahe, ließ er seinen Geheimschreiber vor sich fordern, und sagte den folgenden an seine Mutter gerichteten Brief in die Feder:

„Alexander, der gestern Herr der ganzen Erde war; und heute in ihrem Schooß soll begraben werden, — an Olympias, die zärtliche Mutter, die er so wenig gesehen hat, und nie wieder sehen wird."

Unsern

*) In diesem Tone wird gewiß selten ein Fürst mit seinem Minister sprechen.

**) Mehr dergleichen findet man beym Herbelot unter dem Art. Eskander.

Unsern Gruß zuvor.

„Meine Voraltern haben diesen Weg eröfnet, den ich nun betreten werde, und ich werde ihn denen offen lassen, die nach mir kommen werden, Du, Du selbst, arme Mutter! wirst in meine Fußtapfen treten. Es ist mit Menschen, als mit Tagen; sie folgen schnell auf einander, und verlieren sich unmerklich in dem Abgrunde der Ewigkeit. Laß dich demnach nicht durch die anziehende Reize dieser betrügerischen Welt verführen; je größer ihre Gunstbezeigungen sind, je minder dauerhaft sind sie. Das traurige Ende des Königs Philipps meines Vaters ist davon ein einleuchtendes Beyspiel. Seine Tugenden, seine Siege, deine eifrigen Wünsche, und deine Liebe, nichts ist im Stande gewesen, diesen tödlichen Streich von ihm abzuwenden, der ihn von dir gerissen hat, und ob gleich ich in der Blüthe meines Lebens sterbe, so konnte er mich doch nicht überleben. Ertrage meinen Verlust muthig, und vergieße keine Zähren, die dir eben so unanständig als mir seyn würden. Bringe das übrige deiner Tage in der Eingezogenheit zu; oder wo die Einsamkeit Schrecken unter deine Gedanken mischt, so laß nur die zu deinem Umgange hinzu, die noch kein Pfeil der Widerwärtigkeit verwundet hat; deren kleine Anzahl, falls ja noch auf der Erde ein Einziger beständig glück-

lich

lich ist, wird für dich ein Bewegungsgrund zum Trost seyn.

„Was mich anbetrift, so bin ich eben auf meine Abreise bedacht; die Wohnungen, in die ich werde aufgenommen werden, bieten mir eine Stille an, die ich hier unten nicht geniessen konnte. Um der zärtlichen Bande willen, die uns vereinigen, laß dich nicht vom Kummer niederdrücken! es ist dies die letzte Probe deiner Liebe, die dein ehrfurchtsvoller Sohn von dir erbittet.

„Möchte dieser Brief, den ich am letzten Tage meines Aufenthalts auf dieser Welt, und am ersten meiner Aufnahme zu einem Bürger in der andern, unterzeichne, deine Unruhen mäßigen, und deine Traurigkeit besänftigen! Ich wünsche und hoffe, daß es so seyn wird; hintergehe nicht eine Hofnung, die für mich so voll Beruhigung ist, und mache nicht durch unmäßige Betrübniß meine Seele traurig. Lebe wohl.“

Als Olympias diesen Brief Alexanders gelesen hatte, ließ sie ein herrliches Mahl anrichten, und alle Einwohner der Stadt, in der sie sich aufhielt, ohne Unterschied dazu einladen; ihrem Haushofmeister aber gab sie Befehl, Niemand herein zu lassen, als wer ihn versichern würde, daß er in seinem ganzen Leben nie eine Betrübniß gehabt hätte.

Der Hofmeister machte denen, die erschienen, diese Bedingung der Königinn bekannt; da sich aber alle Gäste zurück begaben, so sah Olympias genugsam ein, daß alle Menschen der Widerwärtigkeit unterworfen sind, und bemühte sich, wegen des Verlusts ihres Sohnes, sich zu beruhigen.

Der Leichnam dieses Königs ward in einen goldenen Sarg gelegt, und vom Philemon, einem seiner Generale, nach Alexandrien geführet. Als der Leichenpomp in dieser neuen Stadt Egyptens angekommen war, wurde der Sarg mitten auf dem großen Markt niedergesetzt, der mit einer erstaunlichen Menge Menschen, die ein so außerordentliches Schauspiel herbeygezogen hatte, angefüllt war.

Um das Leichenbegängniß des Eroberers der Welt desto mehr zu ehren, gab der mazedonische General Befehl, daß die Philosophen und Weisen der damaligen Zeit seine Tugenden preisen, und ihn auf solche Art loben sollten, daß ihre bey dieser traurigen Gelegenheit zu haltende Reden solche Dinge enthielten, die den Freunden Alexanders zum Trost gereichen, jedem andern aber zugleich zum Unterricht dienen könnten.

Philemon selbst trat zuerst hinzu, stellte sich bey den Sarg, und sprach: „Wir haben ein

ein sehr treffendes Beyspiel der Nichtigkeit menschlicher Größe vor uns. Widerwärtigkeit, o Alexander, die als eine Sklavin hinter dir hingieng, tritt nun vor dir her; und Glückseligkeit, deine treue Gefährtin, ist dir von der Seite gewichen, die Stelle der Widerwärtigkeit einzunehmen. Ihr Könige der Erden, die er besieget hat, beweint, wo ihr könnt, eure Schiksale bey dem Anblick des Seinigen."

Plato sagte: „O du, der du, von eitler Ehre betrogen, alles zu verschlingen gedachtest, izt treten andere auf, die Früchte deiner Arbeiten, und deiner Beschwerlichkeiten einzusammlen. Von so vielen Eroberungen bleibt dir nichts, als die schreckliche Rechnung, die du dem oberſten Richter abzulegen genöthiget bist."

Aristoteles sagte: „Wir laufen alle auf das Ziel hin, das Alexander nun erreicht hat; laßt uns demnach für das, was ewig dauret, eben die Anhänglichkeit haben, als wir für das haben, was vorübergeht."

Philotas sagte: „Jezt dürfen wir uns nicht wundern, daß Alexander uns während seines Lebens keinen Unterricht gab; er sah voraus, daß sein Tod eine hinlängliche Lehre für uns seyn würde."

Metron sagte: „Gestern hörte die Welt stillschweigend deine Worte: hörest du izt die Worte, womit wir dich anreden?“

Demetrius sagte: „O du, dessen Zorn so schrecklich war, warum warest du nicht zornig gegen den Tod, um ihn hinweg zu schrecken?“

Philopater sagte: „Gestern erschütterte deine Stimme Königreiche, und der Schatten deines Throns bedeckte die ganze Erde; heute ist dein Thron umgestürzt, und deine Stimme ist erloschen.“

Solon sagte: „Alexanders Reden waren nie so beredt, als sein iziges Schweigen.“

Xenophon sagte: „Die Annäherung des Todes darf die Menschen nicht bestürzt machen; allein, sie verschliessen ihre Augen, und verstopfen ihre Ohren, damit sie weder sehen noch hören.“

Philon sagte: „Sterbliche, weinet nicht über den, der zu weinen aufgehört hat, weinet vielmehr über euch selbst.“

Philakton sagte: „O du, dem die Welt für deinen Ehrgeitz zu klein dünkte, wie wirst du dich mit einem so kleinen Platz, als dein Grab ist, befriedigen?“

Als

Als die Philosophen zu reden aufgehört hatten, trat Roxane, die Geliebteste unter Alexanders Gemahlinnen, mitten unter die Versammlung, umfaßte den Sarg, und rief: „Grosser König! als du meinen Vater Darius besiegtest, dachte ich nicht, daß dein Reich sobald würde untergehen.“

Darauf wandte sie sich mit einer Miene voll Unwillens zu den Philosophen, und sagte: „Niederträchtige Schmeichler Alexanders, dieweil er lebte, ihr dürft nach dem Tode seine Tadler werden! Wann ihr, statt auf diesen Held Lobreden zu halten, euch unterstehet, seine abgeschiedene Seele zu beleidigen, so erinnert euch, daß ihr sterblich seyd, wie er, und daß eben die Vorwürfe, die ihr ihm izt machet, mit mehrerer Gerechtigkeit euch nach diesem werden gemacht werden, da ihr, eurer Beschäftigung zufolge, zur Beobachtung einer weit strengern Tugend verbunden seyd.“

Olympias, die während dieser traurigen Zeremonie sich auf ihres Sohnes Sarg gelehnt hatte, stand auf, redete ihn an, und sprach: „O Sohn! nur zu ehrgeiziger Sohn! was ich in dir voraussagte, ist endlich erfolgt; zu begierig nach Eroberungen, wolltest du die ganze Welt mit deinen Siegen anfüllen! aber, was ist die Welt für dich?

Wahrlich nichts! Alle ihre Herrlichkeit ist itzt für dich so leer und so vergänglich, als ein Schatten."

Alexander VI.

Jener berüchtigte heilige Vater in Rom, gab bey der Vermählung seiner Tochter Lukrezia *) mit Alfonso von Este eine kleine Feyerlichkeit, deren Geschichte sein Zeremonienmeister Burchard auf folgende Art erzählt:

„Der Pabst speisete des Abends im Vatikan in seiner Kammer mit seiner Familie, und funfzig liederlichen Dirnen. Nach dem Essen tanzten diese mit den Bedienten, und andern, zuerst bekleidet, nachher nakkend. Sodann wurden alle Lichter von der Tafel an die Erde gesetzt, und vor die Lichter warf man eine Menge Kastanien. Diese mußten die nakten Dirnen auf allen vieren zwischen den Lichtern hindurch

*) Sannazar, ein berühmter Dichter damaliger Zeit, setzte ihr folgende Grabschrift:

Hoc jacet in tumulo, Lucretia nomine, sed re
Thais Alexandri, *filia*, *Sponsa*, *Nurus*. d. i.

Hier liegt Lukrezia, dies war ihr Name nur,
Die lieber Thais heißen sollt' und Phryne;
War Tochter nicht allein und Schnur
Pabst Alexanders — nein — auch seine Konkubine.

durch kriechend holen. — Der Pabst, der Herzog und Lukrezia waren gegenwärtig, und sahen zu.

Endlich wurden Preise ausgesetzt, Beinkleider und Hüthe und andere Dinge für diejenigen, welche mit den meisten der besagten Dirnen öffentlich, und in Gegenwart des Pabstes zu thun haben würden; dies geschah, der Pabst, und die heilige Familie urtheilten, wer des Preises würdig sey, und theilten die Preise aus.“ —

Es ist bekannt, daß dieser Pabst mit einer gewissen Römerin, Namens Vannoccia, vier Söhne und eine Tochter erzeuget hatte. Dem erstgebohrnen, Peter Ludwig, brachte er das Herzogthum Gandia zu wege, welches hernach der andere Bruder Johannes erhielt. Den zweiten, Cäsar (diesen berüchtigten Bösewicht) machte er zum Kardinal, der aber diese Würde wieder ablegte, vielleicht, um das Kardinals-Kollegium der Schande zu überheben, die es sonst nie gehabt, daß jemand von einer unehlichen Geburt mit dem Kardinalspurpur bekleidet worden; dafür aber wurde er zum Herzog von Valenz gemacht.

Der vierte, Gottfried, wurde von ihm zum Herzog von Squillaci gemacht, und die vorhin erwähnte Tochter Lukrezia, welche

nach und nach verschiedenen Männern zur Ehe gegeben wurde, diente als ein Band, unterschiedliche Freundschaften und Anhänge zu knüpfen. Die vier Söhne führten insgesammt eine so schlechte Lebensart, daß deswegen der Pabst öfters von Redlichgesinnten ermahnt wurde, ihnen Einhalt zu thun.

Als der berühmte spanische General Gonsalva einst nach Rom kam, und sich mit diesem Pabste unterredete, sagte ihm dieser mit der Freymüthigkeit eines Soldaten, und dem Eifer eines Christen unters Gesicht: „Er habe einen Ekel und Grausen an der ausgelassenen Ueppigkeit seiner Kinder und Hofbedienten, der Pabst möchte demnach zuvor die Fehler seines Hauses verbessern, welche die päbstliche Würde so sehr verdunkelten, und hernach Hand anlegen, die Kirche wieder zu ihrem vorigen Stande der Heiligkeit zu bringen.“

Von gleichem Innhalte waren die Briefe der beyden Könige von Kastilien und Portugall. —

Jedoch, wie konnten die Kinder anders seyn, da der Vater selbst einen so schändlichen Lebenswandel führte, daß selbst Schriftsteller (wie z. E. Anton Forest) die sonst den Päbsten schmeichelten, nicht unterlassen können, solchen mit den schwärzesten Farben zu schildern.

Wie

Wie aber sein Leben, so war auch sein Tod; denn, als sein Sohn Cäsar Borgia, Herzog von Valenz, für einige Kardinäle, die er heimlich aus der Welt schaffen wollte, Gift in die Trinkgeschirre gemischt hatte, und selbige zu einer Lustbarkeit auf dem Lande eingeladen, zu welcher auch sein Vater Alexander kam, und gleich nach seiner Ankunft zu trinken begehrt hatte, reichte ihm der Vertraute seines Sohns aus Versehen eben einen Becher, in welchem das für die Feinde seines Herrn bereitete Gift war, daran er auf der Stelle seinen Geist aufgab, und zwar im 72sten Jahre seines Alters, und im 11ten seines Pabstthums, im Jahre 1503 den 18ten August *).

Der berühmte Hume sagt von diesem Pabste:

„Nie hat ein Mann, ausser sein Sohn Cäsar Borgia, die sonderbare Mischung der größten Talente mit den schwärzesten Lastern und verdorbensten Sitten weiter getrieben, als dieser.“

Vorbe-

*) Andere sagen, die Vergiftung sey über der Mahlzeit geschehn, wo die Bedienten die Flaschen verwechselt hätten, und daß Cäsar Borgias auch etwas davon bekommen, den aber seine gute Natur noch vom Tode gerettet habe.

Vorbenannter Dichter Sannazar machte ihm folgende Grabschrift:

Fortasse nescis, cujus hic tumulus siet!
Adsta Viator, ni piget.
Titulum, quem Alexandri vides, haud illius
Magni est, sed hujus qui modo
Libidinosa sanguinis captus siti
Tot civitates inclytas
Tot regna vertit, tot duces letho dedit,
Natos vt impleat suos.
Orbem rapinis, ferro & igne funditus
Vastavit, hausit, eruit;
Humana jura, nec minus caelestia,
Ipsosque sustulit Deos.
Ut scilicet liceret (heu scelus!) Patri
Natae sinnm permingere,
Nec execrandis abstinere nuptiis
Timore sublato semel.

Alfred.

Dieser berühmte König der Angelsachsen, den unser vortrefliche Haller sich zum Muster eines guten

guten Monarchen wählte, scheint in der That das vollkommene Ideal gewesen zu seyn, welches alle Philosophen einen Weisen genannt haben, und welches sie in ihrem Enthusiasmus mehr aus Vergnügen zu einer schönen Fiction zu schildern gesucht haben, als in Hofnung, daß solche sich jemals realisiren würde.

Das erhabene Verdienst, welches Alfred in öffentlichen und Privatangelegenheiten zeigte, kann auf die vortheilhafteste Weise die Parallele mit allen Monarchen und berühmten Männern halten, deren Ruhm die Jahrbücher der Welt unsterblich gemacht haben.

Alle Tugenden des Alfreds hatten eine so glückliche Mischung, waren so vollkommen mit einander vereinigt und verbunden, und so thätig, daß sie sich gegenseitig in den gehörigen Gränzen hielten, die jede beobachten mußte.

Er wußte in allen seinen dreisten Unternehmungen und in seiner ganzen Aufführung den feurigsten Muth mit der phlegmatischen Mäßigung zu vereinigen; das standhafteste Beharren mit der größten Biegsamkeit; die strengste Gerechtigkeit mit der größten Gelindigkeit; das ernste Befehlen mit der einnehmendsten Art; er besaß die ausgebreitesten Kenntnisse, den lebhaftesten Geschmack für die Wissenschaften; das größte Genie und die glänzendsten Talente zum Kriege.

Seine

Seine bürgerlichen und kriegerischen Tugenden würden gleiche Bewunderung verdienen, wenn man den erstern nicht deswegen ein vorzügliches Lob beylegen müßte, weil sie bey Prinzen, so nützlich sie ohnstreitig sind, gemeiniglich sehr selten angetroffen werden.

Die Natur hatte ihn überdies mit allen äusserlichen Vortheilen überhäuft. Man bewunderte seine gesunde Leibesgestalt, die Majestät seiner Taille, seine edle Miene, seine regelmäßigen Züge, und dies kostbare Geschenk einer offenen, geistreichen, angenehmen und liebkosenden Gesichtsbildung.

Das Schicksal allein verschwieg seinen Ruhm, indem es ihn in ein barbarisches Jahrhundert versetzte, wo es an würdigen Geschichtschreibern fehlte, die seinen Namen auf die Nachwelt fortpflanzen konnten.

Alzestis.

Die Fabel sagt, daß sie ihren Gemahl Admetus so sehr liebte, daß sie freywillig für ihn starb, als Apollo von den Parzen für ihn ausgewirkt hatte, daß, wenn seine Lebenszeit vorbey sey, und entweder eins von seinen Aeltern, oder auch seine Gemahlinn für ihn sterben

ben wollte, er sein Leben noch länger behalten solle. — Jedoch erhielt sie ihres auch wieder.

Der Dichter Euripides hat uns von ihr eine der schönsten zärtlichtraurigen Scenen hinterlassen, wo sie von ihrem Gemahl und von ihren Kindern, und von ihren Hausbedienten Abschied nimmt:

„Als sie fühlte, daß der fatale Tag gekommen sey, badete sie ihren schönen Leib in reinem Flußwasser, und zog sich hernach festlich an. Dann trat sie vor den Heerd der Vesta, und betete: O Göttin! da ich nun unter die Erde gehe, so höre meine letzte demüthige Bitte; sey die Vormünderinn meiner Waisen. Gieb dem Admet eine zärtliche Gattin, dieser einen edelmüthigen Gemahl; laß sie nicht, wie die, die sie gebohren hat, vor der Zeit sterben; sondern ein langes und glückseliges Leben in vollem Wohlstande, in ihrem väterlichen Lande vollenden."

Sie besuchte alle Altäre, so viel in dem Hause des Admetus waren, bekränzte sie mit Myrtenzweigen, und verehrte die Götter. Dieses that sie ohne Weinen, und ohne einen Seufzer hören zu lassen. Ihr schönes Gesicht zeigte keine Spur des ihr bevorstehenden Schicksals.

Als sie aber hierauf in ihr Zimmer, und an ihr Bette gieng, flossen häufige Zähren,

und

und man hörte sie folgende Worte sagen: „Du eheliches Bette, in dem ich den Jungfräulichen Gürtel für den Mann aufgelößt habe, für den ich itzt sterbe, sey mir zum letztenmale gegrüßt! noch hasse ich dich nicht, wiewohl du mich umbringst. Von dir wird eine andere Frau Besitz nehmen, nicht keuscher, noch treuer als ich — aber wohl glücklicher."

Dann warf sie sich auf das Bette hin, küßte und benetzte es mit Thränen — dann, müde vom Weinen, stund sie auf, verließ das Zimmer, kam wieder zurücke, und so gieng sie oft aus und ein, und warf sich oft auf das Bette hin.

Ihre Kinder hiengen an ihrem Gewand und weinten. Sie nahm eins um das andere in den Arm, küßte sie oft, und so, als wenn jeder Kuß der letzte wäre.

Alle Bediente des Hauses weinten, und beklagten ihre Gebieterinn; sie reichte jedem die Hand, nennte jeden, auch den Geringsten, mit Namen, grüßte sie, und wurde von jedem gegrüßt." Soweit Euripides.

Trotz allen Satyren der Männer auf das weibliche Geschlecht stellt uns die Geschichte nicht allein dieses, sondern auch noch viele andere Beyspiele dar, daß dies Geschlecht, wenn

es

es einmal von Herzen liebt, viel beständiger in der Liebe ist, als das männliche.

Amazonen.

Von diesen ist soviel fabulirt worden, daß man zuletzt gar ihre ehemalige Existenz läugnen will. Indessen hat man dennoch glaubwürdige Fakta, welche beweisen, daß die ältern Amazonen wirklich existirt haben. Es sind noch verschiedene Denkmäler und sogar Münzen vorhanden, welche zuverläßig, nebst den bewährtesten Geschichtschreibern beweisen, daß dasselbe keiner historischen Zweifelsucht mehr ausgesetzt seyn kann.

Man giebt ihrem Namen eine sehr verschiedene Deutung. Gemeiniglich wird er aus dem Griechischen hergeleitet, und soll Personen bedeuten, die mit einem Gürtel versehen sind *). Und dieser Name soll ihnen von den Griechen beygelegt worden seyn, weil sie beständig einen Gürtel trugen, welches in Griechenland, und im ganzen Orient ein Sinnbild der Keuschheit, der

*) Man nannte sie auch bey den Scythen Aeorpaten, das heißt: nach Mannsblut dürstende Feindinnen. Von aeor, ein Mann, und pata, tödten. S. Herodot im IV Buch n. 110.

der Sittsamkeit und der Ehrbarkeit der Weibspersonen war, und ein großer Theil der Amazonen behauptete auch in der That eine ewige Jungfrauschaft; die andern legten ihren Gürtel nicht länger ab, als die Nothwendigkeit, ihrer Republik Bürgerinnen zu verschaffen, sie verpflichtete, Umgang mit Mannspersonen zu pflegen.

Ursprünglich waren sie aus Scythien gebürtig, und wurden durch fremde Eroberungen aus ihrem Lande verjagt. Damals waren sie verheyrathet, und ihre Männer zogen mit ihnen, ihren Kindern und Freunden, unter einem zahlreichen Gefolge junger Leute beyderley Geschlechts, in das asiatische Sarmazien. — Hier verschafften sie sich mit dem Degen in der Faust, Wohnplätze, und zu den Schätzen, die ihnen mangelten, verhalfen sie sich durch unaufhörliche Streifereyen in die Gegenden, die auf den Küsten des schwarzen Meers liegen.

Die Völker dieser Länder, die der beständigen Streifereyen dieser neuen Ankömmlinge überdrüßig wurden, traten zusammen, sahen sich ihre Zeit ab, überfielen sie, und machten sie alle, oder doch beynahe alle nieder. Ihre Weiber faßten den Entschluß, den Tod der Männer zu ahnden, doch aber dabey auf ihre Sicherheit bedacht zu seyn, und geriethen auf den kühnen Anschlag, eine neue Art von Republik

publik aufzurichten; nemlich zusammen zu halten, Gesetze unter sich einzuführen, Königinnen zu erwählen, und sich, ohne Beystand von Männern, selbst gegen die Männer zu behaupten.

Ueber diesen herzhaften Vorsatz wird man sich nicht so sehr wundern, wenn man weiß, daß ohnehin bey den Scythen die Mädgen größtentheils mit den Knaben zu einerley kriegerischen Uebungen erzogen wurden; den Bogen zu spannen, den Wurfspieß zu werfen, andere Arten von Gewehr zu brauchen, zum Laufen, zur Jagd, ja sogar zu einigen sehr beschwerlichen Arbeiten, die den Männern ganz allein zuzukommen scheinen. Bey ihnen war es so gut, als bey den Sarmaten, die ebenfalls scythischen Ursprungs waren, und den Mädgen eine gleiche Erziehung gaben, etwas gewöhnliches, daß eine Menge Weiber mit den Männern in den Krieg zogen, indem sie männliche Herzhaftigkeit und Wildheit besaßen.

Kaum hatten sie den Entschluß gefaßt, ein Volk von Weibern zu errichten, als sie sich wirklich zur Ausführung dadurch anschickten, daß sie sich in allen kriegerischen Unternehmungen übten. Sie versicherten sich gar bald des Besitzes von dem Lande, das sie inne hatten; und nicht genug, daß sie ihren Nachbarn zeigten, sie würden sich umsonst bestreben, sie dar-

aus zu vertreiben, oder sie unterthänig zu machen, so überzogen sie sie vielmehr in ihren eigenen Ländern mit Krieg, und erweiterten ihre Gränzen.

Bisher hatten sie noch des Unterrichts und Beystandes der Männer bedurft, die in ihrem Lande übrig geblieben waren; sobald sie sich aber im Stande sahen, der Männer fürs Künftige entübrigt zu seyn, und sich durch eigene Kräfte zu behaupten, und auszubreiten, so tödteten sie alle, die durch ein glückliches Ohngefähr, oder die Flucht, noch der Wuth der Sarmaten entgangen waren, und entsagten dem Ehestande, der ihnen nunmehr blos ein unerträgliches Joch zu seyn schien, auf ewig.

Weil sie sich jedoch der Dauer ihres neuen Königreichs anders nicht versichern konnten, als durch eine Fortpflanzung ihres Geschlechts, die doch gleichwohl ohne Zuthun von Männern nicht geschehen konnte; so machten sie sich das Gesetz, alle Jahre auf ihre Gränze zu gehen; die Mannspersonen aus ihrer Nachbarschaft zu sich zum Besuch einzuladen; sich den Umarmungen derselben (ohne Wahl von ihrer Seite, ohne vorzügliche Liebe zu dem, oder jenem, ohne ihr Herz an Einen zu hängen) preis zu geben, und sich wieder von ihnen zu trennen, sobald sie sich schwanger fühlten, oder es zu seyn glaubten, und nur zu der Zeit legten sie ihren Gürtel

tel ab; aber sobald sie zurück nach Hause kamen, legten sie ihn wieder an.

Indessen giengen eben nicht alle erwachsene und mannbare Mädgen, die dem Staate Dienste leisten wollten, ihm Töchter zu verschaffen, auf einmal hin, den Umgang mit Mannspersonen zu suchen; sondern es kamen ihrer nur eine gewisse Anzahl mit einander; und wenn eine bey ihnen das Recht haben wollte, sich mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts befassen zu dürfen; so mußte sie sich vorher bereits durch Zerstörung desselben hervorgethan haben. — Kurz, keine war eher würdig, Kinder zur Welt zu bringen, als bis sie drey Männer getödtet hatte.

Kamen nun aus ihrer thierischen Zusammenkunft Töchter zur Welt, so behielten sie selbige und zogen sie auf. Die Knaben aber erstickten sie entweder gleich in der Geburt, oder verdrehten ihnen Arme und Beine, um sie zu kriegerischen Uebungen untüchtig zu machen, — die aber noch am wenigsten umbarmherzig waren, schickten die Knaben ihren Vätern zu.

Das Widersprechende in diesen Berichten ist blos scheinbar. Man muß nur die Zeiten unterscheiden. Als die Amazonen den Ueberrest von Mannspersonen aus ihrer Nation, der noch bey ihnen geblieben war, getödtet hatten;

so nahmen sie, um doch Mütter zu werden, ihre Zuflucht zu ihren Nachbarn. Weil nun ihre Rachgier gegen die Mannspersonen damals noch in ihrer größten Stärke war, so ist es wahrscheinlich, daß ihre natürliche Barbarey und Grausamkeit sie verleitete, den männlichen Kindern, mit denen sie niederkamen, fast im Augenblicke der Geburt den Tod anzuthun. Aus Haß gegen dieses Geschlecht, hielten sie die Mühe, Knaben zu erziehen, für eine wahre Strafe.

Sobald hingegen nachher ihre Wuth ein wenig nachgelassen, und bey dem größten Theile von ihnen sich das mütterliche Herz geregt hatte, faßten sie einen Abscheu vor dem Gedanken, diesen kleinen Geschöpfen das Leben, das sie ihnen nur eben gegeben hatten, wieder zu nehmen.

Sie erfüllten also wenigstens gegen sie die ersten Pflichten der Mutter; zugleich aber sorgten sie dafür, daß sie keine Revolution im Staate anstiften konnten, indem sie sie dermaßen zu Krüppeln machten, daß sie untüchtig wurden, die Waffen zu führen; dabey richteten sie sie zu einigen verächtlichen Diensten ab, die für sie selbst, als kriegerische Weiber, ihren Gedanken nach, zu niedrig waren. —

Nachdem sie endlich durch Eroberungen ihre Macht befestigt hatten, und ohne alle Ver-

min-

minderung der Herzhaftigkeit doch ihre Unbarmherzigkeit geringer wurde (zumal da ihr Staatsinteresse sie nöthigte, mit den benachbarten Völkern, und sogar mit etwas entferntern Nationen in gutem Vernehmen zu stehen), alsdann trafen sie, entweder aus eigner Bewegung, weil sich die Anzahl der männlichen Kinder, die sie am Leben gelassen, so sehr vermehrt hatte, daß sie ihnen zur Last fiel, oder auch, auf Bitten und Vorstellungen der Männer, denen sie ihre Schwängerung zu danken hatten, mit ihnen die Abrede, daß diese die Erziehung der Knaben übernehmen, sie hingegen die Mädgen fernerhin behalten wollten. —

Weiber, die beständig mit dem Kriege beschäftigt waren, hatten freylich keine Zeit, ihren Kindern die Nahrung zu reichen, welche die Natur für dieselben in ihrer Brust bildete. — Es kann seyn, daß sie ihnen die ersten Tage über ihre Milch gönnten; aber es ist doch gewiß, daß sie in der Folge, statt derselben, Pferdemilch brauchten *); und damit verban-

*) Noch heutiges Tages bedienen sich die Tartarn, Kalmucken, Jakuten, Mongalen, und andere ihnen ähnliche Völker, die starke Viehzucht haben, der Pferdemilch, welche sie in Gährung bringen, und woraus sie ein berauschendes Getränk, das sie Kumiß nennen, zubereiten.

den sie eine Art Manna, welches sie des Morgens von den Blüthen und Blättern der Pflanzen, und von einigen Bäumen auflasen, die in den Gegenden um das schwarze Meer wuchsen, so wie das Mark von einem gewissen Zukkerrohr, welches der Boden am Ufer des Thermodon trug. Bey dieser Nahrung erhielten sie dieselben jedoch so kurze Zeit, als möglich, weil sie ihnen zu schwach dünkte. Dagegen fiengen sie so zeitig als möglich an, sie nach und nach zu den harten Nahrungsmitteln und starken Speisen zu gewöhnen, deren sie sich selbst bedienten; und diese waren nichts anders, als das Fleisch von Vögeln und Wildpret, die sie auf der Jagd erlegt hatten; so wie auch das Fleisch gewisser Arten von Schlangen. Dieses Fleisch aßen sie halb gar gekocht, und oftmals noch roh; und die Speisen ihrer Kinder waren, so wie noch jetzt bey den Tartarn und Kalmucken &c. niemals zärtlicher und feiner, als ihre eigenen.

Sobald es das Alter der jungen Mädgen verstattete, waren sie darauf bedacht, ihnen die rechte Brust abzunehmen, damit sie desto besser in den Stand gesetzt würden, den Bogen zu spannen.

Nach der gemeinen Meynung brannten sie ihnen dieselbe ab, indem sie ihnen in einem Alter von 8 Jahren heiße Eisen anlegten, welche die Faßern und Drüsen dieses Theils ausdörrten.

ten. Und obgleich einige glauben, man habe damit nicht einmal so viel Umstände gemacht, sondern wenn sich dieser Theil gebildet gehabt, habe man ihn kurzweg abgelöst; so mag doch dies wohl, wie noch andere behaupten, die Wahrheit seyn, daß man kein gewaltsames Mittel gebraucht, sondern den Mädgen von Kindes Beinen an die rechte Seite der Brust aufs schärfste geschnürt; und durch diese unaufhörliche Pressung sey die Brust gehindert worden, zu wachsen, und sich auszubilden, oder hätte doch nicht über einen gewissen Grad wachsen können, der ihnen nicht im Wege seyn konnte.

Von den Kleidungen der Amazonen ist wenig bekannt. Die Berichte der Schriftsteller sind hierüber so unzulänglich, und selbst das Gepräge auf den Münzen ist hierinn so verschieden, daß man nichts entscheidendes hievon behaupten kann. So viel ist gewiß, daß diese Kleider gemeiniglich von den Häuten der Thiere gemacht wurden, die sie auf der Jagg erlegt hatten. Die Kopfrüstung aber war der Helm, mit einem Federbusche geziert.

Ihre Waffen bestanden aus Pfeil, Lanze, Wurfspieß, Streitaxt und halben Mondsförmigen Schilde, so man Pelta nannte. Ihre musikalischen Instrumente, deren sie sich im Kriege bedienten, waren die Trompete und das Waldhorn.

Unter allen Waffen gefiel ihnen die Lanze am besten, und sie befleißigten sich, sie mit vieler Anmuth und Vortheil zu führen. — *)

Die Amazonen konnten ihren Thron nicht anders befestigen, als dadurch, daß sie die Einwohner der Gegenden um den Kaukasus und der mittägigen Ufer des Tanais, oder Don-Stromes, nemlich die Cimbrier, die Kolchier, die Sarmaten, die Lazier, die Iberier und die Albanier unter ihre Bothmäßigkeit brachten. Diese Völker bewohnten damals einen Theil von der kleinen Tartarey, der Krim und Zirkaßien. Sie waren alle ungemein barbarisch und beherzt; und die Iberier und Albanier konnten sich zu den Zeiten des Pompejus rühmen, daß sie noch nie dem Joche der Meder, der Perser, oder der Mazedonier unterwürfig gewesen wären.

„So gefährlich es auch seyn mochte (sagt der Abt Guyon) mit jenen kriegerischen Völkern, die in diesen benannten Gegenden wohnten, sich in einen Krieg einzulassen, so erschraken doch die Amazonen nicht vor ihnen; ja vielmehr waren diese Völker gerade diejenigen, wi-

der

*) So erschien die Königin Thalestris auch vor Alexander dem Großen in dieser Rüstung, mit dem Harnisch auf der Brust.

der die sie am ersten zu Felde zogen. Nach der Ermordung ihrer Männer bewiesen sie, daß sie in das Erbe ihres Geistes und ihres Herzens getreten waren. Gleich Anfangs versicherten sie sich des Besitzes der Gegend, worinnen sie wohnten; und der glückliche Erfolg ihres Unternehmens machte ihnen Muth, ihre Absichten weiter auszudehnen. Sie legten den Grund zu einer Monarchie, welche den Ruhm ihres Geschlechts dadurch befestigen sollte, da sie bewiesen, daß Weiber wohl fähig wären, dem Zepter und der Krone durch die Art und Weise, wie sie dieselben zu tragen wüßten, Ehre zu machen. **Marpesia** und **Lampeto** waren es, die man dieser Ehre am würdigsten fand, und von Stund an legte man ihnen den Titel Königinnen bey. Sie lasen hierauf diejenigen aus, welche ihre Jahre, ihre Stärke, und ihre Herzhaftigkeit tüchtig machten, die Waffen zu führen. Ihr Charakter, ihre Rachgier und die Nacheiferung machten, daß sie sich binnen Kurzem eine Fertigkeit in den soldatischen Uebungen erwarben.

„Die Thaten, durch die sie in der Welt zu erst bekannt wurden, machten sie fürchterlich; und diese anfänglichen Glücksfälle gaben Anlaß zu den ganz einfachen Gesetzen, durch die sich der Staat der Amazonen nicht nur behauptete, sondern so gar glänzend wurde: der Ehe nemlich

lich auf Lebenslänglich zu entsagen; keinen Umgang mit Mannspersonen weiter zu pflegen, als um sich Nachfolgerinnen zu verschaffen *); keinen Knaben aufzuziehen, nur die Mädgen zu behalten, die sie von Kindheit auf zum Kriege bestimmten; von der Frucht ihres Bogens zu leben; vor der Herrschaft der Männer sich mehr zu scheuen, als vor sonst irgend etwas; kurz, von Niemanden Befehle anzunehmen, als von denen, welche die Wahl, oder ihre Geburt auf den Thron erheben würde."

Dieses waren die einzigen Grundgesetze, nach welchen die Amazonen ihre Regierungsform einzurichten beschlossen. — Indem eine von ihren Königinnen bey Hofe, oder in der Hauptstadt blieb, um für die innere Sicherheit zu wachen, so befand sich mittlerweile die andere an der Spitze der Armee, und beobachtete die Verfassung und die Bewegungen der benachbarten Völker an der Gränze. Auf den ersten

*) Die benachbarten Nazionen, die sich mit diesen wilden und barbarischen Schönen abgaben, um ihnen Nachfolgerinnen zu verschaffen, handelten wohl in der That sehr gegen die Politik, dieses politisch barbarische Weiberregiment durch ihren Beyschlaf zu vermehren, und dies ists, was bey der Amazonengeschichte am sonderbarsten kontrastirt.

ersten Ruf von der geringsten Feindseligkeit brauchte sie diesen zum Vorwand, eine Kriegserklärung zu thun. Sie rückte ins feindliche Land ein, verbreitete überall durch Verwüstungen das Schrecken, warf alles über den Haufen, was sich nur blicken ließ, um Widerstand zu thun, und nützte sodann das Recht der Eroberung, indem sie das Land und die Völker, die sie überwunden hatte, ihrer Regierung unterwürfig machte.

Marpesia, unter deren Anführung die ersten Eroberungen gemacht worden waren, bezwang verschiedene Nazionen, die sonst das Schrecken des mittägigen Asiens gewesen waren, und sogar die Bewohner des Gebirges Kaukasus, welches noch kein Eroberer zu thun versucht hatte. „Es ist kein Zweifel“ sagt der vorhin angeführte Schriftsteller, daß sie in dem Verlauf dieser Feldzüge nicht auch andere Weiber an sich gezogen haben sollten, die aus natürlicher Neigung, aus Mißvergnügen über ihre Männer, oder sonst aus andern Bewegungsgründen unter ihrer Armee an- und aufgenommen zu seyn begehrten. Es erhellt auch, daß sie Männer aushoben, die ihnen zu Hilfsvölkern dienten, und ihre Miliz verstärken mußten. Die Gewalt, die sie sich über dieselben erworben hatten, die zuver-

sicht-

sichtliche Erwartung des Siegs, und die Lockung der Beute bewogen die Scythen, im Gefolge der Amazonen zu marschiren; und sie dienten mit Vergnügen unter diesen Kriegerinnen, die in der Kriegskunst erfahrner waren, als sie selbst.“

Nun drangen sie in Klein Asien ein, und breiteten sich längst des schwarzen Meers aus; sie bemeisterten sich der weitläuftigen Ebenen, welche der Thermodon und der Iris mit ihren Wassern benetzen, und stifteten daselbst den beträchtlichsten von ihren Wohnsitzen. Sie erbaueten auch in dieser Gegend Themiscyra, die so sehr berühmte Stadt, die der Sitz ihres Reichs war.

Nach dieser Eroberung breiteten sie sich auf den Küsten des ägäischen Meers aus, und legten daselbst den Grund zu verschiedenen beträchtlichen Städten, welche zu ewigen Denkmälern ihrer Siege gereichten.

Nachdem sie es so weit gebracht hatten, daß ihr Reich einen Umfang von mehr als 500 Meilen einnahm; so theilten sie dies Reich in drey Königreiche, die von drey Königinnen, davon die erste, wie gesagt zu Themiscyra, die zwote in Sarmazien, und die dritte in der Gegend von Ephesus ihren Sitz hatte, beherrscht wurden, die aber alle drey einmüthig

darauf

darauf bedacht waren, wie sie einander im Nothfalle ohne Mühe Beystand wider ihre gemeinschaftlichen Feinde leisten könnten. —

Ihr Reich hatte noch nicht 300 Jahr bestanden, als sie mit dem Thebanischen Herkules Krieg bekamen, und der einige Vortheile über sie erhielt, dafür aber wurde auch dieser Feldzug des Herkules unter seine 12 berufenen schweren Unternehmungen gezählt. —

Auch mit dem Theseus, Könige von Athen, bekamen sie bey dieser Gelegenheit Krieg, in welchem sie sich sehr tapfer hielten, aber dennoch zurück getrieben wurden. Diejenigen Amazonen, die in der unglücklichen Schlacht bey Athen nicht blieben, schämten sich über ihre Niederlage dermaßen, daß sie nicht das Herz hatten, sich in Themiscyra wieder blicken zu lassen, und begaben sich dieserwegen in das europäische Scythien, jenseits Thrazien, wo sie sich lange Zeit aufhielten, und daher den Beynamen: Thrazierinnen bekamen.

Um sich an den Griechen zu rächen, kamen sie dem Könige Priam bey Belagerung seiner Hauptstadt Troja zu Hülfe — Ihre Königin Penthesilea wurde aber hier vom Ueberwinder des Hektor, dem berühmten Achilles, getödtet.

Diese

Diese Feldzüge, in welchen verschiedene von ihren Königinnen getödtet wurden, schwächten aber ihr Regiment dermaßen, daß sie über die überwundenen Völker nicht mehr mit derjenigen Obermacht gebieten konnten, wie ehemals, und daher nahmen diese Gelegenheit, das Joch abzuschütteln, und sie aus einem Theile der weitläuftigen Staaten, die sie inne hatten, zu verdrängen.

Indessen blieben sie in Kappadozien, und behaupteten sich darinnen, indem sie immer noch nach ihren alten Gesetzen lebten. Weil sie sich aber zu schwach fühlten, einen Versuch zu machen, um wieder zu erobern, was sie verlohren hatten; so war alles, was sie thun konnten, weiter nichts, als daß sie nur dieses kleine Königreich zu erhalten suchten, und hier regierte Thalestris, die aus der Geschichte Alexanders des Großen bekannt geworden ist.

Noch befanden sich die Amazonen bey derjenigen Armee der Albanier, welche von dem großen Pompejus in einer Schlacht geschlagen wurde, worinnen ihr König umkam. Dies ist die letzte That, die man in der Geschichte von ihnen findet.

Amboina.

Eine der schönsten Inseln in Ostindien, stand ehemals unter der Herrschaft der Portugiesen. — Die Art, mit welcher sie sich von ihrer Despotie befreyete, verdient bemerkt zu werden:

Bey einem öffentlichen Feste bemächtigte sich ein Portugiese eines sehr schönen Weibes; ohne im mindesten auf die Wohlanständigkeit zu sehn, begegnete er ihr auf die unverschämteste Weise. Einer von den Insulanern, Nahmens Genulio bewafnete seine Mitbürger; ließ dann alle Portugiesen auf einen Platz zusammen führen, und sagte zu ihnen:

„Um die so grausamen Beschimpfungen zu rächen, wie diejenigen waren, die wir von euch erduldet haben, forderte es Thaten, und nicht Worte. — Indessen höret mich: Ihr prediget uns von einem Gott, der, wie ihr sagt, ein Vergnügen an den großmüthigen Handlungen der Menschen findet; und eure Gewohnheiten sind, rauben, morden, schänden und schwelgen; alle diese Laster ersäufen eure Herzen. Unsere Sitten, und die eurigen können sich nicht vereinigen: die Natur hat es vorgesehen, indem sie uns durch unermeßliche Meere von euch abgesondert hat, und ihr habt diese Gränzen überschritten. Diese Verwegenheit, worüber ihr euch stolz zu seyn erfrechet, ist eine

Probe von eurem verderbten Herzen. Folget mir: lasset Völker in Ruhe, die euch so wenig gleichen; suchet euch Wohnungen bey so wilden Nazionen, wie ihr seyd; der Umgang mit euch würde uns viel schädlicher seyn, als alle die Geißeln, womit uns euer Gott plagen könnte. Wir entsagen eurem Bündnisse auf immer; eure Waffen sind besser, als die unsrigen, aber wir sind gerechter, als ihr, und fürchten euch nicht. Die Jtonen sind von heute an eure Feinde: fliehet ihr Land, und hütet euch, jemals wieder darinn zu erscheinen.“ —

Eine Insel, bewohnt mit christlichen Portugiesen, hätte sich gewiß eine blutigere Genugthuung genommen, und wäre nicht so gütig gegen die armen Heyden, als diese Heyden gegen sich nennende Christen gewesen! ! !

Amerika.

Stellt den Augen des Philosophen die merkwürdigsten Erscheinungen dar. Die Nazionen hauptsächlich, womit diese Halbkugel bevölkert ist, liefern den seltsamsten und lehrreichesten Artikel zur Geschichte des Menschen.

Der Himmelsstrich dieses Landes ist böse, unfruchtbar, und den vierfüßigen Thieren, die überhaupt um ein Sechstheil kleiner als die Europäi-

ropäischen sind, nicht zuträglich. — Es giebt mehr giftige Pflanzen und kriechende Thiere und Insekten daselbst, als in allen drey übrigen Welttheilen. — Es hat einen feuchten und kothigten Erdboden, und daher gerathen der Zukker, die Melonen, Kürbisse, und der Kohl dort besser, als die Fruchtbäume. —

Amerika hat uns mit derjenigen Krankheit beschenkt, welche die Natur in den Quellen des Lebens vergiftet, und wir haben ihm dagegen die Kinderblattern überbracht. — Der erste Amerikaner, der hieran starb, war der Bruder des unglücklichen Montezuma; und der erste europäische Fürst, der an der amerikanischen Krankheit *) starb, war König Franz I. im Jahr 1547.

Die böse Beschaffenheit des amerikanischen Himmelsstrichs kommt von der grossen Feuchtigkeit seines Dunstkreises, und der unglaublichen Menge stehender Wasser her, die eine Folge von einer grossen Ueberschwemmung sind, welche diese Gegenden muß verheert haben.

Als sich die Kolonisten zuerst in Amerika niedergelassen hatten, konnten sie keines von ihren Kindern beym Leben erhalten; die Bös-

*) Die nachher gewöhnlich die Franzosen benennt worden.

artigkeit der Luft, oder unbekannter Krankheiten erstickten sie in der Wiege, oder doch in jungen Jahren. Noch heutiges Tages bleibt ihnen ungefähr der vierte Theil von ihren Kindern übrig. Das Klima der neuen Welt enthält ein verborgenes Uebel, welches sich der Vermehrung des menschlichen Geschlechts widersetzt. Hauptsächlich zeigt es sich bey den Negern, wovon seit drittehalb hundert Jahren alle Jahr 40,000 nach Amerika geliefert werden müssen.

Gleich Anfangs hielt man die Amerikaner für keine Menschen, sondern für eine Art von Affen, oder Orang-Outang; sie wurden hernachmals durch eine päbstliche Bulle für Menschen erklärt: ungeachtet dieser Bulle ward man in der Kirchenversammlung zu Lima noch streitig, ob man ihnen die Sakramente ertheilen könnte. Viele aus ihnen haben keine Augenbraunen, und keiner hat einen Bart, welches allein schon ihre Schwäche beweist. — Ihre geringe Neigung zu dem weiblichen Geschlechte kann nur von dieser Schwäche herrühren. Ihr Blut mußte würklich schlecht ausgearbeitet werden, weil gestandene Männer in verschiedenen Gegenden Milch in ihren Brüsten hatten. Daher soll es ebenfalls kommen, daß die Kinder männlichen Geschlechts überall mit Brüsten, die Milch enthalten, auf die

Welt kommen. Dies kommt von der überflüssigen Feuchtigkeit her.

Die Amerikaner sind ihr langes Leben ihrem feuchten Temperamente schuldig; so wie die Weiber überhaupt verhältnismäßig älter werden, als die Männer, weil die knorplichten Theile und Gebeine ihres Körpers immer erfrischet und angefeuchtet, und also später hart werden.

Die amerikanischen Weiber wurden sehr leicht entbunden; und da sie wenig Kinder zeugten, aber an Milch einen Ueberfluß hatten, so säugten sie ihre Kinder in den mittäglichen Gegenden bis in das zehnte, und in den nordischen bis in das siebende Jahr. Man sah allda beynahe sechzigjährige Weiber, die ihre Enkel säugten.

Was die Lauigkeit der Amerikaner in der Liebe beweiset, ist die heftige Leidenschaft, wovon ihre Weiber und Töchter gegen die Europäer bey ihrer Ankunft eingenommen wurden. Diese Leidenschaft gieng so weit, daß sie ihnen ihr Vaterland verriethen, und die Spanier haben ihnen die meisten Eroberungen von Amerika zu verdanken. — Eine Indianerin brachte dem Kolumbus Lebensmittel, als er zum erstenmal auf die antillischen Inseln kam. — Ein Mädchen, das sich in den Diaz verliebt hatte,

 trug

trug das Meiste zur Errichtung der Stadt St. Domingo bey. — Marina, die Buhlerin des Cortes, war das vornehmste Werkzeug bey der Einnahme von Mexiko. — Die Tochter des Kaziken von Kotazi öfnete dem Ferdinand Sotto Florida. — Die Weiber retteten den Vasko Nunnez und seine ganze Armee, von einer zu Darien angesponnenen Verrätherey. — Die Weiber der Wilden von Louisiana erhielten durch eine zu rechter Zeit gegebene Nachricht die französischen Kolonien von einem allgemeinen Blutbade.

Eben so merkwürdig ist die physische Unempfindlichkeit dieser Völker der neuen Welt, als ihr Unvermögen, und die Schwäche ihres Temperaments. Die schrecklichen Peinen, womit die Wilden aus Norden ihre Gefangnen plagen, und bey denen weder diese, noch ihre Henker eine Empfindung zu haben scheinen, haben verschiedene Europäer, welche Augenzeugen davon waren, auf den Einfall gebracht, daß das Gefühl des Schmerzes in ihnen wegen der Kälte ihres Geblüts stumpf geworden sey. — Ob man nun gleich diese Erklärung für lächerlich gehalten hat; so ist doch gewiß, daß in ihrer Organisation eine Ursache verborgen seyn muß, welche die Empfindlichkeit schwächet, und die Erschütterung der Nerven bey diesen gefühllosen Menschen vermindert. Man beobachtet,

achtet, daß sie fast alle ohne Zuckungen und heftige Schmerzen sterben.

Im Süden, wie im Norden sieht man sie mit dieser sonderbaren Gelassenheit sterben, die man bey uns andern Nazionen Seelengröße nennen wurde, die aber bey ihnen nichts, als eine maschinenmäßige Wirkung der Schwäche ihrer sinnlichen Werkzeuge ist. Denn diese Gleichgültigkeit gegen das Leben hat ihnen niemals einen Muth eingeflößet, und sie bey vorstehender Gefahr nur zur Verzweiflung und Selbstmord verleitet, welche die Zuflucht schwacher Seelen sind. Was den moralischen Charakter der Amerikaner betrift; so sind sie eigentlich weder tugendhaft noch lasterhaft; der Hunger und der Durst sind die zwo Triebfedern, die sie in Bewegung setzen; wenn sie dieselben gestillt haben, überlassen sie sich der Faulheit und dem Schlafe. Sie würden nie aus ihren Hütten herfür kommen, wenn sie nicht das Bedürfniß dazu zwänge; sie sind Kinder bis an ihren Tod, sehen nichts vor, und verbessern nichts. —

Wenn man alle Umstände zusammen hält, welche bey der Eroberung von Amerika vorgekommen sind; wenn man sieht, mit wie wenig Mitteln, und mit welcher Geschwindigkeit sie zu Stande gebracht worden; so muß man die Amerikaner für die feigesten Memmen halten.

Die Spanier gestehen, daß ihnen in diesen Kriegen die englischen Doggen die besten Dienste geleistet haben. In der Schlacht bey Kaxamalka bestund die erste Linie aus lauter solchen Hunden, die ihre Sache so gut machten, daß ihnen der spanische Hof aus Erkenntlichkeit einen monatlichen Gehalt auswarf. Die Dogge Berezillo hatte monatlich 2 Realen wegen der dem spanischen Hofe geleisteten Dienste; und Garzilasso sagt, daß, als der tapfere Hund Brutus von den Pfeilen der Ungläubigen umkam, eine allgemeine Bestürzung unter den Christen gewesen sey. —

Alexander VI. machte dem Könige Ferdinand und Isabellen vermittelst einer Bulle ein Geschenk mit diesen ungeheuren Ländern. — Sarmiento gründete sich darauf bey seiner Anlandung auf der Terra Magellanika, und der Mönch Valverde berief sich bey dem Kaiser Atabaliba darauf, dem die Sache unbegreiflich schien, dem man es aber dadurch bewies, daß man ihn vom Throne stieß, und mit seiner ganzen Nazion ausrottete.

Nebst dieser Bulle hatte man auch Geld nöthig. Nun war Spanien damals so sehr erschöpft, daß es kaum ein Schiff nach den antillischen Inseln ausrüsten konnte. In dieser Verlegenheit nahm Ferdinand von einem seiner Domestiken eine sehr mittelmäßige Summe

me als Darlehn; und durch diese Summe erhielt er Schätze, die Spanien zum zweytenmal zu Grunde richteten. Philip II, der sich anfangs für so reich hielt, daß er ganz Europa unters Joch zu bringen glaubte, endigte mit einem Bankerot, und versetzte seine Nachfolger in die traurige Nothwendigkeit, die Münze zu verfälschen, um leben zu können. — Es ist wirklich noch unausgemacht, ob es für Europa nicht besser gewesen wäre, wenn Amerika niemals wäre entdeckt worden.

Ammianus Marzellinus,

Wurde zu Antiochia ungefähr um das Jahr Christi 390 geboren. Er diente unterm K. Konstanzius, Julian und Valens, und genoß aller Annehmlichkeiten der Hauptstadt, wo er seine Geschichtbücher schrieb, die sich mit Ende der Regierung Domizians anfiengen.

Diese Geschichte bestand eigentlich aus 32 Büchern, allein auf uns sind nur 18 gekommen. Seine Schreibart ist nicht so zierlich, als des Kurzius seine, noch so körnigt, als die Schreibart des Sallustius. Er ist hart und dunkel; allein die Begebenheiten sind interessant, und werden unpartheyisch erzählt.

Was seine Geschichte noch empfehlungswerther macht, ist, daß er ein Augenzeuge von den meisten Begebenheiten war, die er anführt. Die verschiedenen Episoden, womit er seine Geschichte durchwebt hat, verkündigen einen seltsamen und durch das Studium der schönen Wissenschaften und Künste gebildeten Geist.

Zu einer Probe von seiner Art, die Geschichte zu schreiben, mag folgende Stelle dienen, wo er von einem der berühmtesten Kaiser *) redet, unter dessen Regierung er gelebt hat.

„Anfangs, was nicht leicht ist, machte sich der Kaiser eine Pflicht daraus, stets so mäßig zu leben, als wenn er diesen die Verschwendung einschränkenden Gesetzen Lykurgs und Solons unterworfen gewesen wäre, welche man lange zu Rom beobachtete, und die Sylla wieder erneuert hatte. — Der Kaiser dachte mit dem Demokritus, daß kostbare Gastmähler ein Bedürfniß des Luxus wären, und die Tugend nur mäßige fodere. — So hat auch mit vielem Grunde Kato, dessen Weisheit und Betragen ihm den Beynamen Censor erwarb, gesagt: wenn man sich viel mit der Tafel beschäftiget, so wird die Tugend zu sehr vernachläßiget.

„Da

*) Julian.

„Da er endlich oft ein kleines Buch las, welches ihm Konstantin angewiesen hatte, als er ihn in die Schule schickte, und worin er zu verschwenderisch bestimmt hatte, was auf seine Tafel kommen sollte, verbot er, Fasanen, Bruststücke, und schweinene Euter zu fodern und aufzutragen, und begnügte sich, wie der geringste Soldat, mit gemeinen Speisen, die ihm der Zufall darbot.

„Daher kam es, daß er seine Nächte in drey Theile theilte, wovon er einen dem Schlaf, den andern den Geschäften, und den dritten den Musen weihte, wie es Alexander der Große, aber nicht so männlich, that; denn dieser Fürst hielt in seiner zum Bette ausgestreckten Hand eine silberne Kugel, die, wenn seine Nerven im Schlafe nachgelassen, ihn durch das Geräusch weckte, welches sie machte, wenn sie in ein erzenes Becken fiel. Der Kaiser hingegen wachte so oft auf, als er wollte, er stund stets um Mitternacht auf, und verlies nicht etwan ein Bette mit Pflaumfedern oder prächtigen seidenen Decken, sondern das mit einer Bärenhaut bedeckt war.

„In geheim opferte er dem Merkurius, von dem die Heyden sagten, daß er der lebhafteste Verstand der Welt, und derjenige sey, der die Gedanken in Bewegung bringe.

„Mit-

„Mitten unter einer großen Enthaltsamkeit, wendete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Geschäfte der Republik. Nachdem er sich mit wichtigen und ernsthaften Gegenständen beschäftiget hatte, weihte er seine übrige Zeit der Ausbildung seines Geistes. Es ist unglaublich, wie sehr ihn der Eifer belebte, die erhabensten Dinge zu ergründen; gleich als ob er solche Nahrung gesucht hätte, die geschickt wäre, seine von Verlangen sich zu den erhabensten Kenntnissen hinaufzuschwingen brennende Seele zu nähren, durchgieng er alle Theile der Philosophie, und erwog sie reiflich.

„Allein, wenn er gleich auf das eifrigste diesen wichtigen Betrachtungen nachhieng, so vernachläßigte er doch nicht die minder ernsten Wissenschaften. Er verlegte sich mit gutem Erfolg auf die Dichtkunst, Beredsamkeit, (dieses zeigt die muntere, obgleich stets gesittete Schreibart in seinen Abhandlungen und Briefen an), Geschichte seines Landes und anderer Nationen. Man setze noch hinzu, daß er auch sehr gut in lateinischer Sprache schrieb. —

„Wenn es wahr ist, was man vom Cyrus, dem Könige in Persien, von dem lyrischen Dichter Simonides, und dem feinen Sophisten von Elea Hippias gesagt hat, daß sie sich durch den Gebrauch eines gewissen Getränkes ein erstaunliches Gedächtniß verschafft hätten, so könnte man

man muthmaßen, der Kaiser habe die Tonne, welche das Gedächtniß enthält, bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken, wenn es ja jemals eine solche Tonne gegeben hat.

„Diese Art, sich während der Nacht zu beschäftigen, zeiget von seiner Keuschheit und von seinen Tugenden. Wir werden nach vorfallenden Umständen erzählen, wie er die Tage zubrachte, was er angenehmes und zierliches gesprochen habe, wie er sich vor und nach den Schlachten betrug, und was er für vortheilhafte Veränderungen in bürgerlichen Geschäften mit so viel Muth als Freyheit vornahm.

„Da er ein Philosoph war, als Fürst sich zu militärischen Uebungen berufen sah, und bey dem Getöne der Instrumente die Kunst nach der Kadenze zu gehen lernte, wendete er das alte Sprichwort öffentlich auf sich an, und berief sich oft auf den Plato: „Man legt einem Ochsen den Bastsattel auf; aber diese Last kommt mir gewiß nicht zu.“

„Da die Sachwalter des Kaisers im Rathe vorgelassen wurden, um allda Gold zu empfangen, reichte einer von ihnen, gegen den Gebrauch seine beyden Hände statt eines Stücks von seinem Rocke dar; der Kaiser sagte bey dieser Gelegenheit: die Beamten rauben, und empfangen nicht.

„Als

„Als man Jemand anklagte, der ein Mädgen entehrt hatte, befahl er, den Beklagten, nachdem er überwiesen worden war, des Landes zu verweisen. Allein die Ankläger waren damit nicht zufrieden, sondern verlangten, daß er mit dem Tode bestraft würde. Der Kaiser antwortete ihnen: Die Gesetze mögen meine Gütigkeit verdammen: ein Regent muß menschlich seyn, und ihre Strenge mildern.

„Bey einem vorgefallenen Feldzuge übergab er verschiedene Leute den Statthaltern der Provinzen zur Untersuchung; als er zurück kam, beklagten sie sich, daß man zu strenge mit ihnen verfahren sey. Nachdem er sich von ihren Verbrechen hatte unterrichten lassen, milderte er ihre verdienten Strafen.

„Endlich, ohne der Reichthümer zu erwähnen, wodurch er mehr als einmal mit so viel Tapferkeit als Glück die Barbaren verjagte, die stets zum Aufruhr geneigt waren, ist eine unwiderlegliche Probe, daß er den auf das äusserste gebrachten Galliern ihre Last erleichterte, weil er bey seinem Eintritt in dieses Land eine Auflage, wo man 25 Goldstücke für jeden Kopf bezahlen mußte, fand, und sie bey seiner Abreise auf 7 herabsetzte.

„Da-

„Daher sahen ihn auch diese Völker in den Entzückungen ihrer Freude für ein wohlthätiges Gestirn an, welches nach dichten Finsternissen erschienen wäre.

„Indessen nahm die Wuth der Barbaren mitten unter diesen Grundsätzen der Mäßigung zu, worinne die guten Fürsten einander um die Wette nachahmen sollten. — So wie wilde Thiere, die wegen der Nachläßigkeit ihrer Wärter sich gewöhnen, vom Raube zu leben, und ihm auch dann nicht entsagen, wenn man ihnen bessern Unterhalt giebt; sondern über die Heerden herfallen, wenn sie das Bedürfniß dazu anreizet, sogar mit Gefahr ihr Leben zu verlieren: so raubten diese noch von Zeit zu Zeit, nachdem sie allen ihren Raub verzehrt hatten, und von dem Hunger aufs neue angereizt wurden. Manchmal giengen sie zu Grunde, ehe sie noch einen Raub antrafen.“

Aus dieser Probe kann man schließen, ob es nicht Schade ist, daß ein einziges dieser Bücher verloren gegangen ist!

Anekdoten.

Was eine Anekdote sey, wissen meine Leser gewiß; es ist folglich überflüßig, eine Erklärung von diesem Worte zu machen. Statt derselben will

will ich ihnen eine Anzahl interessanter auftischen. — Sollten indessen einige darunter seyn, die man schon irgendwo gelesen oder gehört hat, so will ich gleich die erste zu meiner Rechtfertigung hersetzen:

1.

Ein Pfarrer hatte einige Sonntage nacheinander immer die nämliche Predigt gehalten. Die Bauern verklagten ihn deswegen bey dem Bischof; als er darüber zur Rede gestellt wurde, bat er, man mögte seine Ankläger herbey rufen, er wolle nur eine einzige Frage an sie thun. Man willigte in sein Verlangen, und dann fragte er die versammelten Bauren: was er eigentlich in seiner Predigt gesagt habe? und was sie hieraus für einen Nutzen geschöpft hätten? Da sie nichts darauf zu antworten wußten, sagte er: „Ihr seht also, daß ich meine Rede nicht umsonst so oft gehalten habe, und daß ich sie euch noch einmal halten muß.“

2.

Als im Jahre 1539 in England die Akte wider die Verheyrathung der Priester durchgegangen war, begegnete der Herzog von Nortfolk einem von seinen Kaplanen, von dem er vermuthete, daß er der Reformation seinen Beyfall geben werde, und sagte zu ihm: „was denken Sie, mein Herr, von dem Gesetz, welches

den Priestern die Weiber verbietet? Mylord, antwortete der Kaplan, Sie haben dies Gesetz gemacht; allein Sie werden die Weiber der Weltlichen nicht verhindern, Priester zu haben.

3.

Als Johanna Gray den Kopf verlieren sollte, weigerte sie sich, ihren Gemal, den Lord Guifford, den sie sehr liebte, zu sehen, da er an eben dem Tage sterben sollte. Sie ließ ihm sagen, daß die Zärtlichkeit ihres letzten Abschiedes ihre Seelen in einem Augenblick erweichen würde, in welchem sie beyde die größte Stärke bedürften. Unsere Trennung, sagte sie, wird kaum die Dauer eines Blitzes währen. Wir werden uns beyde an einem Ort wieder finden, wo unsere Herzen auf ewig vereinigt seyn werden, wo weder Tod noch Unglück unsre ewige Glückseligkeit stöhren wird.

4.

Gleich nach dem Tode der Königin Maria von Schottland 1558, schrieb die Königin Elisabeth von England an Sir Eduard Carne, ihren Gesandten zu Rom, ihre Gelangung zur Krone dem Pabste bekannt zu machen. Der heftige Charakter Pauls, zerriß die klugen Maßregeln dieser jungen Prinzessinn. Dieser Pabst sagte zu Carne, England sey ein Lehn des heiligen Stuhls, und Elisabeth wäre sehr

verwegen, daß sie sich unterstünde, ohne seine Theilnehmung den königlichen Titel anzunehmen. Sie wäre nicht die rechtmäßige Erbin, und könnte also kein Recht an diesem Reiche haben. Die Sentenz, die Klemens VII. und Paul III. wider die Heyrath Heinrichs VIII. gesprochen, wäre keinesweges vernichtet; die Aufführung der Elisabeth wäre ein Eingriff in die Rechte des heiligen Stuhls; und wenn er nach der Strenge handeln wollte, so könnte er ihre Kühnheit dadurch strafen, daß er ihr alle Beyhülfe versagte; er wäre aber geneigt, sie mit väterlicher Nachsicht zu behandeln, und ihr nicht einmal die Schätze der Barmherzigkeit zu verschließen; kurz, sie sollte von seiner Seite alle mit der Würde des Pabstes übereinstimmende Gnade erfahren, wenn sie dem Throne entsagte, und sich ganz demjenigen unterwürfe, was ihm anzuordnen gefiele.

Als Elisabeth diese stolze Antwort erhielt, erstaunte sie, und zwar mit Recht, daß der Pabst in einem so hohen Alter noch einer solchen Aufwallung fähig wäre. Sie rief ihren Gesandten wieder zurück, und nahm sich um so fester vor, ihre heimlich gemachten Entwürfe auszuführen.

5.

Als Jakob I, König von Großbritannien bemerkte, daß die Neigung zu Vergnügun-

gungen und gesellschaftlichen Umgang die Edelleute zu sehr in die Hauptstadt zog, und befürchtete, daß diese Neigung gar zu große Schritte machen mögte, nöthigte er, durch die strengsten Befehle, die Edelleute der Provinzen, London zu verlassen, und ihre Schlösser zu bewohnen. „Meine Herren, sagte er, in London seyd ihr, wie Schiffe auf dem Meer, die wie nichts scheinen; allein, auf euren Gütern seyd ihr, wie Schiffe auf den Flüssen, die ein großes Ansehn haben."

6.

Ein edles Herz freuet sich immer, wenn es anerkannte Verdienste belohnen kann. — Antoine Arnauld, war Advokat beym Parlement in Paris. Der Generaladvokat Marion war eines Tages so zufrieden, ihn gehört zu haben, daß er ihn in seiner Kutsche mit sich zum Essen nahm, und seine älteste Tochter Katharina sich zu ihm setzen ließ. Nach Tische zog er ihn auf die Seite, und fragte ihn: was er von seiner Tochter dächte? und da er erfuhr, daß sie ihm große Verdienste zu haben schien, so gab er sie ihm zur Ehe. —

7.

Der Graf von Sachsen kam kurz vor seinem Tode, den König in Preußen zu besuchen. Man glaubte den Scipio und Hannibal zu

sehen, wie sie von Begierde brennen, einander ihre Meinungen vorzutragen. — Diese beyden Helden redeten von den Vortheilen und der Schädlichkeit derjenigen Schlachtordnung, die in langen Reihen (en Colonne) steht, und der Graf von Sachsen machte den Schluß, daß sein Freund Folard Unrecht gehabt habe, diese Art von Schlachtordnung allen andern in allen Fällen vorzuziehen. — „Aber, versetzte der König, damals hatte er nicht unrecht, als er von dem Grafen von Sachsen diejenige Prophezeihung schrieb, welche jedermann weiß, und in dem Vertheidiger von Krachnitk schon voraus den Eroberer von Flandern sah.“

Obgleich der König sagt, daß jedermann diese Vorherverkündigung wisse, so wissen sie vielleicht eine Menge Menschen nicht. Sie wurde vor ohngefähr 50 Jahren gemacht, und man findet sie in dem dritten Theile der Geschichte des Polybius, welchen Folard erklärt hat, auf der 291sten Seite in der Amsterd. Auflage v. J. 1753. Hier ist sie:

„Was ich gesagt habe, ist vortreflich, aber man muß die Truppen noch üben, daß sie nach der Art schießen, wie es der Graf von Sachsen bey seinem Regimente eingeführt hat; eine Art, die ich so hoch, als ihren Erfinder schätze, der eins der größten Kriegsgenies ist, das ich jemals gekannt habe; und man wird bey dem nächsten

Krieg

Krieg sehen, daß ich mich in meinen Gedanken nicht betrogen habe."

8.

Trotz des Parlaments behandelten die Könige von England ihre Unterthanen gleichwohl oft sehr despotisch. Als Heinrich VIII. einst vernahm, daß die Kammer der Gemeinen große Schwierigkeit machte, die verlangten Subsidien herbeyzuschaffen, wurde er so zornig, daß er den Eduard Montague, ein Mitglied dieser Kammer, der bey ihnen in großem Ansehen stand, aufsuchen ließ, und ihm zurief: „O Mensch! man will meine Bill nicht passiren lassen!" Hierauf legte er die Hand auf den Kopf des Montague, der auf einem Knie vor ihm lag, und sagte: „Meine Bill muß morgen früh durchgehen, oder euer Kopf wird herunter fliegen." Die Bill passirte.

9.

Von Karln, Herzog von Kalabrien, ist folgender Zug merkwürdig: Ein Kavalier hatte, seinen Aufenthalt zu verschönern, einem seiner Vasallen ein kleines Stück von seinem Grunde mit Gewalt weggenommen. Als es Karl erfuhr, besuchte er ihn, bewunderte das Gebäude, und sagte: „Wie viel würde es Sie kosten, einen so schönen Ort zu verlassen?" „Ich gestehe es, erwiederte der Kavalier, daß

es mir unendlich schwer fallen würde. Ja es würde mir unmöglich seyn, dieses Opfer freywillig zu machen; und nur die Macht des Landesfürsten würde es erzwingen können: allein dieses ist unter einem wegen seiner Gerechtigkeitsliebe angebeteten Fürsten nicht zu fürchten, der einer solchen Unbilligkeit nicht fähig ist."

„Einer solchen Unbilligkeit?" versetzte der Fürst. „Finden Sie denn dieses so beleidigend?" — „Allerdings, war die Antwort: Ist wohl etwas empfindlicher, und mit mehr Strenge zu bestrafen, als wenn man sich die Güter eines andern mit Gewalt zueignet?"

„Vortreflich, sagte der Herzog, du hast dein Urtheil selbst gesprochen, und wenn du deinem Vasallen nicht augenblicklich seinen Grund zurückstellest, so lasse ich dir morgen den Kopf abschlagen."

10.

Rolland von Arragonien, mit dem Beynamen der Unächte, ein natürlicher Sohn Friedrichs von Arragonien, Königs von Sicilien, wurde gefangen, und konnte die 12,000 Gulden Lösegeld, die man für seine Person foderte, von seinem Bruder nicht erhalten.

Kamilla von Turinga, eine reiche Bürgerin von Meßina, bot ihm diese Summe unter dem Beding an, sich mit ihr zu verbinden.

Rolland nahm beydes an; kaum aber war er frey, so vergaß er Kamillen. Sie foderte ihn vor Gericht, er wird verurtheilt, sein Wort zu halten; verschiedene von den Großen ermahnen ihn dazu, und begleiten ihn zu ihr. Sie empfängt ihn mit der größten Pracht. Rolland bittet sie, das Vergangene zu vergessen, und setzt hinzu: „Ich bin bereit.“

„Halt ein — erwiederte Kamilla, ich bin zufrieden gestellt. Denkst du, daß mein Herz auf den Tag nach deiner Ankunft in Meßina gewartet habe, um dich zu verwerfen? Ich wollte einen Gemahl von königlichem Geblüte, aber du verläugnetest es in dem Augenblicke, da du dein Wort brachst; und ich habe geschworen, niemals die Deinige zu werden. Ich habe dich nur deshalb vor Gericht gefordert, um dich zu beschimpfeu. Leb wohl, biete deine entehrte Hand anderswo an; nimm dein Versprechen zurück; behalte zugleich dein entlehntes Lösegeld, ich schenk' es dir.“

11.

Als Pabst Klemens VI *) von Johann Viskonti, dem Bischofe zu Mayland, Bologna zurückfordern ließ, schlug ers ihm ab; worauf ihm der Pabst durch den Nunzius befehlen ließ, sich unverzüglich bey ihm einzufinden. Sogleich schrieb der Bischof an seinen Residenten zu Avignon, Quartiere und Proviant für 1200 Reiter, und 6000 Fußgänger zu bestellen. Der Pabst, welcher über den starken Einkauf erstaunte, wollte die Ursach davon wissen. „So lauten meine Befehle, antwortete der Resident.“ Klemens, der mit den Zähnen knirschte, fragte ihn: „Wieviel habt ihr schon Unkosten gehabt?“ — „Vierzigtausend Gulden, war die Antwort.“ „Hier sind sie, versetzte der Pabst, und schreibt eurem Herrn, daß ich ihm diese Reise erlasse, aus Furcht, sie möchte ihn zu sehr in Schulden stecken.“

12.

Ein gewisser vornehmer Geistlicher kam jüngst bey Kaiser Joseph um die Erlaubniß ein, nach Rom reisen zu dürfen, um die Gräber der H. Apostel Peter und Paul zu besuchen. Die Antwort war: „Es wäre uns viel angenehmer, wenn Sie statt der Wallfarth zu todten Gebeinen, Ihren Kirchsprengel fleißig

*) Der damals zu Avignon seinen Sitz hatte.

ßig besuchen möchten; und dies würden auch die Fürsten der Apostel gewiß viel lieber sehen."

13.

„Wem gehört dies Haus?" fragte ein reisender Franzose beym Anblick eines schönen Gebäudes zu Amsterdam in seiner Muttersprache einen Holländer, der sie nicht verstund. „Ik kann niet verstaan" war die Antwort. „Ha, Ha, rief der Franzos (der, wie alle Franzosen, glaubte, daß jeder seine Sprache verstehen müsse) es gehört dem Herrn Kanniverstaan; wahrhaftig, der Mann muß hier sehr angesehn seyn."

Gleich darauf sah er eine schöne Dame, und fragte einen Vorübergehenden nach ihrem Namen, erhielt aber gleiche Antwort: „Ik kann niet verstaan"; das ist also, sagte er, die Frau des Herrn von jenem Hause? Ein glücklicher Mann! —

Einige Schritte weiter bließen Trompeter vor dem Hause eines Mannes, der das grosse Loos in der Lotterie gewonnen hatte. Auf die Frage nach dem Namen dieses glücklichen Sterblichen, erhielt er die Antwort: „Ik kann niet verstaan." — Wie? Eigenthümer eines schönen Hauses, einer schönen Frau, und des grossen Looses; zu viel ist zu viel!

Endlich begegnet ihm ein Leichenbegängniß. „Wer ist die Person, die man zu Grabe trägt? „Ik kann niet verstaan,“ erwiederte der Gefragte. „Ach Gott! ruft er aus, — das ist der arme Kanniverstaan, der Mann mit dem schönen Haus, der schönen Frau, und dem grossen Loos! Es muß ihm schwer geworden seyn, zu sterben.“

14.

König Heinrich II. von England ritt eines Tages mit seinem Kanzler Becket zu Pferde durch die Strassen von Londen, und ward einen Bettler gewahr, der vor Kälte zitterte. „Wär es nicht ein sehr gutes Werk, sagte Heinrich, diesem armen Menschen, in dieser rauhen Jahrszeit ein warmes Kleid zu geben?“ „In der That, antwortete der Kanzler, Sie thun wohl, Sire, wenn Sie so auf gute Handlungen denken.“ — „Gut, sagte der König, gleich will ich eine ausüben“ — ergriff mit diesen Worten den Mantel des Kanzlers, und zog ihn mit aller Gewalt nach sich; der Kanzler vertheidigte sich einige Zeit, und beyde waren aus dem Steigbügel gewichen, als Becket endlich der Gewalt nachgab, und seinen Mantel fahren ließ. Der König gab ihn dem Bettler, der sich über dies Geschenk nicht wenig wunderte, da er die Personen selbst nicht kannte.

Eben

Eben dieser König wollte bey der Krönung seines Sohns ihm zur Tafel aufwarten. Einer von den Offizieren des jungen Königs sagte: daß nie ein König königlicher bedient worden wäre. „Es ist nichts ausserordentliches, antwortete der junge Heinrich, daß der Sohn eines Grafen *) dem Sohn eines Königs aufwarte.“

15.

Vor nicht langer Zeit ereignete sich zu Dublin eine Begebenheit, die uns ein Mittel angiebt, wie man heutiges Tages, ohne die Exorzismen der Pater Franziskaner nöthig zu haben, die Gespenster bannet.

In einem Hause dieser Stadt machte es ein Gespenst so arg, daß die Bewohner desselben es verlassen mußten. In einer Gesellschaft, wo hiervon gesprochen wurde, ließ sich jemand verlauten, er wolle es wagen, in dem Hause, in welchem das Gespenst sein Wesen hatte, zu übernachten. Es kam auf eine Wette an, und sie ward eingegangen, (denn in Großbritannien und Irrland ist nichts feyerlich, wenn nicht eine Wette dabey interessirt) worauf er sich mit einem Paar guten scharf geladenen Pistolen, und mit einem Buche zu seinem Zeitvertreibe, in

*) Heinrich II. war ein Sohn des Grafen von Anjou.

in das Haus begab. Das Gespenst stellte sich richtig ein, und wollte ins Zimmer, in welchem er sich befand. „Vor Todten, rief dieser, fürcht' ich mich nicht; wagt aber ein Lebendiger sich in dies Zimmer, so bekömmt er gewiß den ganzen Innhalt meiner Pistolen in den Leib.“

Diese Drohung schien dem Gespenste zu fürchterlich; es entfernte sich, und seit dem ließ sich dasselbe nicht weiter blicken.

16.

Als Georg II. König von England, seine teutschen Staaten im Jahr 1748 besuchte, fragte er den Präsidenten seines Tribunals: woher es käme, daß er immer seine Prozesse vor der Landesregierung verliere? „Sire, antwortete ihm der biedere Teutsche, weil Sie allemal Unrecht haben.“

17.

Kurz vor dem Tode des Grafen von Maurepas ereignete sich zwischen ihm und dem Duc d'Artois eine Scene. Der Mentor machte dem Prinzen Vorstellungen wegen gewisser Schritte, welche das Mißvergnügen des Königs erregten. — „Am Ende fuhr der lebhafte Prinz auf, was kann mir der König thun?“ — „Vergeben! erwiederte der Graf.“ Dieses Wort, voll Sinn und Würde, brachte den Prinzen plötzlich zu sich. —

18.

„Wir folgen einem Gesetz, welches in uns wohnet; solltet ihr etwan ein besseres wissen?“ So antworteten die Abgeordneten der Tschuwaschen auf den Vortrag, den ihnen die Gesetzbuch Kommission zu Petersburg machte. — Man fühlte, daß nichts darauf zu erwiedern ist, und entließ sie, nach ihrem Wunsch, wieder. —

19.

„Vier Tage in der Woche nimmt der Frohndienst, den fünften jagd die Herrschaft, den sechsten fischt sie, der siebende gehört Gott: welcher soll nun Uns seyn, um das Leben gewinnen, und Steuern für euch auftreiben zu können.“ So lautete die Vorstellung der Einwohner der Buckowina, die sie der kaiserlichen Kommission übergaben, als sie ihnen ein Kataster präsentirte — was ein Regent, der das Glück seiner Länder will, darauf that, läßt sich denken.

20.

An eben dem Tage, an welchem Herr Nekker zu Paris sein Amt niederlegte, gab man zufälliger weise beym französischen Theater die Jagluſt Heinrichs IV. Bey der Stelle, wo der König, erbittert über die Verläumder des

Sully

Sully ausruft: „Die Unglücklichen! Sie haben mich betrogen;“ kam das Parterre in laute Wallung. Von allen Ecken tönte: Leider Ja!

Gleiche Scenen ereigneten sich bey der Vorstellung des Misantrop, den man einige Tage nachher gab; und die Polizey war genöthigt, beyde Stücke zu verbieten.

Nichts ist schöner, als der Einfall des Herrn von Marmontel bey diesem Zufalle. Er war gerade im Saal zu Versailles, als die Neuigkeit von der Verabschiedung des Herrn Nekker ankam. Mit stiller Miene beobachtete er die Bewegung, die es unter den Höflingen verursachte. Der Duc d'Antin fragte ihn: „eh bien, wie gefällt ihnen das Spiel?“ — „Ich stelle mir, antwortete der Weltweise, eine Bande Räuber und Strauchdiebe vor im Holze zu Bondy, denen man die Nachricht bringt, daß der Großprofos abgedankt sey.“ —

21.

In einer Nacht kam ein Mensch zu Pferde an das Thor einer preußischen Gränzstadt, und sagte zum Thorschreiber: er sey der Brigadier von dem Gränzdorfe. „Ich habe da zwey Wagen gefunden, die einen verbotenen Nebenweg fuhren, und da ich es genauer untersuchte, fand ich, daß sie 15 bis 16 Centner Kaffee defraudi-

fraudiren wollten. Ich bitte also, daß eine Wache bis zum Packhof mit gegeben werde. — Du, sagte er zu einem Burschen, der auf einem von den Wagen saß, geh voraus, lauf, und wecke den Herrn Inspector und die Visitatoren, damit wir nicht lange warten dürfen."

Der wachhabende Offizier gab ihm etliche Mann mit, und ließ ihn mit seinen Wagen fahren. — Da sie bald an die Straße kamen, wo der Packhof war, so kamen drey Männer gegangen, die ihm schon von Ferne entgegen riefen: „Nun Herr Brigadier, wir gratuliren zu dem Fang!" Sie kamen näher, und sagten zu den Soldaten, daß sie jetzt nur nach ihrer Wache zurück gehen könnten, weil der Herr Inspector schon selbst nun Achtung geben würde, daß von den Wagen nichts weg käme; „und weil wir doch, — sagte der zu den Soldaten, den die andern Herr Inspector nannten, weil wir doch heute eine so schöne Erndte gehabt haben, so soll es euch auch zu statten kommen; da habt ihr ein Trinkgeld."

Die Soldaten nahmen es, dankten höflich, und kehrten um. Den folgenden Tag meldete der Offizier, der am Thor die Wache gehabt hatte, den Vorfall auf dem Rapportzettel dem Gouverneur. Dieser sprach von ungefähr bald darauf den General-Inspector, wünschte ihm Glück zu der ansehnlichen Prise Kontreband; — aber

aber er erschrak nicht wenig, da er hörte, daß auf dem Packhof nicht das geringste von Kontreband angekommen wäre. Der vorgegebene Herr Brigadier sowohl, als der freygebige Herr Inspector mit seinen nächtlichen Begleitern, waren listige Kontrebandiers gewesen, die diesen kühnen Streich gewagt hatten.

22.

Der König von Preussen belagerte, wie bekannt, 1758 die mährische Hauptfestung Olmütz. Hätte er sie erobert, so stand ihm der Weg nach Wien fast ganz offen. Daher lag man dem General Daun öfters an, die Stadt durch eine Schlacht zu entsetzen. Voll von dem Gefühle des Werths eines Menschen, antwortete Daun: „Meine Freunde! der Ausgang einer Schlacht ist zweifelhaft, aber das ist gewiß, das sie vielen Menschen das Leben kostet. Schießt auch der Feind die Stadt in den Grund, in wenigen Jahren kann meine Monarchin sie wieder erbauen, aber um nur Einen todtgeschossenen Mann wieder zu ersetzen, braucht man dreyßig Jahre."

Ganz anders dachte der hitzige französische Prinz von Conde, der eine feindliche Verschanzung stürmte, und immer rief: encore mille! encore mille! mit dem Beysatze: „zu Paris werden

werden in einer Nacht so viele Bastarte gezeugt, als der Feind heute todt schießt.“ —

23.

Als Pelopidas, der General der Thebäner, zur Armee reiste, beschwor ihn seine Gemalinn mit weinenden Augen, sich zu erhalten. „Das ist gut für junge Leute, sagte er; was die Generale betrift, so muß man ihnen die Erhaltung anderer empfehlen.“

24.

Während eines Kriegs zwischen den Thessaliern und Phoceern verjagten diese letztern ihre Feinde durch eine Kriegslist, die heut zu Tage gewiß nicht von statten gehen würde, die uns aber die Dummheit jener Zeiten vollkommen schildert. Sie schickten in das Lager der Thessalier 500 Männer, deren Gesichter und Körper man mit einer Art von Gyps überzogen hatte. Die Wachen, und das ganze Heer hielten sie für Gespenster, und flohen in der größten Unordnung davon, wodurch die Phoceer eine grosse Beute erhielten.

25.

Als Alphonsus von Arragonien Gayette belagerte, entließ der Statthalter, aus Mangel der Lebensmittel, 4000 unbrauchbare Einwohner aus der Stadt; diese Unglücklichen hat-

ten kaum so viel Kräfte, sich vor die Füsse der Belagerten zu schleppen, die sogleich schrien, man sollte sie zurück jagen. „Ich, rufte der gerührte Monarch aus, sollte sie zurück treiben? Ich diese Unglücklichen aufopfern? — nein! so etwas würd' ich nicht um hundert solche Städte thun, als Gayette ist; man komme ihnen zu Hülfe; sie mögen in meinem Lager essen, trinken, und ausruhen, und alsdann hingehen, wo es ihnen gut dünken wird.“

26.

Rene d'Anjou, sein Gegner, bediente sich der nemlichen Waffen. Er wurde von einem haufen Bauern angefallen, die es mit dem Alphonsus hielten. Man fieng 5 davon, die ihm zu Füssen fielen, und betheuerten, daß sie ihn nicht gekannt hätten. „Ihr möget mich gekannt haben, oder nicht, sagte er voll Güte zu ihnen, indem er sie aufhub, so seyd unbesorgt; Gnade ertheilen, ist das Eigenthum der Könige; ich gebe sie euch — geht hin, tröstet eure Familien, eure Freunde, und alle Einwohner, und seyd allda das Unterpfand des Friedens und meiner Freundschaft.“

27.

Als Jakob I. König von Großbritannien, einst zwey Bischöfe an seiner Tafel hatte, einen, Namens Neile, den andern Andrews,

so

so warf der König die Frage auf: ob man nicht, ohne alle Formalitäten des Parlaments, Geld von seinen Unterthanen nehmen könnte, wenn man es bedürfe? Neil antwortete: „warum sollten Sie dies nicht können, Sire? wir leben nur durch Sie.“ — Andrews wollte sich nicht erklären; allein der König drang in ihn, und er antwortete im Spaß: „Ich glaube, Sire, Sie können, ohne ein Gesetz zu beleidigen, Geld von meinem Mitbruder Neile nehmen, da er es Euer Majestät anbietet.“

28.

Als der Graf von Bristol den spanischen Hof verließ, wo er wegen der Heyrath des Prinzen von Wallis mit der Infantin sich aufgehalten hatte, und welche durch Buckingham aufgehoben wurde, so bat der König von Spanien ihn, ein Geschenk von 10,000 Dukaten anzunehmen; der Empfang, sagte er, wird der ganzen Welt ein Geheimniß bleiben, und ihrem König nie bekannt werden. — „Es ist einer, sagte dieser großmüthige Engländer, dem das Geheimniß nicht verborgen bleiben kann: dies ist der Graf von Bristol, der es dem Könige von England gewiß entdecken wird.“

29.

Bey den letzten Ueberschwemmungen 1781 in England bekam die Frau eines Pachters

Geburtsschmerzen; und mehr als zwey Stunden von dessen Guthe war kein Geburshelfer. — Der Mann setzte sich zu Pferde, führte ein anderes für den Doktor mit, und ritt im vollen Trab zum Landphysikus. „Herr, sprach der Mann, ich bitte, eilen Sie, meiner Frau zu helfen; ich habe ein Pferd auch für Sie gesattelt mitgebracht.“

„Mein lieber Mann, sagte der schlaue Landphysikus, wenn ich zwey Stunden weit muß, so fordre ich gemeiniglich mehr nicht, als zwey Guineen, wenn der Weg ohne Gefahr ist; allein jetzt, da ich bey dem grossen Wasser mit augenscheinlicher Lebensgefahr zu eurer Wohnung muß, so werde ich nicht von meinem Sitz aufstehen, ihr bezahlet mir denn zehen Guineen.“

Vergeblich stellte ihm der Pachter das übermäßige der Forderung vor; allein der Herr war unbeweglich; und der Pachter, dem seine Dolly lieber war, als alle sein Geld, gieng die Brandschatzung ein. Sie ritten fort, und kamen mit Mühe und Gefahr bey dem Guthe des Pachters an, allwo nach Verlauf einer Stunde die Frau Pachterin von einem jungen wohlgestalten Knaben glücklich entbunden wurde. Die Freude hierüber war groß, und der Vater, und der Herr Geburtshelfer tranken

alsdann ein Glaß stark Bier auf der Wöchnerin, und des jungen Pachters Gesundheit.

Während der Zeit waren die Wasser noch mehr angelaufen, und nun drohte dem Physikus bey seiner Rükkehr würklich Gefahr; daher er den Pachter, dem die Wege sehr bekannt waren, bat, ihn wieder heim zu führen.

„Mein Herr! erwiederte dieser, ich mußte Ihnen versprechen, zehn Guineen zu zahlen, ehe Sie nur mit mir kommen wollten, und Ihnen diese Summe hier auf diesem Tisch würklich auszahlen, ehe Sie nur Hand anlegen würden. Sie wissen, daß die Gefahr bey Ihrer Ankunft so groß noch nicht war, als sie es jetzo bey Ihrer Rükkehr ist; und nun, hören Sie: ich werde Sie nicht eher begleiten, als bis Sie mir neun Guineen hier auf diesem nemlichen Tisch wieder zurückzahlen.“ —

Hier waren nun alle Vorstellungen des Geburtshelfers vergeblich; und wollt' er sich nicht der wirklich augenscheinlichen Gefahr aussetzen, in den wilden Fluthen sein Leben zu verlieren, so mußte er sich bequemen, dem Verlangen des Pachters nachzugeben; worauf ihn derselbe glücklich nach seinem Hause begleitete, alsdann aber doppelt vergnügt und zufrieden, diesen Geldschneider mit gleicher Münze bezahlt zu haben, nach seinem Meyerhof zurückkehrte, um

sich den Freuden über der Ankunft seines jungen Sohnes und dem Wohlbefinden seiner Dolly gänzlich zu überlassen.

30.

Mirzah, ein Einwohner zu Tauris, war reich, und hatte ein einziges Kind, eine Tochter, die so häßlich war, daß keine Hofnung zu einem Manne für sie übrig blieb; der sie dem ohngeachtet liebende Vater wünschte indessen doch, sie bey seinen Lebzeiten verheyrathet zu sehen, und ließ sich von seinen Freunden überreden, sie an einen jungen Menschen, der blind war, zu verheyrathen. — Umer, so hieß der Blinde, nahm den Vorschlag der Heyrath an, und lebte mit seiner Frau sehr vergnügt, ob sie gleich häßlich, dennoch sehr wohl gewachsen und tugendhaft war.

Einige Zeit nach vollzogener Heyrath kam ein berühmter Augenarzt nach Tauris. Die Freunde des Mirzah riethen ihm wieder, seinen Tochtermann operiren zu lassen. „Wie? was für einen Rath gebt ihr mir? seht ihr denn nicht ein, daß, wenn der Arzt dem Umer sein Gesicht wieder geben würde, die Folge davon diese ist, daß er mir auch alsdann meine Tochter wieder zurück giebt?“

31.

Lucius Cäsar, den sein Oheim Antonius des Landes verwiesen hatte, wurde in dem Hause der Julie, seiner Schwester, und Mutter des Triumvirs aufgenommen. Ein Hauptmann will mit Gewalt hinein dringen; Julie zeigt sich an der Thüre, streckt ihre Arme aus, die Mörder zurück zu halten. „Ihr werdet den L. Cäsar nicht umbringen, sagte sie, bis ihr nicht diejenige werdet ermordet haben, die eurem General das Leben gegeben hat.“

Diese großmüthigen Worte hielten sie auf. Julie läuft sodann auf den Platz, wo Antonius Gericht hielt. „Ich komme, mich selbst anzugeben, sagte sie, daß ich den L. Cäsar verborgen habe; befiehl, daß man mich umbringe, weil das Todesurtheil denenjenigen gesprochen ist, die einen Verwiesenen aufnehmen.“

So grausam auch Antonius war, so konnte er doch so vieler Seelengrösse nicht widerstehen, und L. Cäsar war bey ihr in völliger Sicherheit.

32.

Plinius unterließ keine Gelegenheit, sich durch schöne Handlungen ein Vergnügen zu verschaffen. — Einige Kaufleute kauften ihm seine Weinlese ab, aus Hofnung, etwas dabey zu gewinnen; aber sie betrogen sich, und er ließ

ihnen so viel nach, daß sie keinen Schaden hatten.

Eine römische Dame, die er ausgesteuert hatte, war auf dem Punkt, auf die Erbschaft ihres Vaters Verzicht zu thun, aus Furcht, ihre Güther möchten nicht zureichen, den Plinius zu bezahlen. Dieser rechtschaffene Bürger schrieb ihr, sie sollte doch das Andenken ihres Vaters nicht dadurch beschimpfen; und, um sie noch mehr von ihrem Entschlusse abzuhalten, schickte er ihr eine Quittung über den ganzen Schuldbetrag. —

33.

Bey dem Leichenbegängniß des Königs Robert von Neapel schrie das Volk mit weinenden Augen: „Wir haben einen König verloren, der uns in Frieden beherrschte, wir und unsre Güter waren in Sicherheit, und wir fürchteten niemand.“

Wie weit sind solche Lobsprüche eines wohlthätigen Fürsten über diese prächtigen Reden hinaus, wo der Redner Worte auf Worte thürmet, unsre Ohren in Erstaunen zu setzen, und uns Seufzer auszupressen, die ihrem Ursprung nicht in unserm Herzen haben! —

34.

Nach dem Tode der Königinn Anna von England bestieg **Georg**, von Braunschweig-Lüneburg

Lüneburg den Thron, obgleich Jakob Stuart ein näherer Erbe war; deswegen wurde er auch der Prätendent genannt.

Der König Georg unterhielt sich auf einem maskirten Ball mit einer Dame, die er eben so wenig, als sie ihn kannte. Diese Dame schlug ihm vor, mit ihm zu gehen, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Der König wars zufrieden. — Als man ihnen zu trinken gereicht hatte, sagte die Dame: „Auf die Gesundheit des Prätendenten!“ — „Von ganzem Herzen, versetzte der Monarch, ich trinke gern auf die Gesundheit unglücklicher Prinzen.“

35.

Karl V. verlangte von dem Markis de Villana eine Wohnung in seinem Hause für den Konnetable von Bourbon, der Frankreich verlassen hatte, um in die Dienste dieses Kaisers zu treten. „Ich kann Euer Majestät nichts abschlagen, versetzte der kühne Spanier, allein ich muß Ihnen zugleich sagen, daß, wenn der Herzog von Bourbon mein Haus bewohnen soll, ich es sogleich, als er es wird verlassen haben, von Grunde aus als einen von Meineyd angesteckten Ort verbrennen werde, der unwürdig ist, jemals mehr von rechtschaffenen Leuten bewohnt zu werden.“

36.

Zwey Piemontesische Soldaten waren 1782 im Herbst zu Genf in einem Schiffe, und schaukelten miteinander auf einem Brete, als einer plötzlich ins Wasser fiel, wo er wahrscheinlicherweise, ohne den eiligen Beystand eines Mahlers, Namens Perache, ertrunken wäre. Dieser sah von seinem Fenster den Unglücksfall des Piemontesers, und warf sich, ohne sich lange zu berathschlagen, und seines Fiebers ungeachtet, in die Rhone, zog den halberstickten Soldaten aus dem Wasser, ließ ihn zu sich in sein Haus tragen, und auf alle nur mögliche Weise besorgen.

Des folgenden Tages berief der Hr. General von Marmora den edelmüthigen Genfer zu sich, empfieng ihn auf die verbindlichste Art, und lobte seine menschlichen Gesinnungen, und den erwiesenen Muth, sein Leben für andre auszusetzen, ja für solche, die von seinen Mitbürgern gleichsam als Feinde angesehen würden. Er erkundigte sich nach seinem Stande, und seinen Beschäftigungen. Da der Maler ihm wegen dessen ein Genüge geleistet, setzte er hinzu: er könne seine Zufriedenheit über eine so edelmüthige That nicht besser an den Tag legen, als daß er sie dem Könige allen Umständen nach erzähle, welches er auch sogleich that.

In

In der folgenden Woche ließ er ihn durch seinen Bruder bitten, einen Augenblick zu ihm zu kommen. Hier übergab er ihm einen vom Könige selbst unterschriebenen Brief, der eine Menge Lobsprüche, und die Erlaubniß enthielt, in allen Staaten des Königs, und unter seinem Schutze, freyen Handel zu treiben. Dieses war noch mit einer goldenen Medaille, von ungefähr 5 Unzen Gewicht, begleitet, welche auf dem Vordertheile des Königs Bildniß, auf dem Hintertheile aber eine Weibsperson mit verbundenen Augen, oder das Sinnbild der Gerechtigkeit vorstellt. — Welche Freude für rechtschaffe Seelen, wenn edle Handlungen der Niedern von Großen dieser Welt so bemerkt und belohnt werden! —

37.

Fredegunde, Königs Chilperich von Frankreich. Soisson Gemalinn und ihre Tochter Riguntb, die im sechsten Jahrhunderte lebten, rauften und schlugen sich oft miteinander. Wie die Prinzessinn eines Tages etwas aus einer Kiste hervor langen wollte, schlug die Königinn Fredegunde ihr den Deckel über den Kopf zu, wollte sie erdrosseln, und hätte es gethan, wenn nicht die Kammermädchen der Prinzessinn zu Hülfe gesprungen wären.

Diese Prinzessin Riguntb ward an den ostgothischen König vor Spanien Leuvigild ver-

verlobt. Herzog Desiderius sollte sie nach Spanien begleiten. — Bey dem ersten Nachtlager giengen gleich funfzig Mann von ihrem Gefolge mit hundert der schönsten Pferde durch. Im Verfolg des Weges begegnete ihr dieses mehrmals: wer nur konnte, lief davon, und nahm einen Theil von dem Brautschatze mit. Wie endlich noch während der Reise der Tod des Königs ihres Vaters bekannt ward, eignete sich ihr Beschützer, der Herzog, den Ueberrest von dem Brautschatz zu, und sperrte ungestraft die königliche Braut in Toulouse ein.

Ihre Tante Austregild, Königinn von Frankreich-Burgund, bat auf ihrem Todbett ihren Gemahl, König Guntram, doch nach ihrem Tod ihre beyden Leibärzte umbringen zu lassen. „Sie sind vielleicht Schuld an meinem Tod,“ sagte die Königinn. Der König versprachs, und hat Wort gehalten.

Gregorius, Bischof von Tours, Zeitgenoß, und Höfling, bürgt uns, daß dieses Sittengemälde wahr ist.

38.

Der Pfarrer an der St. Ludwigskirche in Versailles, der Pfarrkirche des Königs, war eines Morgens beym Aufstehen Ludwigs XV. Ludwig erkundigte sich nach seiner Gemeinde, ob es viele Sterbfälle gäbe, ob jetzt viele Kranke und Arme da wären? — Der Pfarrer seufzte

tief,

tief, und sagte: „Sire! viele Arme!“ Der König ward theilnehmender. „Mein Gott! fragte er, fehlts denn an Allmosen? reichen sie nicht hin? ist etwa das Brod wieder im höhern Preis? Sagen Sie mir, wird die Anzahl der unglücklichen Menschen größer? — warum wird diese Anzahl größer?“ „Sire, zeither fordern selbst Bediente Ihrer Majestät Allmosen aus meiner Kirche.“ Ludwig ward empfindlich. „Ich glaube Ihnen, sagte er, man bezahlt meine Leute nicht immer.“ Und dann brach er das Gespräch ab, und es hatte keine Folgen.

Vor den Kaiser in China trat einer von seinen Unterthanen, fühlte lebhaft die Schindereyen der Kronbedienten, sprach dagegen mit Eifer, und endigte: „Das sind meine Vorstellungen! Sechshundert meiner Mitbürger hat die Pflicht, Vorstellungen zu thun, das Leben gekostet; ich strecke meinen Hals hin; neue Opfer werden nach mir sich darstellen; China hat noch achtzehntausend biedere Patrioten, und jeder wird seine Pflicht erfüllen, wie ich!“

So vieler Festigkeit konnte dieser Kaiser nicht widerstehen; er gestand diesem tugendhaften Unterthanen die Belohnung zu, welche vor allen ihm theuer war. Die Schuldigen wurden bestraft, und viele Auflagen aufgehoben.

39.

39.

Als der jetzt regierende Herzog von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, die Landesregierung antrat, wurden der eingeführten Observanz gemäß, ihm 20,000 Reichsthaler, und seiner Gemahlinn 1000 Dukaten Antrittsgelder von der Landschaft überbracht. — Sie nahmen aber beyde diese Gelder nicht an, sondern ersuchten die Landschaft, solche als mit 5 Prozent zu verzinsende Kapitalien zu behalten, und die Zinsen von den 20,000 Reichsthalern an das vom verstorbenen Herzoge errichtete Armen- Arbeitshaus, die von den 1000 Dukaten aber an die Beguinenhäuser, zu bezahlen.

Als der Herzog das erstemal nach angetretener Regierung in den geheimen Rath kam, welchem er ununterbrochen beywohnte, so trug er vor, daß man in Zukunft in den Reskripten die gewöhnlichen Ausdrücke gnädigst und unterthänigst (z. E. Wir haben aus eurem unterthänigsten Bericht ersehen rc. — und befehlen gnädigst rc.) weglassen möchte; weil es bey dem, der sich dergleichen Ausdrücke bedient, zu viel Stolz anzeigte, und den, an den sie gegeben würden, zu sehr erniedrigte.

40.

Einige junge Leute in Linkolnshire, hatten im Rausche auf die Konfusion des Erzbi-

schofs von Kanterbury und Primas von England, Laud, getrunken, und wurden deswegen auf sein Ansehn citirt. Sie ersuchten den Herzog von Dorset um seinen Schutz. Dieser sagte: „wo sind die Zeugen wider euch?“ Sie sagten: „ein kleiner Knabe.“ „Wo war er denn, sagte der Herzog, als ihr die Gesundheit trankt?“ — „Er gieng eben hinaus,“ antworteten sie. „Gut, sagte er, es ist offenbar, daß der Junge sich verhört hat. Ihr habt auf die Konfusion der Feinde des Primas getrunken; und der Knabe hat im Hinausgehen die letzten Worte nicht gehört.“ Dies gab den jungen Leuten ein Mittel zur Vertheidigung, und Dorset hatte ihnen dabey gerathen, sich mit vieler Demüthigung dem Primas zu zeigen — und dies befreyete sie von der strengsten Strafe, indem sie nur mit einigen Bedrohungen vom Hofe verwiesen wurden. —

Noch übler ergiengs dem Hofnarren des Königs. Bey den ersten Unruhen, welche die Liturgie in Schottland anrichtete, sahe Archy, der Hofnarr des Königs, den Primas Laud vorbeygehen, und rief ihm zu: „Mylord! wer ist jezt der Narr?“ Diese Beleidigung zog ihm die Sentenz des Privatkonseils zu, welche dahinaus fiel, daß er das Kleid über den Kopf nehmen mußte, und so aus dem Dienste des Königs gewiesen wurde.

41.

Es ist doch ein närrisches Ding um die Liebe! Der Erbprinz Georg Wilhelm von Bayreuth, der sich im Jahr 1699 mit der Prinzessinn Sophia von Weißenfels, einer der schönsten und liebenswürdigsten Prinzessinnen Deutschlands, vermählte, liebte sie so heftig, als sie ihn haßte. Er war beynahe unerschöpflich in Erfindung süßer Schmeicheleyen, die er Ihr ganz im Gefühl der Zärtlichkeit vorsagte — und Sie — war so boshaft, daß sie ihn kaum einer Antwort würdigte.

Der schwedische Baron Ragge machte zu gleicher Zeit am Bayreutischen Hofe einen so glänzenden Aufwand, daß niemand begreifen konnte, wo er es hernähme. Bey der Erbprinzessinn hatte er stets freyen Zutritt, und stand bey Ihr in vorzüglichen Gnaden. Endlich machten die Hofleute dem Prinzen durch öfteres Zureden argwöhnisch, so, daß er würklich eines Tags die Prinzessinn unversehens überfiel, die eben an ihrem Nachttische saß, und mit dem Baron ein sehr freyes Spiel trieb. — Der verliebte Prinz stellte sich, als wenn er nicht das mindeste gemerkt hätte, und zwang sich sogar, dem Baron mit vergnügtem Gesichte zu sagen, Er solle die Prinzessinn zur Tafel führen, und gieng hierauf weg.

Wäh-

Während der Mahlzeit begiengen Beyde die Unvorsichtigkeit, nicht allein sich unter dem Tische mit den Füßen Zeichen zu geben, sondern auch öffentlich mit Brodkrumen nach einander zu werfen — ja sie machten sich sogar ein Vergnügen daraus, auf geduldige Hahnreye recht spitzfindig loszuziehen; besonders auf solche, die in ihrer eigenen Gegenwart die unerlaubten Vertraulichkeiten mit kaltem Geblüte dulden könnten.

Diese allzuweit getriebene Unverschämtheit brachte den Erbprinzen dergestalt aus seiner Fassung, daß er in vollem Zorn nach seinem Stock griffe, um den Baron nach Verdiensten zu züchtigen. Dieser hatte das Glück, zu entfliehen, aber nun fiel die ganze Wuth des Prinzen auf die Prinzessin, die die schröcklichsten Zeichen seiner gereitzten Empfindlichkeit fühlen mußte.

Kaum war seine Hitze abgekühlt, so lief er in ihr Zimmer, warf sich mit Thränen in den Augen zu ihren Füßen, und bat in den demüthigsten Ausdrücken um Vergebung. Sie hingegen blieb unerbittlich. Sie sagte ihm frey heraus, daß sie ihn im höchsten Grad verabscheue. Sie begegnete ihm mit den heftigsten Scheltworten, ja sie mishandelte ihn so, daß Zorn und Verzweiflung den unglücklichen Prinzen zwangen, sie auf die Festung Plassenburg

bringen zu lassen, wo sie Zeit bekam, ihren Liebeshändeln in der Stille nachzudenken. Gleichwohl blieb der Prinz bis zu einem rasenden Unsinn in sie verliebt, und er soll auch aus Verzweiflung in dem bald darauf erfolgten Haupttreffen bey Hochstädt mehr als einmal den Tod gesucht haben. Giebt es im gemeinen bürgerlichen Leben auch noch viele solche Beyspiele einer ausschweifenden Liebe?

42.

Ein Mädchen, das in der Liebe eben nicht unerfahren war, befand sich mit ihrer erst aus dem Kloster gekommenen jüngern Schwester in einer zahlreichen Gesellschaft. Einer von den anwesenden jungen Herrn erzählte eine verliebte Begebenheit, aber in so dunkeln und verdeckten Ausdrücken, daß ein Mädchen ohne Erfahrung ohnmöglich etwas davon begreifen konnte. Je dunkler und unverständlicher die Erzählung war, desto aufmerksamer und neugieriger horchte die jüngere Schwester zu. Die älteste, welche der Gesellschaft zeigen wollte, daß sie keuscher und schamhafter wäre, als die andere, hielt den Fächer vor die Augen und sagte: „Pfui, schäme dich, Schwester! Kannst du wohl dergleichen Sachen, wie der Herr da erzählt, anhören, ohne einmal roth darüber zu werden?“ „Ey warum denn nicht, liebe Schwester, erwiederte die Jüngere in ihrer Unschuld, ich weiß

ja

ja noch nicht einmal, wenn man roth werden muß.“

43.

Ein unbekannter Greis kam zu einer Feyerlichkeit in Athen, als die Plätze schon eingenommen waren, und sollte also an der öffentlichen Freude stehend oder gar keinen Theil nehmen. Man sah sich an; wer sollte seinen Platz dahin geben; mögte doch der gute Mann zeitiger gekommen seyn! umsonst, bis endlich eine Reihe lacedämonischer Gesandten von ihrer Bank aufstunden, damit der ermüdete Greis sich niedersetzen könnte. Ein allgemeines Händeklatschen erwiederte das ehrerbietige Bezeugen der Lacedämonier, und veranlaßte die Anmerkung: „Die Athenienser gäben der Tugend Beyfall, allein die Lacedämonier bewährten solche mit der That.“ —

44.

Der Herzog von Rohan ward einmals auf seiner Reise durch die Schweitz von einer plötzlichen Unpäßlichkeit befallen. Er fragte im Gasthofe nach einem Arzt. Man nannte ihm den Doktor T . ., als den berühmtesten in seiner Kunst. Es wurde unverzüglich nach ihm geschickt.

Er kam, und wie er ins Zimmer trat, so sah ihn der Herzog steif an. „Herrr Doktor,

 sagte

sagte er, Sie kommen mir sehr bekannt vor; ich kann mich aber nicht besinnen, wo ich Sie eigentlich möchte gesehen haben; könnten Sie mir nicht aus dem Traume helfen?" — „Das wird leicht möglich seyn, antwortete T... Ich habe ehedem die Ehre gehabt, bey Eure Durchlaucht als Hufschmidt in Diensten zu stehen." „Wer Henker hat Sie denn nun zum Doktor gemacht?" „Das will ich Ihro Durchlaucht sogleich sagen: Die Noth — die Gewinnsucht, und meine Dreistigkeit." — „Und wie haben Sie sich in diesem Lande in einen solchen Ruf setzen können?" — „Ich gebe, sagte T..., meinen Patienten, was ich sonst Dero Pferden gegeben habe. Einige sterben, einige werden gesund, von Beyden lebe ich. Ich bitte Sie nur, mich nicht zu verrathen."

Der Herzog versprach es ihm; bedankte sich aber für seine Arzeneyen, und überließ sich dem besten Arzte, der Natur, und ward in ein paar Tagen vollkommen wieder hergestellt, ohne einem von den geschickten Söhnen Aesculaps nur die mindeste Mühe deswegen verursacht zu haben.

45.

Im Winter des Jahrs 1779 giengen zwey Männer, Namens Lechner und Binder, von der Reichsstadt Weissenburg hinweg nach

Mann-

Mannheim. Sie kamen an die Altmühl; das Eis brach unter ihnen, und sie fielen ins Wasser. — Lechner arbeitet sich empor, und auf sein Hülfsgeschrey eilt, nebst vielen andern, Johann Adam Renner, ein junger Bauernpursche von Tromezheim herbey. Dieser edle Jüngling läßt sich einen Strick um den Leib fest machen, springt ins Wasser, zieht den halberstarrten Lechner heraus, und rettet ihm das Leben. Er springt zum zweytenmal ins Wasser, um auch den Binder zu retten; er ergreift dessen Bündel, glaubt ihn selbst zu halten, und kommt wieder hervor. Als er seinen Irrthum bemerkt, springt er, selbst von Kälte starr, zum drittenmal ins Wasser; aber vergeblich! Binder war ertrunken.

Diese edle That wurde dem Landesfürsten angezeigt. Er ließ sie in dem Wochenblatte bekannt machen, und setzte dem Renner die gesetzmäßige Belohnung aus. Dieser trefliche Jüngling (ein neuer Beweis, daß Edelmuth in Hütten öfterer, als in Pallästen wohnt) weigerte sich Anfangs, das Geld anzunehmen, weil er glaubte, es werde von der Wittwe des Verunglückten wieder erhoben.

Jedermann von Gefühl, der diese Aktenmäßige Geschichte liest, wird zweifeln, ob er mehr die erste That, oder den letztern Zug bewundern soll.

46.

Prinz Wilhelm, König Georgs III. Sohn in England, verließ in seinem 15ten Jahre den Pallast und die Seinigen, mit denen er (wider fast aller Höfe Sitten) tausend Familienfreuden genoß; lernte das Seewesen auf dem Hundert Kanonenschiffe Prinz Georg, unter dem Admiral Digby. Meistens trug er seine blaue Schifferjacke, lange Schifferhose, und lederne Mütze, wie die andern Matrosen und mußte, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, alle Morgen, ehe er sein Frühstück erhielt, auf den Mastbaum klettern. — Kam ein Admiral oder General aufs Schiff, und Wilhelm war in Matrosenkleidern, so trat er, die Mütze unterm Arm, an die Treppe, wo ein Mitschipmann seinen Posten hat. Wollten die Fremden wieder weg, so gieng er in die Kajüte, und meldete mit steifem Rücken, wie's einem Mitschipmann ansteht, das Boot zum Abfahren sey fertig. Bey Affairen mußte er, auch auf Befehl seines Vaters, dem Admiral immer zur Seite seyn; und so hat er mit seinem Admiral das schärfste Feuer bey einem Treffen in Westindien unter dem Kommando des Admiral Rodney ausgehalten. Welch ein Exempel für junge Fürstenkinder!

47.

König Franz I. von Frankreich, spielte einst mit dem Abt Beaulieu Ball. Diesem gelang ein so geschickter Streich, daß der König darüber im Eifer ausrief: „Abbe, ich übergeb' euch allen Teufeln." — „Und ich, Sire, antwortete Beaulieu, übergebe eure Majestät allen meinen Pfaffen; das sind noch weit gefährlichere Gesellen."

48.

In der erkünstelten Fruchttheurung im Jahr 1771 ließ ein nun verstorbener Reichsfürst seine Hunde mit Brod nähren, das von den Fruchtböden des Kirchenkastens genommen war, mitlerweile der in manchen Aemtern mit Verzweiflung ringende Unterthan mit Wurzeln und Eicheln, statt Brod, den Hunger stillen mußte. „Aber, sagte zu seiner Entschuldigung der christliche Fürst, die armen Hunde können niemand ihre Noth klagen, für diese muß ich selbst sorgen, die Bauren aber können nach Korn gehen, sehen, wo sie's bekommen."

49.

Ein Mönch in Spanien ermordete einen Schuster. Der Bischof verurtheilte ihn, ein Jahrlang keine Messe zu lesen, und keinen Meßrock zu tragen.

Der Sohn des Ermordeten ward über dies allzugnädige Urtheil so aufgebracht, daß er hingieng, und den Bischof tödtete. — Die Klerisey wandte sich an den König. Der König fällte das Urtheil, daß der Schuster ein Jahr lang keine Schuhe machen, und kein Schurzfell tragen solle.

50.

Im siebenjährigen Kriege diktirte ein Landrath eine Ordre an einige Dorfschaften, daß sie eine Quantität Stroh und zwölf Futterschneider ins Lager schicken sollten. Der Schreiber, ein junger roher Mensch, der von der Orthographie nichts verstand, begehet die kleine Unrichtigkeit, und schreibt in der Ordre anstatt zwölf Futterschneider — zwölf Fuder Schneider. —

Das Stroh kam zur bestimmten Zeit, aber die Leute, die es zu Herel schneiden sollten, blieben aus. Endlich den Tag nach dem Termin kommt der Schulze, an welchen die Ordre zur Publikation gekommen, mit zwey Wagen, die gepfropft voll Menschen sind, ins Lager. Einer der Generals, der eben zum rekognosciren ausreiten will, begegnet diesen Wagen, und fragt: „Was bringt ihr da vor Kerls?“ „Ach! Ihro Exzellenz, sagt der erschrockene Schulze, wir haben Ordre gekriegt, zwölf Fuder Schneider anhero zu liefern — aber, halten

ten Sies ja zu Gnaden, wenns uns auch das Leben kosten soll, wir haben nur zwey Fuder, worauf sechs und zwanzig Mann geladen sind, zusammen bringen können, und da haben wir Meisters, Gesellen und Jungen weggenommen; ja da auf jenem Wagen sind ein paar Pfuscher, die nicht einmal zünftig sind, aber sie arbeiten gut." —

Der General wäre gern böse geworden, aber die Szene war ihm zu lächerlich. Er ließ den Kerls zusammen eine halbe Kanne Brandwein geben, und so fuhren sie alle berauscht wieder ab.

51.

Leßing fragte einst einen Juden: ob er denn wohl den Unterschied zwischen einem Trauer- und Schauspiele wüßte? „Nein! sagte der Jude, warum das nicht? Wenn der Kerl das Mädel kriegt, ists ein Schauspiel, wenn ers aber nicht kriegt, ein Trauerspiel."

52.

Dem Abt Marolles zeigte man zu Amiens das Haupt des h. Johannes des Täufers. Er sagte, als er es küßte: „Gottlob! dies ist schon das sechste, welches ich zu küssen die Ehre habe."

53.

Ein Prediger erzählte seinen Katechismusschülern, daß es ausser den drey im h. R. Reiche festgesetzten Religionen, der römisch Katholischen, evangelisch Lutherischen, und Reformirten unter ihnen noch verschiedene Sekten gebe, und nannte ihnen unter andern die Eichtelianer, die Muselfeldter *) und die Herrnhuther. Von der letzten Sekte sagte er ihnen, daß sie die stärkste und ansehnlichste sey, daß sie zu Barby und Herrenhuth ihre eigenen Gemeinen, ihre eigenen Prediger und Besitzungen hätte. u. s. w.

In der nächsten Stunde, da sie wieder versammelt waren, fragte er einen Knaben: „Welches ist zu unserer Zeit die ansehnlichste Sekte, die sich zu unsrer lutherischen Kirche bekennt?" Er antwortete: die Freymäurer.

54.

Kurz vor dem Aufbruche der schwedischen Armee aus Sachsen, im Jahr 1707, vermählte sich der schwedische General Mayerfeldt

*) Diese beyden Sekten haben ihren Aufenthalt eigentlich in der Mittelmark, besonders in Berlin; der Stifter der letztern, Muselfeld, ein inspirirter Schumacher, verlebt den Rest seiner Tage in Charlottenburg.

feldt mit der Schwägerinn des Grafen von Piper Fräulein Törnflycht. Beyde Könige, Karl und August waren auf der Hochzeit gegenwärtig; und Karl führte sogar die Braut einmal zum Tanze auf.

Einige Tage vor der Hochzeit befand sich der Premierminister Piper in Leipzig, und kam daselbst an einem Orte, wo man ihn zum Mittagsgmahle eingeladen hatte, mit der Gräfin Maria Aurora v. Königsmark, (damaligen Mätresse des K. August) in Gesellschaft. — Unter andern Gesprächen gab sie zu erkennen, daß, da der Graf seiner Schwägerin die Hochzeit ausrichten würde, sie sich die Ehre verspräche, gleichfalls mit eingeladen zu werden.

Der Graf war mit diesem Antrage nicht sonderlich zufrieden. Dennoch ließ er sich nichts merken, sondern gab ihr darauf zur Antwort: „Mayerfeldt hätte sich vorbehalten, die Feyerlichkeiten auf seine Kosten anzustellen; und er wüßte noch nicht, ob derselbe sich damit befriedigen würde, nur diejenigen zu bitten, die im Hause wären, oder ob er die Versammlung größer haben wollte. Indessen wäre er sowohl für sich, als im Namen des Bräutigams, der Gräfin sehr verbunden, und würde nicht unterlassen, ihr einen nähern Unterricht mitzutheilen."

Als der Graf hernach in Alt-Rannstädt dem Könige seine Aufwartung machte, erzählte er ihm diesen Vorfall. Se. Majestät fragten: warum er nicht sogleich Ja gesagt hätte? Der Graf antwortete: „Ich unterstand mich dieses nicht, ohne Euer Majestät Erlaubniß; denn ich bin eben Willens, mir die Gnade auszubitten, daß Euer Majestät mein Haus, und das Ehepaar durch Dero Gegenwart beglücken.“

Der König erklärte sich hierauf: „Meinetwegen könntet ihr sie wohl bitten, denn ich würde nichts destoweniger mich einfinden.“—

Der Graf unterließ nicht, deswegen seine unterthänige Danksagung abzustatten. Allein, als er gegen Mittag sich nach seinem Quartiere zurück begeben wollte, fieng er abermals von der Sache an! „Er sey Sr. Majestät unterthänigst dafür verpflichtet, daß er die Gräfin Königsmark einladen dürfe; es fiele ihm aber gleich jetzt ein, was für eine Stelle man ihr zwischen dem andern schwedischen Frauenzimmer geben solle? seine Frau, als Wirthin, würde ihr gerne weichen; allein, auch die Gräfin Rhenschiöld, die Generalin Mardefeldt, die Oberstin Hamilton, des Obermarschalls Düben, und des Abgesandten Friesendorfs Gemahlinnen würden gegenwärtig seyn.“

Der König erwiederte: „Sie kann nicht die Oberstelle vor jenen verlangen, denn sie ist eine H..., und hat keinen Rang.“ —

Hier wandte der Graf ein: „Dennoch stammet sie von unseren alten berühmten Geschlechtern der Königsmark und de la Gardie ab, und wenn sie sich vergangen hat, so ist es mit einem Könige geschehen.“ — Karl rief hierauf aus: „Ein König, und ein gemeiner Kerl sind sich in dieser Sache gleich. Sie ist und bleibt allezeit eine H..., und hat keinen Rang.“ — „Allein, sagte der Graf, wenn sie nicht einen bestimmten Rang da haben soll, so kann sie auch nicht hin kommen.“ Hierauf ließ sich der König heraus: „So kann sie wegbleiben.“

Jetzt schätzte sich der Graf Piper glücklich, sich wegen dieser Sache befragt zu haben, denn, hätte er es bey der ersten Erlaubniß des Königs bewenden lassen, und der Gräfin eine Stelle nach seinem Gutdünken angewiesen, so würde es der König gewiß übel genommen haben, und gleich weggefahren seyn.

55.

„Wodurch weißt du doch den August so zu bezaubern?“ wurde Livia gefragt. „Dadurch, antwortete sie, daß ich meine Keuschheit getreu bewahre, seinen Willen sorgfältig

erfülle,

erfülle, mich nicht in seine Angelegenheiten mische, und bey seinen Zeitvertreiben blind bin."

Eine wichtige Moral für Damen, in so wenig Worten, und auch diese wenigen Worte werden selten befolgt.

56.

Ein Bedienter des Prinzen Heinrichs, des Sohns Heinrichs IV. von England, wurde vor dem königlichen Hofgerichte angeklagt, und auf Befehl in Verhaft genommen. Der Prinz hatte diesen Menschen ganz besonders lieb, und betrachtete diesen Schritt als einen Mangel an Ehrfurcht gegen seine Person. Da es nun nicht an Schmeichlern um ihn herum fehlte, die durch ihre Rathschläge seinen Unwillen noch mehr reizten, so begab er sich selbst ins Kollegium, war auf das äusserste entrüstet, und befahl, man sollte den Augenblick seinen Bedienten herausgeben. Vor Furcht schlugen alle, die ihn sahen, die Augen nieder, und verstummten. —

Nur Lord William Gascoigue, der Präsident stund ohne Zeichen von Furcht auf, und ermahnte den Prinzen, sich den alten Reichsgesetzen zu unterwerfen, „oder wenigstens, fügte er hinzu, wenn Sie nun so gerne Ihren Bedienten von der Strenge der Gesetze befreyen wollen, wenden Sie sich an den König, Ihren Herrn

Herrn Vater, und bitten ihn um Gnade für den Missethäter, das ist das einzige Mittel, wodurch Sie Ihr Verlangen befriedigen können, ohne den Gesetzen Eintrag zu thun."

Diese weise Rede aber machte so wenig Eindruck auf den Prinzen, daß er vielmehr seinen Befehl mit gleichem Ungestüm wiederholte; er versicherte, wenn man nur einen Augenblick, ihn zu vollziehen, anstehen würde, wollte er gewaltsame Mittel anwenden. —

Der Lord, der ihn im Ernst zur Erfüllung dieser Drohung schreiten sah, erhob seine Stimme mit großer Festigkeit und Gegenwart des Geistes, und befahl ihm, Kraft seines Ansehens, dem er Gehorsam schuldig wäre, nicht nur den Gefangenen zu lassen, sondern auch sich sogleich aus dem Gerichtssaal zu entfernen, und nicht länger durch ein so ungestümes Betragen den Lauf der Geschäfte zu unterbrechen. —

Hierauf brach des Prinzen Zorn auf eine erschrekliche Art aus, ja es kam so weit, daß er wüthend auf den Lord losgieng, vielleicht glaubte er ihn durch diese Begegnung ausser Fassung zu bringen; aber Sir William, der über alle seine Handlungen genau wachte, behauptete die Majestät des Stuhls, worauf er den König vorstellte, zum Bewundern. „Prinz, rufte er mit fester Stimme aus, ich vertrete

hier

hier die Stelle Ihres unumschränkten Oberherrn, und ihres Vaters. In beyden Rücksichten sind Sie ihm einen doppelten Gehorsam schuldig. Ich befehle ihnen also in seinem Namen, Ihr Vorhaben aufzugeben, und ins künftige denen, die einmal ihre Unterthanen seyn sollen, ein besseres Exempel zu geben. Um aber für Ihren Ungehorsam und für Ihre Verachtung der Gesetze zu büßen, sollen Sie sich sogleich selbst ins Gefängniß begeben, wo ich Ihnen so lange zu bleiben auferlege, bis Ihr Herr Vater, der König, Ihnen seinen Willen kund thun wird."

Der Ernst des Richters, und die Macht seines Ansehens, wirkten wie ein Blitz auf den Prinzen. Er war so betroffen, daß er sogleich denen, die ihn begleiteten, seinen Degen überreichte, dem Lord eine Verbeugung machte, und sich, ohne ein Wort zu erwiedern, ins Gefängniß begab. Die Leute aus seinem Gefolge hinterbrachten sogleich alles dem Könige, und ermangelten nicht, alle die Klagen, die ihn wider Sir William einnehmen konnten, anzubringen.

Der weise Monarch aber ließ sich alles, bis auf die kleinsten Umstände, erzählen. Hierauf schien er einen Augenblick nachzudenken. Auf einmal aber erhob er Augen und Hände gen Himmel, und rief in einer Art von Entzücken aus:

aus: „O Gott! welchen Dank bin ich deiner Güte schuldig! — du hast mich also mit einem Richter beschenkt, der sich nicht scheuet, Gerechtigkeit zu handhaben, und mit einem Sohne, der nicht nur zu gehorchen weiß, sondern auch Kraft genug hat, seinen Zorn dem Gehorsam aufzuopfern.“ —

Diese Begebenheit ist allen dreyen, dem König, dem Prinzen, und dem Richter gleich rühmlich.

57.

Der Fürst von Thurn und Taxis, Generalpostdirector des deutschen Reichs, und der Niederlande, gieng einst mit einer Stiftsdame auf der Messe in Nivelles spazieren, und fragte sie: was er ihr kaufen sollte? die Dame antwortete: ein Fächer wäre ihr am liebsten. — Sie giengen also an eine Bude, und der Prinz begehrte die schönsten Fächer zu sehn. Man zeigte ihm welche, und bot einen zwey Luidor. „Diese sind mir nicht gut genug,“ antwortete er, und gieng zu einem andern Kaufmann, der ihm welche um fünf Luidor zeigte, und dieselbe Antwort erhielt.

Allein der Kaufmann errieth des Prinzen Gedanken, und sagte: „Ich habe noch andere, gnädiger Herr, die sind aber viel theurer.“ Er langte sie her, und forderte nicht mehr, als

25 Luidor fürs Stück. — Unter diesen fand er einen, der ihm und der Dame gefiel, und befahl dem Postmeister, der mit ihm war, die 25 Luidor zu bezahlen. — Der hatte aber nicht so viel bey sich, und bat daher den Kaufmann, auf die Post zu kommen, um das Geld zu empfangen.

Der Kaufmann gieng hin, sagte aber dem Postmeister, daß der Fächer gerade nicht mehr, als fünf Luidor kostete, wie die andern, er hätte aber deswegen so viel mehr gefodert, weil er gemerkt hätte, der Prinz wollte der Dame gern ein Geschenk von einem gewissen Werthe machen. Indessen erlaubte sein Gewissen nicht, daß er für eine Sache mehr nähme, als sie wirklich werth wäre.

Als der Prinz erfuhr, daß der Kaufmann so rechtschaffen gehandelt hätte, ließ er ihn zu sich kommen. „Wenn ihr Fächer nicht mehr, als fünf Luidor werth ist, sagte er, so ist Ihre Ehrlichkeit zwanzig werth. Nehmen Sie daher immer die ganze Summe, denn Sie verdienen sie.“

58.

Ein Mann von Stande, der einen fast gänzlichen Umsturz seines Glücks erfuhr, eröfnete seiner Frau die traurige Lage, in die sie versetzt worden. „Madame, sagte er mit der

Stand-

Standhaftigkeit, die den unschuldig Unglücklichen nie verläßt, wir müssen uns von allem losmachen, was uns unser verlohrner Wohlstand bisher vergönnte. Unsre Haushaltung muß vor der Hand bis auf eine Köchinn und einen Bedienten eingeschränkt werden. Sie haben eine Kammerfrau, an die Sie sehr gewöhnt sind; verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, sie zu verabschieden, es scheint mir höchst nothwendig."

So empfindlich diese Nothwendigkeit auch der Gräfin von — — fiel, so ergab sie sich doch darein, und machte ihrer Kammerfrau ihre Trennung bekannt. „Gnädige Gräfin, sagte diese, Sie wissen, daß ich nicht ganz ungeschickt bin. Es ist fast nicht möglich, daß meine wenige Geschicklichkeit nicht sollte hinreichend seyn, mir in Ihrem Hause meines Lebensunterhalt zu erwerben. Ich begnüge mich gern an diesem Lohne für meine Ergebenheit gegen Sie." Thränen strömten aus beyder Augen, und der Graf erfuhr den Vorfall.

Bald darauf meldete man ihm: die Tafel sey gedeckt. — Er kam in den Speisesaal, und als er nur zwey Gedecke liegen sah, befahl er noch ein drittes aufzulegen. „Erwarten Sie einen Gast?" fragte seine Gemahlin. — „Nein, Madam, sagte er, lassen Sie die Kammerfrau herunter rufen."

Das Mädchen kam, der Graf nahm sie bey der Hand, und sagte: „Mademoiselle! Ihre edle Denkungsart macht Sie zu unsers Gleichen; Ihr gefühlvolles Herz aber zu unserer Freundin. Nehmen Sie von nun an Plaz bey uns.“

Die Geschichte des menschlichen Herzens hat nichts edleres und rührenders aufzuweisen; auch hat die Güte der Vorsicht die Erkenntlichkeit, deren das Menschengeschlecht fähig ist, erregen, und schon in diesem Leben eine so reine und seltne Tugend belohnen wollen.

59.

Der Kanzler Bacon hatte von Leuten, die sich nur bloß durch ihre Länge, oder ihre schöne Figur auszeichneten, eben nicht die vortheilhaftesten Begriffe.

Als einst ein französischer Gesandter bey König Jakob I. von England, in der ersten Audienz mehr Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit blicken ließ, als Verstand und Beurtheilungskraft; so fragte der König den Kanzler: was er von ihm dächte?“ — Es ist ein grosser und wohlgebildeter Mann,“ antwortete er. „Das meine ich nicht, sagte der König; ich will wissen, was Sie von seinem Kopfe halten?“

„Sire, sagte dieser, die langen Leute haben bisweilen viel ähnliches mit den vier bis

fünf

fünf Stockwerk hohen Häusern; da ist die Oberstube gemeiniglich am schlechtsten meublirt.“

60.

Ein König in Persien hatte einen jungen Hirten von Grade zu Grade, bis zur ersten Staatsministerwürde erhoben. Seine Neider brachten es endlich durch häufige Verläumdungen dahin, daß der König gewisse Koffer durchsuchen ließ, worin, wie sie sagten, die Erpressungen des Ministers, und der Raub des Volks aufbehalten seyn sollten. — Alle Koffer wurden geöfnet, und der König fand nichts, als was ein Minister durchaus haben mußte. Ein einziger blieb übrig, den der Minister nicht wollte öfnen lassen; allein der König befahl es.

Da er aufgemacht wurde, fand man nichts als einen Baurenkittel, Schuhe und einen Hirtenstaab darin. Der König fragte ihn, warum er sich so sehr geweigert hätte, dieses zu zeigen? „Derowegen, war die Antwort, indem er auf die übrigen Koffer deutete, weil dieses Silber mir nicht zugehört; Eure Majestät haben es mir gegeben, Sie können es mir auch wieder nehmen; aber dieses Bauernkleid, dieser Hirtenstab, diese Schuhe gehören mein. — Ich hebe diese Merkmale meines ersten Standes wie Gold auf. Ich sehe sie von Zeit zu Zeit wieder an, um das Andenken meiner vo-

rigen Armuth zu erneuern. Durch die Güte Eurer Majestät bin ich das, was ich bin, und, um nicht stolz zu werden, werfe ich alle Tage einen Blick auf diesen Koffer, den ich höher, als alle Schätze in der Welt halte.

61.

Der spanische Ambassadeur rieth König Jakob II. in England, sich nicht dem Rathe der Priester zu überlassen. „Wie so? antwortete der König; fragt Ihr Herr nicht seinen Beichtvater um Rath?“— „Ja, erwiederte jener, aber eben deswegen gehen auch unsre Geschäfte so schlecht.“—

Diesen Unglücklichen König verließ, als 1686 der Prinz von Oranien ans Land getreten war, alles. Seine eigene Tochter, die Prinzessin Anna, gieng vom Hofe. — Da nun der König sich sogar von dieser verlassen sah, von einer tugendhaften Tochter, welcher er jederzeit die zärtlichste Liebe erzeigt hatte, so rief er im übermäßigen Scherz aus: „Grosser Gott! habe Mitleiden mit mir, meine eigenen Kinder haben ihren Vater verlassen!“

Es ist sonderbar, sagt Hume, daß ein Prinz, dem man nur Unbesonnenheit, und übel angewandte Grundsätze vorwerfen kann, Begegnungen ausgesetzt war, die weder ein Nero, noch Domizian, noch der verhaßteste Tyrann,

der jemals unsre Geschichte befleckt hat, von ihren Freunden, und von ihrer Familie erlitten haben. —

62.

Die Priester trugen eines Tages in Rom die Reliquien eines Heiligen in voller Prozession durch die Strassen. Auf den Weg hatten sich ein paar Bettler gestellt, die gewohnt waren, an ihrem Orte um ihrer Krankheiten willen reichliche Almosen einzusammeln. Einige Vorübergehende, die ihnen nichts zu geben hatten, als einen guten Rath, erzählten ihnen, daß die Ueberbleibsel eines Heiligen eben würden vorbey getragen werden, und daß sie durch dieselben ohnstreitig von ihren Beschwerden würden befreyet werden, wenn sie da blieben. —

Diese Zeitung setzte die beyden Bettler, von denen der eine blind, der andre lahm war, in das äusserste Schrecken; indem ihnen, ihrer Meynung nach, kein grösseres Unglück wiederfahren könnte, als daß sie gesund würden.

Da die Noth eine Mutter der Erfindung ist, so wurden sie nach vielem zu Rathegehen, über die Mittel und Wege zu entkommen, eins, daß der Blinde den Krüppel auf die Schultern nehmen sollte. „Deine Glieder, sagte der letzte zum ersten, können mich tragen, und meine

Augen sollen dich leiten.“ So machten sie sich davon, und brachten dem Heiligen um eine Wunderthat, — gaben aber Gellerten vermuthlich den Stof zu seiner schönen Erzählung: der Blinde und der Lahme.

63.

König Jakob I. von England hatte die Gewohnheit, während des Gottesdienstes mit seinen Hofleuten und Günstlingen zu schwazen. Doctor Laud, der einen Sonntag vor dem Hof predigte, und wahrnahm, daß der König Lust zu plaudern hatte, hielt in der Predigt inne, so oft er sahe, daß der König redete.

Nach dem Gottesdienste fragte ihn der König: warum er so oft innegehalten hätte? „Ich befürchtete, antwortete der Doktor, daß es wider die Ehrfurcht liefe, die ich Eurer Königlichen Majestät schuldig bin, wenn ich Ihre Unterredung unterbräche.“ Der König versetzte: „Ihr seyd sehr gutmüthig; ich verspreche euch dagegen meinerseits, daß ich nie wieder eure Predigt unterbrechen will.“

64.

Wie nachtheilig es den Offizieren bey gewissen Umständen ist, wenn sie mit ihren Untergebenen zu strenge umgehn, kann man aus vielen Beyspielen lernen, und auch folgendes bestätigt diese Bemerkung:

Als

Als Lisle von den Engländern belagert wurde, und die Grenadiere vom 15ten Regimente englischer Infanterie bey einem Angriff auf eines der Aussenwerke genöthigt waren, sich zurück zu ziehen, weil entweder eine Mine sollte gesprengt werden, oder das Feuer der Belagerten zu heiß war, so traf es sich, daß ein Lieutenant, der wegen seiner harten und grausamen Behandlung seiner Leute bekannt war, verwundet wurde, und fiel.

Die Grenadiere zogen vor ihm vorbey, und hörten nicht einmal auf seine flehentlichen Bitten, ihm aufzuhelfen, so geneigt sie auch sonst waren, einem Verwundeten beyzuspringen, sonderlich wenn es einer von ihren Offizieren war.

Endlich erhaschte der Lieutnant ein paar Schuhe, die einer der Soldaten von dem Gürtel herab hängen hatte, in Meynung, auf diese Art einen einzigen Menschen stille zu halten, und ihn zu zwingen, ihm bey zu stehen. Allein der Soldat erinnerte sich der vorigen übeln Begegnungen nur zu sehr, zog ein Messer aus der Tasche, schnitt den Strick, mit dem die Schuhe an seinem Gürtel befestigt waren, in Stükken, ließ ihm die Schuhe in den Händen zurück, und gieng mit den Worten davon: „Da! da haben sie ein neu Paar Schuhe, zur Höll damit zu wandern!“

65.

Dem Könige Wilhelm III. den die Engländer als ihren grossen Erretter verehren, rühmen sie auch nach, daß er, wo nicht selbst ein inniger Verehrer der Freyheit gewesen, doch sehr wohl eingesehen habe, wie hoch die neuen Unterthanen, über welche die Vorsehung ihn gesetzt hatte, solche zu schätzen wüßten. Man will das auch, unter andern, aus folgender Anekdote erkennen:

Gegen den Ausgang des letzten Jahrhunderts schrieb der Lord Molesworth, der sich lange als englischer Gesandter in Kopenhagen aufgehalten hatte, eine Nachricht von Dännemark, die damals, und lange nachher, fast bis auf unsere Zeiten, für ein schätzbares Werk gehalten worden ist.

Der Lord hatte darin mit der edlen Freymüthigkeit, die einem Engländer angeboren ist, seine Anmerkungen über die willkührliche Regierungsart in Dännemark vorgetragen. Der König dieses Reichs, der diese Verwegenheit (wie er sie nannte) sehr übel empfand, gab seinem Minister an dem Londner Hof Befehl, sich darüber bey dem Könige Wilhelm zu beschweren. Dieser erwiederte auf die Beschwerde des dänischen Ministers: „Was verlangen Sie, daß ich dabey thun soll?“ — Sire „antwortete der

der Minister, wenn Euer Majestät sich bey dem Könige, meinem Herrn, über eine ähnliche Beleidigung beschwert hätten, so würde er Ihnen schon den Kopf eines solchen Schriftstellers zugeschickt haben.“

„Das mag ich nicht thun, versetzte Wilhelm, kann es auch nicht: wenn Sie aber verlangen, so soll der Lord das, was Sie eben angetragen haben, in die zwote Ausgabe seines Werks einrücken.“

66.

Als der verstorbene Lord Chesterfield sehr krank war, und einen Besuch von einem sehr schönen Frauenzimmer bekam, die während der Unterredung schaudernd auffuhr, und rief: „Ich bin so kalt als der Tod,“ versetzte der Lord witzig: „Wenn das ist, so weigere ich mich nicht, ihn zu umarmen.“

67.

Ein in Europa wohlbekannter Fürst, in dessen Vorzimmer des Nachts ein Page Wache zu halten pflegte, schickte einmal, weil er sich nicht recht wohl befand, und auf die Hülfe eines Pagen sich nicht verlassen konnte, unvermuthet zu einem seiner Läufer, mit dem Befehl, die Nacht bey ihm Wache zu halten.

Diesem

Diesem kam der Befehl ziemlich zu ungelegener Zeit, denn er hatte eben diesen Abend seiner Geliebten einen Besuch bey ihrer Mutter versprochen, und gieng also ziemlich unzufrieden in die Antichambre. Hier schrieb er folgenden Brief an seine Angebetete:

„Mein Schatz!“

„Ich kann heute nicht kommen, denn es hat dem alten Brumbart gefallen, mich bey sich zur Wache zu bestellen.“

Indem klingelte der Fürst. Der Läufer geht zu ihm, und steckt in der Geschwindigkeit den Brief zu sich, ist aber so unvorsichtig, ihn mit dem Schnupftuch, ohne es zu merken, heraus zu ziehn, und begiebt sich nach verrichteten Geschäften wieder weg. — Der Fürst wird den Brief gewahr, liest ihn, und ruft den Läufer, der, ohne etwas zu argwohnen, hereinkommt.

„Kannst du schreiben?“ — „Ja Ihro — — —“ — „Setz dich, und schreib, ich will dir diktiren.“ — Der Läufer setzt sich, der Fürst diktirt:

„Mein Schatz!“

Der Läufer wird aufmerksam.

„Ich kann heute nicht kommen.“

Der Läufer fängt an zu zittern.

„Denn

„Denn es hat dem alten Brumbart gefallen, mich 24 Stunden krumm schliessen zu lassen.“

Nun wirft sich der Läufer dem Monarchen zu Füssen, fleht um Erbarmung; aber die Strafe war zu gnädig, als daß ihm der Monarch auch nur eine einzige Stunde erlassen hätte.

68.

Man geht in Paris nie über den Fluß am Gestade Malaquais, oder der vier Nazionen, ohne daß einem die Unterredung eines Schiffers mit König Heinrich dem vierten, welchen ersterer bey sich im Schiffe hatte, ohne ihn zu kennen, einfällt. Er sagte ihm gerade zu, daß der König die Früchte des vervinischen Friedens noch nicht schmecke.

„Auf jeder Sache, sagte er, sind Auflagen, bis auf meinem elenden Schiffe, von dem ich kaum leben kann.“ — „Denkt aber, antwortete Heinrich, der König nicht mit allen diesen Auflagen auf eine Aenderung? — „Ach! erwiederte der Schiffer, der König ist ganz gut; aber er hat eine Mätresse, die so viele schöne Kleider, und so viele Geschmeide haben muß, und das sind wir, die das bezahlen müssen. Noch immer gut, wenn sie ihm nur allein zugehörte; aber man sagt, daß sie sich noch von einer Menge andrer liebkosen lassen solle.“

69.

Das Laster, die Thorheit, der Stolz gehen im Triumphe einher; aber das zärtliche Mitleiden, die Großmuth, die Tugend entziehen sich dem Auge des Volks, um, ohne Pralerey, ohne Ruhmsucht, mit dem Blick des Ewigen schon genug belohnt, der Menschheit in der Stille zu dienen. Hier ist ein Beyspiel davon:

Der Arzt Brayer zu Paris brachte gewöhnlich mit jedem ersten Tage des Monats seinem Pfarrer im Verborgenen einen Beutel mit 1000 Franken, für die Hausarmen seines Kirchspiels. — Er wiederholte diesen Gang 15 volle Jahre hindurch, also eine Totalsumme von 180,000 Livres. — Gutes zu thun ist schon viel, aber die Standhaftigkeit im Guten! — —

So sammelte man zu Paris vor einigen Jahren, in der Vorstadt Saint-Germain, für die armen Unglücklichen, die im Brande gelitten hatten, eine Kollekte. Die Almosensammler giengen auch zu einem Privatmann, dessen Reichthum man kannte. Er empfieng sie im Monath Dezember in einer kalten Kammer, und während der Zeit, daß sie die Schnüre ihres Beutels auflöseten, schalt der Herr seine Magd heftig, daß sie ein ganzes Stückchen

chen Kien angebrannt hätte, um Feuer im Ofen zu machen, und zeigte ihr in einer Ecke des Kamins halb verbrannte und zu diesem Gebrauche aufgehobene Kienspäne. —

Die Einsammler prophezeiten sich nicht zuviel Gutes von der Freygebigkeit des Herrn, der sie so empfangen hatte; als dieser zu einem geheimen Schranke lief, und eine Summe herausholte, die man nicht leicht zu Almosen hingiebt. —

Sie konnten nicht umhin, ihm ihre Bewunderung nach dem, was sie eben gehört hatten, darüber zu bezeugen. „Meine Herren, sagte ihnen der wohlthätige Mann, wissen Sie, daß ich mich gerade durch solche Ersparungen in den Stand gesetzt habe, den Armen grosse Wohlthaten zu erweisen."

70.

Man sah 1742 einen Bettler zu Paris, der, wie man sagt, Genie und Kraft in den Ideen und im Ausdrucke hatte. Er foderte das Almosen öffentlich, zog dabey gegen alle Vorübergehenden los; that heftige Ausfälle auf die verschiedenen Stände, und entdeckte ihre Betrügereyen und ihre Ränke.

Dieser neue Diogenes hatte weder Tonne noch Laterne, und wagte sich hauptsächlich an

die Priester, die Huren und die Rechtsgelehrten. Man nannte seine Kühnheit Unverschämtheit, und seine Vorwürfe Grobheiten. — Eines Tages fiel ihm ein, in seiner zerlumpten, schmutzigen Kleidung zu einem General-Pächter zu gehen, sich an die Tafel zu setzen, und es ihm gerade zu zu sagen, daß er darum käme, um ihm die Moral zu lesen, und einen Theil von dem wieder zu nehmen, was er ihm gestohlen habe. — Man fand diese Unbescheidenheiten nicht nach Geschmack, und da er das Unglück hatte, nicht vor 2000 Jahren gelebt zu haben, so ward er beym Kopf genommen, und ins Gefängniß gebracht.

Dieser Bettler, weil er doch Verstand hatte, hätte es wissen sollen, daß man das, was man zu Athen bewundert hätte, zu Paris ohnvermeidlich vor Narrheit erklären würde. Man leidet den verworfensten, niederträchtigsten, den schändlichsten Bösewicht unter uns, aber man zittert und empört sich bey dem kleinsten Scheine von dem, was man einen Cyniker nennt, oder ihm nur ähnlich ist. —

71.

Ein armer Tagelöhner bereicherte sich dagegen auf eine sonderbare Art: Indem er vor einigen Jahren durch eine Straße von Paris gieng, faßte ihn eine alte Frau auf, führte ihn

in

in ein viertes Stockwerk und befahl ihm, einen überaus schweren irdenen Topf in die Mauer einzumauern.

Achtzehn Monathe nachher gieng er durch dieselbe Straße, und bemerkte einen flatternden Miethzettel, deren fast an allen Boutiken aushängen: „Hier ist eine Stube zu vermiethen.“ — Er gieng in das Haus und fragte: „welche Stube leer sey?“ — „die Stube im vierten Stock — war die Antwort: eine arme Frau, die sie inne hatte, ist vor drey Tagen gestorben; man hat ihr Bette verkauft, um sie begraben zu können.“ — „Diese Stube steht mir an, antwortete der Tagelöhner; er gab ein Handgeld zum voraus, brachte einigen Hausrath dahin, und arbeitete den irrdenen Topf, in welchen die geitzige Frau ihr Gold geschüttet hatte, nach seiner Gemächlichkeit aus der Mauer heraus. —

72.

Nicht so tief, aber noch listiger, hatte ein Finanzier sein Geld versteckt. — Dieser, der vor wenig Jahren zu Paris verstarb, hatte Schätze genug gesammelt, und dennoch konnten seine Erben in tiefer Trauer nach seinem Begräbnisse keines finden, denn der Geldkasten war leer. — Großer Lermen! „wo ist sein Geld? fragte man — wo ist sein Geld?“ — — Man setzte die Bedienten fest, suchte in den

Mauern, zerbrach die alten Stühle, brach den Fußboden auf, grub in den Kellern: — kein Geld. Die Erben jammerten, man machte das Inventarium der Kostbarkeiten, der Geräthschaften, der Tapeten; aber das Hausgeräthe war noch keine Entschädigung für das fehlende Geld.

Man gieng ganz zuletzt an die bestäubte Bibliothek, den am wenigsten besuchten Ort des Hotels. Oben an der Spitze stand eine lange Reihe dicker nicht aufgeschlagener Bände; es war die Sammlung der Kirchenväter, eine für unser Jahrhundert ekelhafte Sammlung.

Der Gerichtsdiener will einen Band herabnehmen, um ihn dem taxirenden Buchhändler zu geben, der nach der Ausgabe sehen wollte. Das schwere Buch wischte ihm aus der Hand, fiel auf die Erde, und siehe da! Dreytausend Luidor sprangen aus dem aufgeplatzten Bauche des dicken heiligen Chrysostomus heraus. Seine Nachbarn, Gregorius, Hieronymus, Augustinus, Basilius gaben eben soviel Geld, das sie in sich verborgen hatten.

Die bewundernden Erben lächelten zum erstenmale den heiligen Blättern zu. Sie machten diesen theologischen Werken ihre Schwere zu keinem Vorwurf.

Der Finanzier hatte sein Geld, den Gegenstand so vieler Nachsuchungen, zwischen die breiten auf einander liegenden Blätter dieser Bücher verborgen, in der vollen Ueberzeugung, daß es sich niemand in seinem Hause so leicht einfallen lassen würde, diese ehrwürdigen Bände aufzuschlagen. Er hatte es ausgedacht, daß diese dicken Bücher in Folio, in einer Höhe, welche die Hand abhielt, wahre Geldkasten abgeben könnten, in welchen sein Geld noch weit sicherer, als unter dem Schlüssel und eisernen Bändern läge. —

73.

Ein Kapuziner aus B.. predigte im Jahr 1765 in der Schloßkirche zu O.. zur Charfreytagsvesper. Da er glaubte, die Liebe des Heylandes gegen die Sünder nicht überzeugender beweisen zu können, als wenn er die leiblichen Martern, welche derselbe gelitten, ohne Maaß und Gränzen vergrößerte, so versicherte er endlich seinen Zuhörern, man hätte aus dem ganzen Lande 6000 Henkersknechte verschrieben, die den Erlöser der Welt hätten geißeln und peitschen müssen; daher wäre es denn gekommen, daß er, die kleinen Striemen und Wunden ungerechnet, 6666 große und tiefe Löcher in seinem Leib gehabt, und daraus soviel Blut vergossen hätte, daß die 6000 Henkersknechte sämmtlich bis an den Gürtel im

Blut gestanden u. s. w. „Unser Heiland muß sehr vollblütig gewesen seyn, sagte ein Ketzer im Herausgehen, wenn dieser Mann die Wahrheit predigt.“

74.

Als der seraphische Franz von Aßisi für seine ersten 10 Schüler im Jahre 1210 die erste schriftliche Regel aufgesetzt hatte, so brachte er dieselbige nach Rom, um sie vom Pabst Innozenz III. bestätigen zu lassen.

Innozenz las die Regel kaum halb durch, so warf er sie dem Verfasser vor die Füße, und sagte: „Das ist eine Regel für Schweine, und nicht für Menschen.“

Franziskus gieng weg, und wälzte sich wie eine Sau in den Pfützen, kam darauf in dieser lieblichen Gestalt wieder zum Pabste, und fragte ihn: ob er jetzt seine Regel bestätigen wolle? weil sie doch nun für ihn und seine Schüler passen würde. —

„Das sind Mönche für dich, dachte der Pabst, die man zu allem brauchen kann, und gab dem heil. Franz die Bestätigung seiner Regel.

75.

Der Pater Garasse von der Gesellschaft Jesu, erzählt uns in seinem verbesserten Rabelais folgende drollichte Geschichte.

„Der

„Der gute Priester Creg, ein Schottländer, war in seiner Jugend in dem Kloster des heil. Franziskus erzogen worden. Eines Tages, da er seine Heerde weidete, schlummerte er auf seinem Esel ein, und fiel darüber in eine unterirdische Steinkohlengrube. — Er erwachte mit einem fürchterlichen Schreck, da er sich von einer Menge berußter Cyklopen umringt sahe, schlug ein Kreuz vor sich, wie er es in seiner Jugend erlernt hatte, und schrie in voller Verzweiflung: „Ego sum Franciscanus, domini Diaboli, ego sum Franciscanus, non sum minister. Ich bin ein Franziskaner, meine Herren Teufel, ich bin ein Franziskaner und kein Priester."

Hieß das nicht den Teufel auf den Namen der Franziskaner um gut Quartier bitten, in der Voraussetzung, daß er denen, die seine Livree trügen, kein Leid zufügte? —

76.

Ein neuverheyratheter Engländer gewöhnte sich nicht lange nach seiner Hochzeit, bis in die späte Nacht aus dem Hause zu bleiben; es mußte daher ein Dienstmädchen aufsitzen, und warten, bis er kam; nachher aber nahm er jedesmal, wenn er ausgieng, einen Hausschlüssel zu sich. Weil Madame einigen Grund zur Eifersucht schöpfte, so blieb sie in ihrem Zim-

mer sitzen, oder schlief doch nicht eher ein, als bis er nach Hause gekommen war; da sie denn die Entdeckung machte, daß er zu der Magd in die Kammer gieng.

Dies war für eine Frau die empfindlichste Ausfoderung von der Welt, und ihr ganz ausserordentliches Betragen bey dieser Gelegenheit, welches heut zu Tage einer poetischen Empfindung ähnlich sieht, wird wahrscheinlicherweise die Bewunderung der Nachwelt bleiben.

Sie besaß eine so ungemeine Gewalt über sich selbst, daß sie sich ganz still verhielt, bis sie glaubte, daß Beyde schlafen würden, worauf sie sich ganz leise in die Kammer schlich, da sie dann Beyde beysammen im Bette fand. — Sie schlug hierauf ein seidnes Schnupftuch zusammen, so daß sie das eine Ende davon ans Hauptkissen befestigte, ihnen das Tuch über die Gesichter zog, und das andere Ende auf der andern Seite mit Nadeln ansteckte. Hierauf gieng sie weg, und legte sich in ihr Bette.

Man ist ungewiß, ob sie dies gethan, um ihren Gemahl vor einer Verkältung zu verwahren, oder bloß um Beyde von der Entdeckung, die sie gemacht hatte, zu überführen. — Sobald sie es inne wurden, war ihnen nicht anders zu Muthe, als wenn sie wegen ihres strafbaren Verbrechens, eine so zärtliche Frau beleidigt zu haben, vom Donner gerührt würden.

Der

Der Morgen kam, und einige Zeit vor der gewöhnlichen Stunde, da Madame aufzustehn pflegte, fand sich ihr Gemahl in ihrem Schlafzimmer ein. Sie kam ihm itzt schöner vor, als da er angefangen hatte, um sie zu freyen. Er war ein Mann von gesundem Verstande, und doch dabey sehr betreten, wie er sich ihr nähern sollte.

Er fiel vor ihrem Bette auf die Knie, und bekannte mit Thränen und großer Seelenangst, daß er die beste Frau von der Welt beleidiget; er bezeugte die Größe seines Erstaunens darüber, daß sie bey einem solchen Anlasse, sie Beyde umzubringen, so viel Macht über sich selbst gehabt. Er bat sie aufs wehmüthigste um Vergebung, damit er ihr inskünftige beweisen könnte, wie unmöglich es ihm sey, eine so gütige Frau jemals wieder zu beleidigen. —

Sie konnte ihm nicht antworten. — Sie brach in einen Strom von Thränen aus, welche ihm auf einmal sowohl sein Unrecht, als ihre Verzeihung zu erkennen gaben. Sie weinten Beyde eine Zeitlang miteinander; sie liebte ihn zu sehr, als daß sie seine Bekümmerniß durch den geringsten Vorwurf hätte vergrößern wollen: und sobald sie reden konnte, sagte sie zu ihm: es sey ihr lieb, daß er seinen Irrthum erkenne, und bat ihn, nicht weiter davon zu

reden; und versicherte ihn, daß sie auch nicht mehr daran gedenken wolle. —

Als er wieder zu sich selbst kam, drang er in sie, das Mädchen den Augenblick aus dem Hause zu schaffen. Sie aber sagte mit einer außerordentlichen Großmuth: „Nein, liebster Gemahl, dies würde nur Lermen in der Familie und bey der Nachbarschaft erregen. Ich kann eine andre Ursache finden, mich von ihr loszumachen, und will ihr einen Monath vorher den Dienst aufsagen, welches auch geschah.“

Sie lebten nach diesem Vorfalle sehr glücklich miteinander, und zeugten verschiedene Kinder.

77.

Einen häßlichen und einen liebenswürdigen Charakter zeichnet uns folgende Geschichte, die sich im August 1775 zugetragen:

Hr. Bücha, ein venezianischer Kapitän von der Garnison zu Spalatro, hatte eine schöne Frau, und einen jungen ihm anvertrauten Offizier im Hause. Der Offizier verliebte sich in des Kapitäns Frau, und versprach ihr, sie zu heyrathen, wenn sie Wittwe würde; und damit dieses desto eher geschähe, gewann er einen Soldaten, dessen ehrliches Herz er aber zum Glücke nicht gekannt haben muß, für zwey Zechinen baar, und zehn in Assignation, mit

einer ihm zugestellten Pistole, die Frau Hauptmannin zur Wittwe zu machen.

Der Kerl übernahm die Kommission, fand den Kapitän allein, und sagte ihm: „Sehen Sie hier den Kerl, der sie todt schießen soll; hier ist Pistole, Vollmacht, Geld. Fürchten Sie sich aber nicht; ich übernahm den Auftrag nur, damit ihn kein anderer bekäme.“

Der Kapitän belohnte die Treue dieses Kerls, der Lieutnant ward arretirt, und ihm der Prozeß nach Gebühr gemacht.

78.

Ein brittischer Sergeant wurde von den Wilden in Amerika zum Gefangnen gemacht, und sie machten schon Anstalt, ihn mit aller der Barbarey, die ihre Geschicklichkeit im Martern nur ersinnen konnte, hinzurichten.

Voll Entsetzen bey dem Anblick der schrecklichen Quaalen, die ihm bevorstanden, redete er die Indianer also an: „Mächtige Krieger! eure Anstalten sind vergebens, denn mein Körper ist unverwundbar; und wollt ihr mir die Freyheit schenken, so will ich euch die Kunst lehren, euch ebenfalls unverwundbar zu machen. Glaubt nicht, daß ich euch durch ein falsches Vorgeben hintergehe. Nein, ich bin bereit, an mir selbst einen Versuch machen zu

lassen, der euch allen Zweifel benehmen wird. Laßt euren Anführer, der meinen Degen hält, mit allen seinen Kräften auf mich zuhauen; ich fürchte mich weder vor der Schärfe des Degens, noch vor der Stärke seines Arms."

Mit diesen Worten entblößte er seinen Nakken, und bot seinen Kopf dar. Der Indianer lief herzu, und schlug ihm mit einem wütenden Hiebe den Kopf herunter. — So verschafte sich der arme Sergeant durch seine Gegenwart des Geistes statt langwieriger Martern einen leichten und augenblicklichen Tod. —

79.

Einer von den Lordkammerdienern in London, sah vor einiger Zeit den Prinzen von Wallis im Unterhause etwas lesen; und fragte ihn: was er gelesen habe? „O nichts, Mylord, erwiederte der Prinz, als geheime Influenz öffentlicher Ruin." — Wahrlich ein vielsagendes Kompliment für die königlichen Lordkammerdiener! —

80.

Als der Herzog von **Marlborough** die alliirte Armee im spanischen Successionskriege kommandirte, rief er einst bey einer gewissen Gelegenheit einen Kriegsrath zusammen, um zu entscheiden, ob er am folgenden Tage den Feind angreifen sollte?

Seine

Seine Generale erklärten sich einmüthig für den Angriff; er selbst aber machte Einwürfe dagegen, die er in den stärksten Ausdrücken vortrug; so daß die Versammlung am Ende die Sache seiner höheren Einsicht anheim stellte.

Kaum war er in sein Zelt zurückgegangen, als der Prinz Eugen ihm nachfolgte, ihm Vorwürfe über seinen Entschluß machte, und über den großen Schimpf klagte, den ein solches Verhalten ihnen zuziehen würde. „Mein Entschluß, sagte der Herzog, ist allerdings, morgen zu schlagen; und ich werde den Augenblick die nöthigen Befehle deshalb ertheilen. In dem Kriegsrath aber widersetzte ich mich diesem Plan, weil ich heimliche Nachricht bekommen hatte, daß die Feinde Mittel gefunden, das Resultat unsrer Berathschlagungen zu erfahren; und Sie werden mir zugeben, daß es nöthig war, sie zu hintergehen."

81.

Als Ludwig XV. die Nachricht von der Einnahme von Bergen op Zoom erhielte, machte er die für Frankreich demüthigende Anmerkung, daß seine beyden größten Feldherrn (der Marschall von Sachsen, und Graf von Löwenhaupt) Ausländer wären, und daß das Land nicht mehr solche Helden hervorbrächte, als ehedem. — „Das kömmt daher,

ant-

antwortete der eben anwesende Prinz von Conti, — weil sich unsere Weiber mit den Lackayen abgeben."

Aniaba.

Unter diesem Namen kam ein junger Abentheurer, als ein vorgeblicher Prinz und Thronfolger des Königs von Jßini in Afrika, an den Hof Ludwigs IV. Ein Schifskapitain brachte diesen jungen Schwarzen nach Frankreich, und wollte ihn zu seinem Bedienten nehmen; allein einige Personen, denen daran gelegen war, ihn für einen Prinzen auszugeben, hatten ihm denselben heimlich entführt.

Er wurde zu Paris vom Bischof Boßuet getauft; der König wollte sein Pathe seyn; er empfieng das h. Abendmahl aus den Händen des Kardinal von Noailles, und er gewann die Hochachtung des ganzen Hofs so sehr, daß ihn der König Standesgemäß erziehen ließ, und ihm hernach eine Kompagnie Reuter schenkte.

Als der König von Jßini gestorben war, schickte man diesen Prinzen mit 2 Kriegsschiffen unter der Anführung des Ritters d'Amou nach Guinea; allein als sie anlandeten, wurde er für einen Sklaven eines Einwohners erkannt, in dessen Dienste er auch sogleich bey seiner Ankunft

kunst treten mußte — mundus vult decipi.

Anna von Oesterreich.

Als diese berühmte Prinzessinn 1643 den 18ten May nach dem Tode ihres Gemahls Ludwigs XIII. die Regierung übernahm, weil sie im Testamente ihres verstorbenen Gotten zur Reichsverweserinn ernannt war, befand sich Frankreich in den allermißlichsten Umständen. — Der junge König Ludwig XIV. war damals erst fünftehalb Jahr alt. — Alle auswärtige Mächte waren wider seine Krone zusammen getreten; und die Religionsstreitigkeiten unterhielten die Flamme des bürgerlichen Kriegs in allen Theilen des Reichs.

Diese Königinn fand Niemanden, der mehr im Stande gewesen wäre, dieses Feuer ersticken zu helfen, als den Kardinal Mazarin, einen in der Regierungskunst vollkommenen Mann, der den Kardinal Richelieu zum Lehrmeister gehabt, und den Ludwig XIII. zum Vollstrecker seines Testaments ernannt hatte. — Von der Zeit an wurde alles durch diese beyden Seelen des Oberhofgerichts regiert. — Gleich im ersten Jahre der Regentschaft griff man zu den Waffen, und zog gegen die bisherigen Feinde des Staats zu Felde.

Der

Der glückliche Erfolg, den die Unternehmungen derjenigen Generale hatte, denen man den Oberbefehl der Truppen anvertrauete, war ein Beweis von der Weisheit, mit welcher man selbige vor andern erwählt hatte.

Niemals hat Frankreich so viele Siege in so kurzer Zeit davon getragen. Ludwig von Bourbon, Herzog von Enguien, der nachher unter dem Namen des Prinzen von Konde so berühmt geworden, gewann die merkwürdigste Schlacht bey Rokroy, und nahm Diedenhofen weg. — Der Marschall von Breze, schlug die spanische Flotte im Angesichte von Karthagena. — Turin ward von dem Prinzen Thomas erobert; — die Brücke von Esturien vom Marschall Du Pleßis-Pralin — und Rothweil in Teutschland von dem Marschall von Guebriant.

Das folgende 1644ste Jahr war nicht weniger glücklich: der Vicomte von Turenne gewann die zwote Schlacht bey Rothweil. — Der Herzog von Enguien, der bereits bey Freyburg Ehre eingelegt hatte, eroberte Speyer, Philipsburg, Mainz, und andere Städte, welche das Schicksal von Grevelingen, so Gasto von Orleans unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, erfuhren. — Mit Rose, La Mothe, Bethüne und Landau gieng eine gleiche Veränderung, und nach ihnen mit

Lio-

Liorens in Katalonien, mit Nördlingen in Teutschland, und mit Mora in Italien vor. — Dergleichen Glück dauerte fast ununterbrochen die vier folgenden Jahre über bis zum Münsterischen Frieden im Jahr 1648 fort.

Das Vergnügen, welches man sich davon versprach, ward durch die Stimmen des Aufruhrs, welche sich in dem Königreiche hören ließen, gestört. Das Volk, welches durch die Steuer, die der Rath zur Unterhaltung eines allgemeinen Krieges sehr hoch angesetzt hatte, belästigt wurde, hielt sich dieserhalb an den Kardinal Mazarin; und die Großen, welche dessen Gewalt und die unermeßlichen Einkünfte, die er theils von dem Gehalt des Hofs, und theils von dem Bisthume zu Metz, und zwölf königlichen Abteyen hatte, mit neidischen Augen ansahen, erklärten sich wider ihn.

Dies war der Grund oder der Vorwand von den bürgerlichen Kriegen, welche in ganz Frankreich vier Jahre hindurch die größesten Unordnungen anrichteten. Die Königinn suchte ihren Minister, so lange als ihr immer möglich war, zu erhalten. Indessen mußte er endlich doch das Königreich räumen, und es ward in selbigem eine Summe Geld auf seinen Kopf gesetzt.

Seine

Seine Feinde hingegen, welche die Ueberwinder von den fürchterlichsten auswärtigen Mächten gewesen waren, zogen allemal den Kürzern, wenn sie mit dem Gegentheil stritten. Dies rührte von den Maßregeln her, die er nahm, und von dem geheimen Verständnisse, das er mit der Königinn unterhielt. Die Aufrührer mußten zuletzt unterliegen, und sahen sich genöthigt, seine Rückkunft einstimmig zu bewilligen.

Er nahm sich, nebst der Königinn, der Reichsgeschäfte selbst noch bey der Mündigkeit des Prinzen, wiederum an; schenkte dem Staate die Ruhe wieder, und beschloß, seine Staatsministerbedienung mit der Vermählung Ludwigs XIV. an die älteste spanische Prinzessinn, welche nach dem zweyten Frieden erfolgte. — Frankreich hatte eines solchen Mannes bey so unruhigen Zeitläuften, als diejenigen waren, in welchen man sich, unter der Minderjährigkeit des Prinzen befand, nöthig; und es verdankte den Beystand, den es an ihm fand, dem Schutze, in welchen ihn Anna von Oesterreich, wider den Willen aller ihrer Unterthanen, nahm.

Der Erfolg zeigte, daß sie die wahren Vortheile des Staats weit besser, als irgend jemand, eingesehen hatte, und daß Niemand im

im ganzen Königreiche so würdig gewesen war, am Regierungsruder zu sitzen, als Sie.

Annaten.

Sind die jährlichen Einkünfte, die der Pabst von den erledigten Pfründen zieht. — Ursprünglich konnten die Bischöfe mit allen Gütern ihrer Kirchen nach Belieben schalten und walten. Nach einiger Zeit erhielt jede Pfründe, die davon abhieng, ihre bestimmten Einkünfte, und wenn die Bischöfe jemand dazu ernennten, so behielten sie sich diese Einkünfte, oder einen Theil derselben, vor, und die Kirchenversammlungen verwarfen diese Vorbehaltungen nicht, wenn sie mäßig, oder auf billige Ursachen gegründet waren.

Hernachmals genossen die Bischöfe der Annaten nur mit Einwilligung ihrer Kapitel. — Pabst Klemens V. behielt sich nach diesem, wegen der ungestümen Forderungen der englischen Bischöfe auf zwey oder drey Jahre, alle Annaten selbst vor; „denn, sagte er: der Obere wird wohl, wenn er will, der Freyheit geniessen können, welche der Untergeordnete von ihm fodert?“

Man streitet noch über die Annaten. Die Kirchenversammlung zu Ephesus im Jahr 401 — die im Jahr 595 von Pabst Gre-

gorius gehaltene Kirchenversammlung, und die zu Basel im Jahr 1421 verwerfen die Annaten. — Die Könige von Frankreich Karl VI. und VII., Ludwig XI., Franz I., Heinrich II., Karl IX., die französische Geistlichkeit, Gerson, die Fakultät von Paris haben sie ebenfalls verworfen, und die übrigen Monarchen Europens fangen jezt zum Theil an, das nemliche zu thun.

Antonius,

Dem man den Beynamen der Grosse gegeben, und dessen Charakter so mächtig auf viele Menschen gewürkt hat, war von Geburt ein Egyptischer Bauer. — Einige behaupten, daß er lesen und schreiben konnte, von andern wird es geläugnet. —

In seiner ersten Jugend wollte er durchaus (so sagt die Legende) keinen Umgang mit andern Knaben haben. Er huckte lieber auf sich selbst in menschenscheuer Gesinnung. — Kaum hatte dieser schwarzgallichte Jüngling seine Eltern verlohren, so verschenkte er auch gleich sein beträchtliches Vermögen von 150 Joch Ackers an die Bauern seines Dorfs, er verkaufte sein Hausgeräth, und gab das Geld den Armen, verließ nachher Haus und Hof, und zog, zuerst an einen einsamen Ort in der Nähe, sodann von

von einem Einsiedler zum andern, um sich mit der hohen Tugend bekannt zu machen, wovon er in der Folge seinen Zeitgenossen das Beyspiel gab, und durch sie der Welt die Lehre. *)

Der Teufel entzündete schon früh in diesem grossen Heiligen das Feuer geiler Lust. — Antonius kämpfte dagegen durch Brod und Wasser und ein hartes Lager bey Nacht. — Um desto kräftiger über Welt und Sünde zu siegen, verbarg er sich in einer ziemlichen Entfernung von dem Dorfe, wo er geboren war, in ein Grab.

Dieser seltsame Aufenthalt schien seine melancholische und menschenscheue Anlage zu vermehren. — Seine bewährtesten Geschichtschreiber merken an, daß er in seinem Grabe, seiner Einbildung nach, beständige Kazbalgereyen mit dem Teufel gehabt habe, und er schlug sich bey aller dieser Angst und Unruhe in dem engen Gewölbe die Glieder so fürchterlich entzwey, daß man ihn für todt aus seinem Grabe in die Kirche des nächsten Ortes trug.

*) Daß wir hier nicht vom heil. Anton v. Padua, dem Wiederbringer der verlornen Sachen — der täglich 13 Gnaden vom Himmel herab an seine Lieblinge, ohne davon unserm Herr Gotte Rechenschaft ablegen zu dürfen, zu verleihen hat, reden, wird ein jeder unsrer Leser leicht begreifen.

Wahrscheinlich war er epileptisch. Aber kaum kam er in dieser Kirche zu sich selbst, so verlangte er, daß man ihn, seiner Wunden ungeachtet, wieder in sein Grab trage. Augenblicklich war auch der Teufel wieder da; das ist, seine Krankheit befiel ihn wieder. Er ward von neuem verwundet, und behielt seine Wunden lange. — Doch, einige Zeit darauf begab er sich in seinem 35sten Jahre in eine Wüste jenseits dem Nile, und schloß sich da in ein altes Kasteel auf 20 Jahre ein.

Seine Nahrung bestund hier aus altem Brod, das man ihm alle halbe Jahre brachte, und aus Wasser, daß er in seinem Kasteel fand. — Seine Thüre öfnete er weder für die, die ihm Brod brachten, noch für die, die ihn besuchen wollten. Aber mit Schrecken und Erstaunen hörten diese Leute oft ein fürchterliches Getümmel und Geschrey. Sie glaubten, Antonius scharmuzire mit dem Teufel; aber eigentlich hörten sie nur, wie närrisch er sich zuweilen anstellte, oder wie närrisch er wirklich in seinem Kasteel war.

Der Anlauf aber ward doch allmälig unter den heiligen Mauern dieses verwünschten Schlosses so groß, daß Antonius endlich nach zwanzig Jahren auf vieles Bitten, wie die heiligen Schriftsteller sagen, sich entschloß, sein Kasteel zu verlassen.

Nun

Nun verließ ihn seine melancholische Wuth. Er versammelte viele hie und da für sich lebende Einsiedler um sich her, und gewöhnte sie an eine gemeinschaftliche Lebensart. Viele gaben ihm Gehör, und bauten sich Hütten, die man damals einsame Mönchswohnungen (monasteria) hieß, in den dortigen Gebirgen. Ueber alle führte Antonius als gemeinschaftlicher Vater, die Aufsicht. Dieser Zug zur Einsamkeit ward immer grösser, und er bevölkerte immer mehr die Wüsten umher.

Antonius war nunmehr nicht sowohl eigentlich Einsamer, als vielmehr Prediger der Einsamkeit, und hochberühmter Teufelaustreiber; denn ein jeder, der sich von ihm besessen zu seyn glaubte, eilte zu ihm in die Wüste Phaium, um sich vom Antonius solchen austreiben zu lassen. — Strenge genug war sein Leben sonst noch immer. Auf dem bloßen Leib trug er ein härenes Hemd, über dieses einen Mantel von Schafpelz, und auf dem Kopf eine Kapuze. — Niemals wusch und reinigte er sich, und seine Kost war täglich sechs Unzen hartes Brod, das im Wasser geweicht hatte, mit etwas Salz, und erst in seinem hohen Alter durften seine Jünger ihm alle Monathe einmal Oliven, Oel und Gemüse bringen. Er schlief auf einer Decke von Rohr, und wenn er ein wenig geschlafen hatte, so stand er um

Mitternacht auf, und betete mit ausgestreckten Armen bis zum Aufgang der Sonne. — Bey Tage flocht er zuweilen Decken aus Palmblättern, und, wenn er sonst eben keine Teufel auszutreiben hatte, beschäftigte er sich aus Langerweile auch wohl mit Ackerbau und Gärtnerey.

Einen damals gar nicht ungewöhnlichen Einfall hatte Antonius im Jahr 312. Er verließ plötzlich seine Einsamkeit, und gieng nach Alexandrien, um sich da hinrichten zu lassen. — Dies gelang ihm aber nicht. Verdrüßlich eilte er nach seiner Zelle zurück, wo er sich einschloß und keinen Menschen sehen wollte. — Aber an den Kranken, die ihn noch immerfort besuchten, geschahen itzt Wunder, wenn sie auch der heilige Doktor nicht sah und sprach. — Lange konnte er jedoch auch diese Besuche nicht aushalten, denn sie störten seine Ruhe, und beleidigten durch die Ehre, die man ihm zu erweisen glaubte, seine Demuth. Er gieng also noch tiefer in die Wüste hinein nach dem Berge Colzim; wo er anfangs keine andre Gesellschaft, als eine grosse Menge Teufel hatte, die ihn immer aus seiner Einsamkeit vertreiben wollten. Doch hatte er hernach immer noch mehr Besuche von allen Orten her, als zu Phaium, wohin er zuweilen gleichwohl eine Reise that, um seine Schüler daselbst zu besuchen.

Einen sehr merkwürdigen Besuch machte er in seinem 90sten Jahre bey Paul dem ersten Einsiedler, der schon 90 Jahre her, allen übrigen Menschen unbekannt, alleine und verborgen lebte. Auf dieser Reise stiessen ihm allerhand Wunder auf. Er wollte mit Ungeheuern gesprochen haben u. d. gl. Sodann, sagte Antonius, habe gleich nach seiner Ankunft ein Rabe doppelt so viel Brod gebracht, als er sonst dem Paulus seit 60 Jahren her zu bringen gewohnt war. Aber dies ist noch nicht alles; denn Paulus eröfnete seinem Freunde, daß sein Ende bevorstehe, und daß er zu Einwickelung seines Leichnams einen ihm vom Athanasius geschenkten Mantel holen möchte. —

Als Antonius mit dem Mantel zurück kam, sah er den unsterblichen Theil des Paulus ganz glänzend zum Himmel aufsteigen, zwischen Schaaren von Engeln und Aposteln. Seinen Körper aber fand er in der Stellung eines Betenden kniend. Er beerdigte ihn mit Hülfe zwoer Löwen. —

Die Ketzer, besonders die Arianer, konnte er so wenig, als die Philosophen, die ihn oft aus Neckerey besuchten, leiden. Er schlug aber ihren Unglauben stets dadurch nieder, daß er ein paar Teufel vor ihrer Nase eintrieb.

Antonius that indessen gleichwohl einige richtige prophetische Blicke in die Zukunft. Einst

saßen seine Jünger um ihn her, und bewunderten die Menge von Menschen, die sich der Einsamkeit widmeten, und den Eifer, mit dem sie auf dem Pfad der Tugend fortschritten. Wird das auch noch lange dauren? fragten sie den Antonius. Mit Thränen erwiederte er ihnen: „Ach! es wird eine Zeit kommen, da die Mönche, anstatt in Höhlen zu wohnen, nach den größten Städten ziehen werden; da werden sie sich Palläste erbauen, gut essen und gut trinken, und von den übrigen Weltlingen sich durch nichts unterscheiden, als durch ihre Kleider, durch ihre Kaputzen, und durch den eitlen Stolz auf ihren ersten Stifter.“

Thorheit schadet dem Ruhme nicht; denn dessen ungeachtet gieng das Gerücht von dem Heldenleben dieses Bauers bis an den Hof des Kaisers Konstantin, der auch deswegen an den Anton, als an einen Propheten schrieb, und sich einen Besuch von ihm ausbat. — Sein Ruhm erscholl über den ganzen Erdboden. Groß und weit verbreitet war seine Herrschaft über die Gemüther der Menschen; und allerdings mußte Anton, so schwach und elend er auch in seiner Jugend gewesen war, bey mehrern Jahren Nerv' und Kraft und gute Lungen haben, um so vielen Menschen die Lust zum Leben weg zu plaudern.

Seine letzte Reise nach Alexandrien beschleunigte wahrscheinlich seinen Tod. Er watschelte

schelte hin, um den Ketzern zu fluchen, und Ketzern flucht man nie ohne Galle; die immer gefährlich ist, und die gewöhnlich in solchem Alter tödtet. — Was den Herrn von Volraire zu Paris umbrachte, half wahrscheinlicher Weise auch nicht wenig zu dem Tod unsers grossen Antonius in Alexandrien. Die Alexandrier waren, wie die Pariser, ein lustiges, neugieriges, reges und feuervolles Volk. Ein fremdes Thier, oder ein grosser Mann, setzten ganz Alexandrien in Bewegung. Auch war bey diesem letzten Aufenthalte des Antonius in diesem Orte das Gedränge von Christen und Heyden um ihn her so ausschweifend, daß der arme Sonderling darunter erliegen mußte. Alle Alexandrier wollten den grossen Mann sehen, der so viele Teufel ausgetrieben hatte; und viele berührten nur seinen Rock, in der Hofnung, dadurch würden ihnen auch wenigstens ein Paar Teufel abgehen.

So schloß sich also das Ende der langen und glorreichen Laufbahn des großen Antonius im 105ten Jahre seines Lebens. Er starb auf seinem heiligen Berge in den Armen seiner zwey Mönche gleich nach seiner Rükkehr von Alexandrien; und hinterließ dem Erzbischof und Patriarchen dieser Stadt, Athanasius *), der

*) Diesen verehrt die römische Kirche, als einen grossen Heiligen, wozu sein auf dem Nicäischen Konzilium

der hernach sein Biograph wurde, einen seiner härenen Röcke, dem h. Macarius seinen Stock, und allen Einsamen sein Beyspiel.

Der Name des Antonius ist groß geblieben, bis auf unsere Zeit, denn in allen Klöstern wird er angebetet. — Als ein Mann, der sich göttlicher Erscheinungen rühmte, als Wunderthäter, als Muster aller Mönche, und oberster Heiliger aller Mystiker, verachtete er natürlicher Weise alle Gelehrsamkeit. Sie war den mystischen Grundsätzen des Mönchsstandes im Wege. Durch einsame Betrachtungen, Gebet, inneres Gefühl, fruchtbare Einbildungskraft und strenge Enthaltsamkeit hoffte man zu einer weit vollkommenern Religionserkenntnis zu gelangen, als durch alle Anstrengung der Verstandskräfte. Aber alle diese Vorzüge zur Gottseligkeit sind doch bekanntlich nicht der ächte Geist des Christenthums.

Solche Beyspiele der erhabensten Gottseligkeit, wie Antonius hatte geben wollen, erzeugten

zilium aufgesetztes katholisches Glaubensbekenntniß vieles beygetragen haben mag. Dem ungeachtet nahm ihm das Konzilium von Tyrus im Jahr 335. seinen Hirtenstab. Man beschuldigte den h. Mann, er habe ein Mädchen genothzüchtigt, einen Bischof umgebracht, und einen Kelch zerbrochen. Er soll sich zwar deshalb gerechtfertigt haben, aber er blieb abgesetzt, und man verbannte ihn von Alexandrien nach Trier. — —

zeugten bald einen unglaublich grossen Haufen christlicher Sonderlinge und Abentheurer. Egypten, Lybien, Syrien, Arabien und Palästina wimmelten von dieser neuen Gattung von Frommen; sie verbreiteten sich sogar bis in Ethiopien und Abyssinien. —

Apis.

Dieser wurde in Egypten unter der Gestalt eines Ochsen göttlich verehrt. — Man weiß, wie sehr die Egypter für diesen Ochsen eingenommen waren, man hat viel wider diese Egyptische Dummheit gesagt, und man hat einigermassen Unrecht gehabt; denn, ist wohl die Verehrung eines Ochsen ungereimter, als so viele Vorurtheile und Irrthümer der Alten, davon man gar nicht redet? —

Man hat gefragt: „ob der Ochs Apis zu Memphis als ein Gott, als ein Sinnbild, oder als ein Ochs verehrt worden.“ — Es ist wahrscheinlich, daß die Schwärmer in ihm einen Gott, die Weisen ein Sinnbild, und das dumme Volk einen Ochsen angebetet haben. —

That Kambyses wohl, daß er diesen Ochsen, nachdem er Egypten erobert hatte, mit eigner Hand todt stach? — Warum nicht?

Er wollte den Blödsinnigen zeigen, daß man ihren Gott an den Bratspies stecken könne, ohne daß sich die Natur bewafnete, diese gottlose That zu rächen — so wie die Spanier bey der Eroberung von Mexiko den Götzen **Vizlipuzli** mit Recht zerstörten. —

Araber.

Diese Nazion, die sich hauptsächlich aufs Rauben legt, treibt gemeiniglich mit ihren Kameelen eine Handelschaft, oder führt einen Krieg, wovon der Mensch allen Vortheil, und das Thier alle Beschwerlichkeit hat. Da diese zwey Wesen mit einander leben müssen, so werden sie für einander auferzogen. Der Araber übet sein Kameel von seiner Geburt an in allem, was es sein ganzes Leben über ausstehn muß. Er gewöhnt es, viel zu arbeiten, und wenig zu verzehren. Das Thier bringt frühzeitig ganze Tage ohne Trank, und ganze Nächte ohne Schlaf zu. Man übet es, seine Beine unter den Leib zu biegen, um ihm Lasten aufpacken zu können, die unvermerkt nach dem Maaße vergrößert werden, als seine Kräfte mit dem Alter und der Arbeit zunehmen.

Bey dieser sonderbaren Erziehung, der, wie es scheint, sich die Könige manchmal bedienen,

dienen, um die Völker besser zu bändigen, nimmt die Nahrung in dem Grade ab, als sich die Arbeiten verdoppeln. Man richtet es durch Nacheiferung zum Laufen ab. — Ein arabisches Pferd ist der Nebenbuhler, den man dem Kameel vorführt. Obgleich das Kameel nicht so geschwind läuft, noch so leicht ist, so ermüdet es dennoch endlich seinen Ueberwinder auf langen Wegen.

Wenn der Araber und das Kameel zum Raub bereitet und abgerichtet sind, reisen sie mit einandert fort, ziehen durch die sandigten Wüsten, und erwarten an den Gränzen die Reisenden, um sie zu plündern. Der Mensch verheeret, ermordet, raubt, und das Kameel trägt die Beute. Wenn diese Gefährten eines gemeinschaftlichen Glücks verfolgt werden, so fliehen sie noch geschwinder. Der Räuber steigt auf sein Lieblings-Kameel, jagt die übrigen vor sich her, macht in acht Tagen über 170 teutsche Meilen, ohne seine Kameele zu entladen, noch sie länger als eine Stunde des Tages ausruhen zu lassen, und ihnen statt aller Nahrung mehr als ein Stück Brod zu geben. Oft bekommen sie diese ganze Zeit über nichts zu trinken, wenn sie nicht zufälliger weise unweit von ihrer Strasse eine Pfütze entdecken; alsdenn verdoppeln sie ihre Schritte, und laufen dem Wasser mit einem Eifer zu, welcher

macht, daß sie auf einmal für den vergangenen und künftigen Durst trinken.

So ist dieses Thier beschaffen, wovon so viel rühmliches in der Bibel, im Koran, und in den orientalischen Romanen vorkommt. —

Diejenigen Araber, die in Gegenden wohnen, wo man einige schlechte Weiden, und eine Erde findet, worauf Gerste angebaut werden kann, nähren Pferde, welche die besten sind, die man kennet. Alle Länder suchen sich solche Pferde zu verschaffen, um die Geschlechter dieser Gattung von Thieren zu verschönern, und fortzupflanzen, da in keinem Ort der Welt ein Pferd diese Geschwindigkeit, diese Schönheit und den Verstand hat, wie die arabischen Pferde.

Ihre Besitzer leben mit ihnen, wie mit Dienstboten, auf deren Dienst und Zuneigung sie Rechnung machen können, und daher kömmt, was allen herumziehenden Völkern gemein ist, welche den Thieren gut begegnen, daß die Thiere und die Menschen eines an des andern Geiste und Sitten Theil nehmen.

Die herrschende Leidenschaft der Araber ist die Eifersucht; diese Pein feuriger, schwacher müssiger Seelen, die man billig fragen könnte, ob sie aus Achtung oder Verachtung ihrer selbst so mischtrauisch sind?

Ihre

Ihre Religion ist vor Zeiten weder grausam noch ungereimt gewesen; ob sie gleich dieser gähen aufbrausenden Schwärmerey, die den mittägigen Völkern so gewöhnlich ist, fähig war, so scheint es doch nicht, daß sie bis auf die Zeiten Mahomeds damit befleckt worden sey.

Die in den Wüsten wohnenden Araber hatten einen viel rauhern Gottesdienst. Viele haben die Sonne angebetet, und einige haben ihr sogar Menschen geopfert. — Eine Wahrheit, die aus dem Studium der Geschichte, und aus dem Anblicke der Erdkugel bewiesen wird, ist, daß die heidnischen Religionen, die in Wüsteneyen, welche den Ueberschwemmungen, und Feuerausbrüchen unterworfen sind, entstunden, allemal grausam gewesen; aber in Ländern, welche die Natur wohl versehen hatte, allemal gelinde. Sie tragen alle das Gepräge des Himmels mit sich, unter welchem sie entstanden sind. —

Als Mahomed eine neue Religion in seinem Vaterlande eingeführt hatte, war es ihm nicht schwer, seine Anhänger zu begeistern, und diese Begeisterung machte Eroberer aus ihnen. Sie breiteten ihre Herrschaft von dem Abend-Meer bis an das Chinesische-Meer, und von den kanarischen Inseln bis an die Moluckischen,

und

und brachten noch die nützlichen Künste mit, welche sie vollkommner machten.

In den schönen Künsten waren sie nicht so glücklich, wo sie zwar Genie, aber nichts von diesem Geschmacke zeigten, welchen die Natur einige Zeit hernach den Völkern gegeben hatte, die sich selbst unterrichtet haben. —

Arbeitsamkeit.

Führt zum Ruhm, und führt ihre Belohnung stets mit sich: Karl Rollin, Rektor der Universität zu Paris, und Professor der Beredsamkeit, war ein Kleinod der menschlichen Gesellschaft durch seinen Fleiß und Eifer, Verehrer der Tugend zu bilden. Ganz besonders suchte er ihnen Geschmack an der Arbeit beyzubringen, und ihnen durch sein Beyspiel jene Liebe zur Ordnung einzuflössen, die so sehr viel vermag, einen Menschen zum guten Hausvater, zum treuen Freunde, und zum braven Bürger zu bilden.

Der erste Präsident, Portail, der sein Schüler gewesen war, beklagte sich bisweilen im Scherz gegen ihn, daß er ihn immer so mit Arbeit überhäuft hätte. Rollin antwortete ihm aber im Ernst: „In der That, Sie haben groß Recht, sich über mich zu beklagen. Wars

nicht

nicht Ihre Angewöhnung zur Arbeitsamkeit, die sie erst als Oberadvokaten auszeichnete, und dann zum Posten eines ersten Präsidenten erhob? — Sie sind mir Ihr Glück schuldig.“

Ein Fremder stand eben am Ufer, als das Schif, worauf sich Admiral Anson auf seiner Reise um die Welt befand, in England ankam, und sah zwey junge von Schweiß und Theer bedeckte Schifsjungen, die auf den Admiral Harrison herzuliefen, und sich in seine Arme warfen. Er fragte den Herrn: wer sie wären? und erhielt zur Antwort: „Der ist ein Neffe des Admirals Hervey, und der andere ist mein Sohn.“ Welche Lehre für junge Leute vom Stande, die in Pracht und Weichlichkeit erzogen werden!

Der Geschmack an der Arbeit ist nicht minder jungen Frauenzimmern zu empfehlen. Trägheit und Ungelehrigkeit sind zwey der gefährlichsten Fehler an ihnen, von denen man sich, hat man sie einmal angenommen, am wenigsten befreyen kann. Ein Mädchen, das sich zu nützlichen Arbeiten gewöhnt hat, wird ihr ganzes Leben hindurch glücklicher seyn, als andere ihres Geschlechts, die in Unthätigkeit und Trägheit schmachten, und wird sich auf die Hochachtung jedes Rechtschaffenen Rechnung machen können. — Folgende Anekdote verdient bey dieser Gelegenheit erzählt zu werden:

Eine junge Engländerinn, ein sehr verdienstvolles, aber eben nicht schönes und reiches Frauenzimmer, hatte Geschmack am Zeichnen gefunden, und beschäftigte sich einige Zeit damit, Frucht- und Blumenstücken zu malen, und hierinn bracht sies zu großer Vollkommenheit. — Berühmt durch ihren Fleiß, kam ein reicher Edelmann und bat sich ihre Hand aus, zur größten Verwunderung seiner Freunde, denen er, auf ihre Vorwürfe, daß er ein armes und nicht schönes Mädchen heyrathete, zur Antwort gab: „Es ist wahr, sie ist beydes nicht, aber sie weiß ihre Zeit anzuwenden."

Argenson.

War unter der letzten und vorletzten Regierung Polizeylieutnant zu Paris, und zwar einer der berühmtesten, die je in Paris gewesen sind. Es war im Jahr 1697, als er die Polizey in Paris auf denjenigen Fuß setzte, wie sie noch jetzt zum Theil existirt.

Herr von Fontenelle schildert diesen berühmten Mann auf folgende Art: „Unter ihm waren die Reinlichkeit, die Ruhe, der Ueberfluß, die Sicherheit der Stadt Paris bis auf die höchste Stufe getrieben worden. — Der verstorbene König verließ sich wegen Paris auch

ganz

ganz auf seine Sorgfalt allein. Er würde von einem Unbekannten, der sich in der Finsterniß der Nacht daselbst eingeschlichen hätte, Rechenschaft gegeben haben. Dieser Unbekannte, so listig er sich auch verbergen mochte, war immer unter seinen Augen, und wenn ihm auch endlich einer entgieng, so wagte es doch, was dieselbige Wirkung that, kein Mensch, sich vor verborgen genug halten zu wollen.

„Er hatte es verdient, daß die höchste und von allen Formalien unabhängige Gewalt seine Maßregeln in gewissen wichtigen Gelegenheiten unterstützte. Würklich würde die Gerechtigkeit zuweilen außer Stand zu handeln gesetzt seyn, wenn sie sich nicht zuweilen von so weisen Fesseln losreißen wollte, mit welchen sie sich selbst gebunden hatte.

„In seinen Audienzen von einer Schaar größtentheils des gemeinsten Volks, welches von dem, was sie herbeyführte, selbst wenig unterrichtet, über ein sehr unbedeutendes und oft sehr übelverstandenes Interesse in lebhafte Bewegung gesetzt, und ein unvernünftiges Getöse an die Stelle der Unterredung zu setzen gewohnt ist, umzingelt und gedruckt, bezeugte er weder die Unachtsamkeit noch die Verachtung, welche die Personen, oder die Materien hätten erwarten können.

„Er überließ sich den verächtlichsten, in seinen Augen aber durch ihre nothwendige Verbindung mit dem gemeinen Besten veredelten Kleinigkeiten ganz, arbeitete sich in die gröbsten Denkungsarten, redete mit jedem seine Sprache, so unbekannt sie ihm auch war, bequemte die Vernunft nach dem Gebrauch derjenigen, die sie am meisten kannten, versöhnte die erbosten Gemüther miteinander, und brachte den Ausspruch seiner Machtgewalt nicht eher, als im Mangel der Wiederaussöhnung in Anwendung.

„Zuweilen endigte er einer ernsthaften Entscheidung wenig empfängliche oder wenig würdige Streitigkeiten durch einen mehr anpassenden und eben so wirksamen lebhaften Einfall. Er machte sogar, so weit es ihm das obrigkeitliche Amt erlaubte, im höchsten Grade langweilige und unangenehme Verrichtungen angenehm, und gab ihm aus seiner eigenen Quelle dasjenige, was ihm zur Beharrlichkeit in einer so harten Arbeit nöthig war.

„Als die Theurung in den Jahren 1709 und 1710 übertrieben war, so maß das ungerechte Volk, weil es litte, die Schuld zum Theil dem Herrn d'Argenson bey, der diesem Elende indessen durch alle mögliche Maßregeln abzuhelfen suchte. Es waren einige Empörungen, welche zu strenge zu bestrafen, weder klug noch mensch-

menschlich gewesen wäre. — D'Argenson stillte sie, theils durch das Zutrauen, welches das obgleich wüthende Volk allemal zu ihm hatte, theils durch die kluge Kühnheit, mit welcher er ihnen trotzte. In einem Hause, an welches ein zahlreicher Haufe Feuer anlegen wollte, eines Tages belagert, ließ er die Thüre desselben öfnen, zeigte sich, sprach, und besänftigte alles. Er kannte die Gewalt einer obrigkeitlichen Person ohne Waffen; aber man kann sie immer wissen, es gehört ein großer Muth dazu, um sich darauf verlassen zu wollen. Diese Handlung hatte die Würde des Staatsraths zur Belohnung oder zur Folge.

„Er hat seinen Muth nicht allein in Gelegenheiten bewiesen, in welchen es eben so sehr um sein Leben, als um das gemeine Beste zu thun war, sondern auch in Gelegenheiten, in welchen keine andere als freywillige Gefahr für ihn da war. — Er fehlte niemals, sich bey Feuersbrünsten einzufinden, und der Erste bey denselben zu seyn. In diesen so drängenden Augenblicken, und in dieser schrecklichen Verwirrung gab er die Anordnungen zum Beystand, und zu gleicher Zeit das Beyspiel, wenn die Gefahr groß genug war, um es zu fodern. Bey dem Brande des Zimmerplatzes, an dem Thore Saint Bernard, mußte man, um einen allgemeinen Brand zu verhüten, durch ei-

nen von den Flammen ergriffenen Theil des Weges gehen. Die Arbeitsleute, und die abgeschickten Trupps vom Garde Regiment trugen Bedenken diesen Durchgang zu versuchen. Herr d'Argenson brach die Bahn zuerst, ließ die bravesten sich folgen, und der Brand wurde gestillt. — Es war ein Theil seiner Kleider verbrannt, und er länger als 24 Stunden in einer ununterbrochenen Thätigkeit auf den Füßen. **Er war (setzt Fontenelle hinzu) zum Römer geboren, als Senator an der Spitze einer Armee zu stehen.**

„So ausgebreitet auch die Administration der Polizey war, so verstattete es der verstorbene König doch nicht, daß Herr d'Argenson sich ganz in dieselbe einschränkte. Er rufte ihn oft zu andern erhabenern und rühmwürdigern Verrichtungen, wenn sie auch nur durch das unmittelbare Verhältniß, in welches sie ihn mit dem Regenten setzten, ein allemal so kostbares und gesuchtes Verhältniß waren. Bald war es um eine Beylegung zwischen angesehenen Personen zu thun, deren Streitigkeiten nicht wohl vor den gewöhnlichen Gerichten ruchtbar werden durften, und deren Namen eine gewisse Ehrerbietung erfoderten, die das Publikum außer Augen gesetzt hätte. Bald waren es Staatssachen, die schnelle Auswege, ein kluges Geheimniß, und ein feines Staatsverhalten er-

erfoderten. — Kurz, Herr d'Argenson machte einen wahren und geheimen Minister, ohne dem Charakter, aus, der aber nur desto schmeichelhafter war, und sogar destomehr Ansehn hatte."

Herr d'Argenson war streng*), vielleicht, weil er bey der Mittheilung des ersten Stoßes einen Widerstand fühlte, den andere nicht erfahren haben. Man hat lange geglaubt, daß ein Polizeylieutnant hart seyn müsse; aber er muß nur entschlossen seyn. Viele haben die Hand zu schwer aufgehoben, weil sie das Volk von Paris nicht kannten; ein hitziges Volk, aber ohne Wildheit, dessen Bewegungen sich alle errathen, mithin auch leicht führen lassen. Wer ohne Mitleiden in diesem Platze seyn wollte, der würde ein Ungeheuer seyn. —

Ob diese Person gleich nur Lieutnant heißt, so ist ein solcher dennoch gleichsam ein Minister von Gewicht geworden. Er hat einen geheimen und ausgebreiteten Einfluß; er weiß so viele Sachen, daß er eben sowohl viel Gutes,

*) Herr le Noir, der vor kurzem noch der vierzehnte Polizeylieutnant in Paris war, hat ein Ministerium der Gerechtigkeit und Strenge zu mehrmalen in ein Ministerium des Mitleidens und der Nachsicht umgestimmt, und die öffentliche Ordnung hat dabey nicht gelitten.

als viel Böses thun kann, weil er eine Menge Faden in seiner Hand hat, die er nach seinem Belieben verwirren, oder entwickeln kann. Er bindet, oder er macht los; er giebt die Finsterniß oder das Licht. Seine Gewalt ist eben so delikat, als weit ausgedehnt.

Der Anblick einer Audienz bey dem Polizeylieutnant, ist sehr ergötzend. Man trägt ihm tausenderley Klagen und Bitten vor; man nähert sich, und sagt ihm was ins Ohr: er antwortet in allgemeinen Ausdrücken. Er nimmt in 3 Vorzimmern Bittschriften an: Kaum daß sie beyde Hände des Sekretärs oder Kommis alle fassen können. Der Pöbel steht in dem äußersten Vorsaal, und nennt ihn mit Zittern Monseigneur. Und gerade diese Klasse ist am geschwindesten abgefertigt.

Wenn dieser Richter einem Philosophen alle das mittheilen wollte, was er weiß, alles was er hört, und alles, was er sieht, wollte er ihm gewisse Geheimnisse, von denen er ohngefähr nur allein unterrichtet ist, entdecken, es müßte noch nichts so sonderbares und unterrichtendes unter der Feder des Philosophen gewesen seyn. Der Philosoph würde über seine Mitbrüder erstaunen. Aber dieser Richter ist gerade, wie ein Beichtvater. Er hört alles an, und sagt nichts wieder, und wird nicht einmal bey gewissen Verbrechen in dem Grade,

wie

wie andre Menschen, in Erstaunen gesetzt. Weil er immer Ränke des Betrugs, Verbrechen des Lasters, heimliche Verrätherenen und den ganzen sündigen Wust menschlicher Handlungen sehen muß, so kann es nicht anders seyn, als daß er nur erst nach vieler Ueberwindung der Rechtschaffenheit und Tugend ehrlicher Leute Glauben beymessen kann. Er ist immer mißtrauisch, und sein Amt macht ihm eine fortgesetzte unabweichende Zweifelsucht zum ersten Gesetz. — —

Ein reicher Kaufmann, der im Begrif war, von Rouen nach Paris zu reisen, kam zu einem seiner Freunde, um Abschied zu nehmen, und erzählte ihm bey dieser Gelegenheit die Ursache seiner Reise, wie auch, daß er Wechsel und Geld mitnehmen würde. — Halt! dachte jener, die Gelegenheit darfst du dir nicht entgehen lassen — und bat ihn, seine Reise noch ein paar Tage aufzuschieben, weil er mit ihm reisen wollte, und sie auf die Art Beyde angenehmer reisen könnten. Weil sich das aber nicht thun ließ, so bat dieser den Kaufmann, daß er wenigstens so gut seyn möchte, einen Brief von ihm mitzunehmen, den er aber gleich nach seiner Ankunft abgeben müßte, ehe er noch einmal in seinem Quartier abträte, weil die Sache äußerst wichtig wäre.

Der Kaufmann nahm den Brief mit, und versicherte seinem Freunde, daß er seinen Auftrag pünktlich erfüllen würde. — Hierauf gieng er in einer Kutsche ab.

Als er nach St. Denis, 2 Meilen von Paris kam, ließ ein königlicher Beamter, der eine Bedeckung von Häschern bey sich hatte, die Kutsche anhalten, und nöthigte den Kaufmann, in einen Miethwagen zu steigen, wo man auch sein Felleisen hinein legte.

Hierauf ward er zum Polizeylieutnant von Argenson gebracht, und ob ihm schon sein Gewissen keine Vorwürfe machen konnte, so war er doch ziemlich beunruhigt. „Sie haben, sagte der Polizeylieutnant, Papiere gefährlichen Inhalts bey sich, die müssen Sie mir einhändigen. Wenn Sie mir das geringste verschweigen, so kostet es Ihnen das Leben.“ Der Kaufmann zeigte ihm also seine Wechselbriefe vor, und erzählte ihm alle Umstände. „Sie haben noch andre Papiere, sagte Hr. von Argenson, ich wiederhole es, es ist für Sie von äußerster Wichtigkeit, daß Sie mir die Wahrheit sagen.“

Nunmehr besann sich der Kaufmann auf den Brief seines Freundes, und wies ihn vor. „Machen Sie auf, sagte Hr. von Argenson.“ Allein der Kaufmann widerstund, und sagte:

er wollte lieber geradesweges ins Gefängniß gehen, ehe er so fälschlich an seinem Freunde handelte; weil ihm aber aufs neue mit Lebensstrafe gedroht wurde, so mußte er gehorchen. Er eröfnete also den Brief, und las folgendes: „Bemächtigt euch des Ueberbringers, und bringt ihn ohne Zeitverlust um; ich komme selbst auch an, und da wollen wir die Beute theilen."

Der Mann fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Als man ihn wieder zu sich selbst gebracht hatte, rief er aus: „Ach du gerechter Himmel! wem soll ich wohl trauen?" — „Fürchten Sie nichts, sagte Herr von Argenson, der Mann, dem Sie diesen Brief geben sollten, ist schon in Verhaft, so gut wie jener, der ihn geschrieben hat."

Der Polizeylieutnant hatte alles von einem dritten erfahren, dem es der falsche Freund durch eine der göttlichen Vorsehung sehr gewöhnliche Zulassung vertrauet hatte, welche die Maßregeln der Bösewichter so gern vereitelt, und sie in die Hände der Gerechtigkeit liefert, indeß sie über die Erhaltung des Gerechten wacht.

Was vor ein Leben, ruft Mercier aus, ist das Leben eines Polizeylieutnants! Er hat nicht einen Augenblick für sich, muß alle Tage strafen, und zittert dafür, daß er zu nachsichtig

seyn

seyn möchte, weil er nicht weiß, ob er sich einst nicht Vorwürfe machen wird. Er muß strenge seyn, und gegen den Hang seines Herzens handeln; es wird kein Verbrechen begangen, dessen schändliches oder grausames Bild ihm nicht vor Augen gestellt wird. Man redet ihm von nichts, als von lasterhaften Personen und von Lastern vor; mit jedem neuen Augenblicke sagt man es ihm: wieder eine Mordthat, ein Selbstmord, eine Schändung da! Es trägt sich nicht der kleinste Zufall zu, gegen welchen er nicht Maaßregeln, und sogleich ergreifen müßte. Er hat immer nur einen Augenblick zur Ueberlegung und Entscheidung vor sich, und er schwebt in dergleichen Besorgniß, seine ihm anvertraute Macht zu mißbrauchen, und sie nicht zu rechter Zeit zu gebrauchen. Das Murren des Volks, die ungezogenen Reden, die Faktionen des Theaters, ein blinder Lerm — alle das gehört unter seine Aufsicht.

Legt er sich nieder, um Ruhe zu genießen, so reißt ihn eine Feuersbrunst ungestüm aus seinem Bette heraus; und ist er vor der Feuersbrunst in Ruhe, so beginnen junge Leute vom Stande in der Nacht ein Lermen und Toben gegen den Ausspruch des Kommissars des Quartiers. Man weckt den Polizeylieutnant auf, um über die Unbesonnenen zu entscheiden. — Der Hof, die Stadt, die Provinz thun tau-

send

send Fragen an ihn. Er muß auf alles antworten, muß den Mordbrenner, den im Finstern schleichenden Straßenräuber, der ein Verbrechen begangen hat, bis auf seine Spur aufsuchen. Der Polizeylieutnant würde strafenswürdig seyn, wenn er ihn nicht zu guter Zeit der Justiz zu überliefern gewußt hätte. Man berechnet sicher die Zeit, die seine Untergeordneten auf die Einziehung zugebracht haben, und seine Ehre erfordert es, daß die Zwischenzeit zwischen dem Verbrechen und der Gefangennehmung so kurz als möglich sey. Welche fürchterliche Verrichtungen! welches mühselige Leben! und man strebt doch nach diesem Platze.

Hr. von Argenson wurde in der Folge zum Staatsminister erhoben, während dessen sein Bruder Kriegsminister war. — Ersterer erhielt einst aus London einen Brief von einem Narren (dergleichen die Minister alle Posttage empfangen). Dieser Narr schlug ein unfehlbares Mittel vor, alle Einwohner der Hauptstadt Englands zu vergiften. „Das geht mich nicht an, sagte d'Argenson. — Es ist eine Schrift für meinen Bruder."

Argwohn.

Argwohn, sagt Theophrast, ist eine Voraussetzung der Ungerechtigkeit gegen Jeder-

dermann. — So nöthig dieser bisweilen zu unsrer Sicherheit auf solchen Wegen seyn mag, die auf allen Seiten mit Betrug und Bosheit umgeben sind, ist er doch allezeit, sobald er die gewöhnlichen Maaßregeln überschreitet, für ein Zeichen eines verderbten und boshaften Gemüths gehalten worden; und ein griechischer Moralist hat es schon als eine gewisse Regel angegeben, daß derjenige, welcher einem andern nicht auf seinen Eid glaubt, sich selbst bewußt seyn muß, daß er meineidig ist. —

Wer zum Argwohn geneigt ist, und bey einem jedem Vorhaben nichts als Betrug und Arglist entdeckt, der muß entweder aus der Erfahrung die Bosheit des Menschen erkannt und gelernt haben, dem Betruge zu entgehen, indem er oft die Verrätherey erduldet oder gesehen hat, oder er muß sein Urtheil nach dem Bewußtseyn von seiner eigenen Neigung fassen, und andern eben die Gesinnungen beymessen, die er bey sich selbst herrschend empfindet.

Ein argwöhnisches Gemüth ist stets so unruhig und unzufrieden, daß man es nicht ohne Grund für eine Begleitung einer wirklichen Schuld hält. Man sagt, daß eine beständige Abhaltung vom Schlafe, die größte Marter sey; und mit dieser Quaal hat der Zustand eines solchen Menschen gewiß eine große Aehnlichkeit, den seine argwöhnische Vorsichtigkeit nie-

niemals ruhen läßt, sondern sich als einen Menschen betrachtet, der mit geheimen Feinden umgeben ist.

Ein argwöhnisches Gemüth ist ferner ein eben so großer Feind der Tugend, als der wahren Glückseligkeit. Derjenige, welcher bereits verdorben ist, ist auch natürlicherweise argwöhnisch, und derjenige, welcher argwöhnisch wird, ist auch sehr leicht zu verderben. — Es ist uns mehr als zu gewöhnlich, daß wir die Betrügereyen lernen, wodurch wir selbst gelitten haben; und solche Leute, die einmal überzeugt sind, daß man Betrug wider sie brauchen werde, halten sich oft für berechtigt, eben diese listigen Kunstgriffe zu ihrer Sicherheit anzuwenden.

Man bemerkt überhaupt, daß besonders alte Leute, bey denen der Argwohn durch den langen Umgang mit der Welt einen starken Eindruck gemacht hat, unbeweglich und strenge sind, und sich nicht so leicht durch Klagen oder Bitten bewegen lassen. —

Glücklich sind diejenigen, welche im Vertrauen auf den Schutz und Beystand des höchsten Wesens ruhig und entfernt von aller Neigung zum Argwohn leben; und die Gesinnungen der Menschen ohne Vorurtheile zwar sorgfältig prüfen, aber sie nie eher für ihre Feinde hal-

halten, als bis sie durch wirkliche Beleidigungen gezeigt haben, daß sie keines fernern Vertrauens würdig sind.

Armee (geistliche).

Da das Augenmerk der Päbste von je her war, sich zu unumschränkten Oberherren der ganzen Welt zu machen, aber zu ohnmächtig waren, eine hiezu hinlängliche Armee von Soldaten zu halten, so wurde es ihnen zur unumgänglichen Nothdurft, sich eine geistliche Armee zu erschaffen, die durch das Bezwingen der innern Empfindungen, durch Gefangennehmung des Geistes, durch Himmel und Hölle, den unbelehrten Haufen zur blinden Folge leiten, und das nun in diese Welt versetzte Reich Christi seinem Statthalter unterwürfig erhalten könnte.

Die Erfindung war klug; die Menschenkinder unwissend; die Furcht vor der Hölle groß.— Der Versuch gelang; die Fürsten wurden klein; der Pabst mächtig, und es war der Dankbarkeit gemäß, daß er seine streitenden Völker mit Gnaden, mit Vorzügen, und nach Art der weltlichen Feldobristen, auch ein bisgen mit Freyheiten zur Beute und Marodiren, dann und wann beschenkte.

Die

Die alten, schon lange gedienten Regimenter der Benediktiner, Zisterzienser, Prämonstratenser, Karthäuser u. d. gl. hatten bereits ihre Garnisonen und quiete vivere; diese konnten mit ihren Reichthümern und gemilderter Zucht zufrieden seyn. — Die wenigen Weltgeistlichen, welche keinem Orden zugehörten, behandelte man als Landmiliz auf halben Sold. — Aber die neu angeworbenen leichten Truppen, Franziskaner, Dominikaner, Augustiner und Karmeliter, die nach der Stiftung keine eigene Bagage haben durften, wurden mit ihrem Unterhalte der ganzen katholischen Welt zugewiesen, und ihnen das streifende Betteln nicht allein erlaubt, sondern als die größte aller christlichen Vollkommenheiten, sub conditione sine qua non, geboten *).

Armee, seltsame,

Man hat kein Beyspiel einer so sonderbaren und seltsamen Armee, als diejenige, welche sich unter Karl I. in England für das Parlament versammelt hatte. Die meisten Regimenter hatten keine Feldprediger. Die Offiziere übten selbst diese geistliche Pflicht aus, und verbanden sie mit ihren militärischen Functionen,

*) Siehe Briefe über das Mönchswesen I. Th. Br. X.

ctionen. Bey jeden Zwischenräumen der Action waren sie mit eben dem Eifer bemüht zu predigen, zu beten und zu ermahnen, der sonst zur Erhaltung der Ehre dieser Profession unentbehrlich ist.

Sie überliessen sich ganz ihrer Einbildungskraft, ohne ihren Ausdruck überdacht zu haben; erstaunten selbst über ihre eigene Beredsamkeit, wie ihre Zuhörer, und sahen sie als eine göttliche Eingebung an.

In ihren Quartieren bestiegen sie selbst die Kanzel, und hielten ihre Reden ihrem Ansehen, ihrer Macht, Tapferkeit, und kriegerischen Ideen gemäß. Die Soldaten wendeten ihre Stunden zum Gebet, zur Lesung der Bibel, und zu geistlichen Versammlungen an, oder sie verglichen die Schritte der Gnade in ihren Seelen, und munterten einander auf, den sauren Weg des Heils muthig fortzusetzen.

Gieng es zum Treffen, so hörte man ein Gemisch von Psalmen und geistlichen Gesängen, die den Umständen angemessen waren; und jeder bemühte sich, die Gefahr mit dem Gedanken der Ehrenkrone zu verdrängen; in einer so heiligen Sache waren Wunden Verdienste, der Tod ein Märtyrertod.

Nie ist die menschliche Natur unter einer so merkwürdigen Gestalt erschienen, und nie hat die

die menschliche Einbildungskraft mit sonderbarern Muthe jenen geheimnißvollen Gegenden der Religion entgegen gesehen. —

Armelle Nikolas.

Jene große geistliche Närrin in Frankreich, war eine geborne Bäuerin aus Bretagne. Sie bildete sich in der Einsamkeit, denn die Küche war ihre Welt, und der Besen ihre Zerstreuung. —

Kaum hatte sie reden gelernt, so fand sie schon ein innigliches Vergnügen, wenn sie ein Ave oder ein Paternoster betete. Als sie etwas grösser ward, mußte sie die Schaafe hüten. Auch das that sie gerne; sie betete dabey den ganzen Tag ihren Rosenkranz; und machte in ihrem Hirtenstande erstaunende Fortschritte in der himmlischen Liebe, (sagt ihre Biographinn, eine Urseliner Nonne), denn als sie das erste Kruzifix sah, herzte sie dasselbe, und liebelte mit ihm, küßte es inniglich, und benetzte es mit den zärtlichsten Thränen. —

Nichts drückte sie schrecklicher, als die armen Seelen im Fegfeuer. Alle ihre Arbeit und alle ihre Bemühungen hatten in ihrem einsamen Hirtenstande und nachher in der grossen

Welt, ihrer Küche, keinen andern Zweck, als Seelen aus dem Fegfeuer zu retten. — Wenn sie vor Hitze brannte, oder vor Kälte schlotterte, freute sie sich dessen, aus Liebe für ihre Brüder im Fegfeuer. Machte sie die Treppen des Hauses reine, oder kehrte und scheuerte sie das Haus, oder bratete sie vor dem glühenden Feuerherde einen Kapaun, so dachte sie immer durch solchen Schweiß, und solche Hitze erleichtere sie ihre Brüder im Feuer. Immer sah sie dieselben in grossen Feuerpfühlen brennen. Sie hatte eine erstaunende Ehrfurcht für die heilige Anna, für die heilige Ursula, für Kreuze und Fahnen und Agnusdei. — Nichts hielt sie für so köstlich, wie Weihwasser und Ablaß.

Aber das Seltsamste bey alle diesem war, daß Armelle von der Unkeuschheit heftig geplagt wurde. Ihre Biographinn sagt: Das Herz der Armelle war einst zwey ganzer Jahre hindurch von der Liebe Gottes leer, und da brannte sie von einem so höllischen Feuer, da war ihre ganze Seele so voll der garstigsten und abscheulichsten Gedanken, ihre Einbildungskraft so voll von den geilsten Bildern, daß sie sich gar nicht mehr zu lassen gewußt — und in diesem glich sie der heil. Katharina von Siena, die in ihrem Kloster ebenfalls von dem Geiste der Unzucht, geilen Gedanken und Träumen geplagt war, bis sie sich endlich mit dem

höchsten

höchsten Gegenstand ihrer Liebe nach tausend Liebesbetäubungen förmlich vermählte *).

Diese, und viele hundert andere Exempel beweisen, daß alle jene mystischen Nonnen zärtliche und gefühlvolle Herzen hatten. — Aus Mangel eines Liebeshandels auf Erden geriethen sie in einen Liebeshandel mit dem Himmel. Dies machte sie zaumlos, vermehrte ihre Innbrunst, benebelte ihre Köpfe; und so folgte jenes Irrereden ihrer Andacht — ihr unaufhörliches Gekreische und Zwitschern von Liebesbegierden und Liebesbeschwerden, von Entzückungen und Ueberströmungen. —

Armellino.

Ein Kardinal des 16te Jahrhunderts, und päbstlicher Legat in der Mark Ankona, war ein Mann von grosser Geschicklichkeit, und bewundernswürdiger Klugheit in Geschäften. Eben diese grosse Geschicklichkeit war auch die Ursache seines Glücks und seiner Erhebung zur Kardinalswürde.

*) Die Legende sagt von ihr, daß sie sich mit Christo dem Herrn förmlich vermählte, und daß die heilige Jungfrau und der heilige Joseph dabey die Zeugen abgaben.

Er war aus Perugia gebürtig, und von geringer Herkunft. Man sagt, daß, als sein Vater vor seinen Gläubigern habe flüchten müssen, unser Armellino, der damals noch sehr jung war, nach Rom gekommen sey, und sich anfänglich mit Prozeß-Prokuraturen, und andern ähnlichen Gewerben abgegeben habe.

Seine Geschicklichkeiten, neue Auflagen zu erfinden, hatte ihn dem Pabst Leo X. bekannt gemacht, dem er oft Mittel an die Hand gab, Geld aufzutreiben. — Diesem Pabst gefiel seine Geschicklichkeit so wohl, daß er ihn im Jahre 1515 zum Purpur erhob, ihm die Legatur in der Ankonitaner Mark ertheilte, und ihn zum Oberaufseher seiner Finanzen ernannte.

Diese erstaunende Standeserhöhung brachte ihm viel Neider zuwege; und da sein Name überdies dem Volke äusserst verhaßt war, weil er es mit unzähligen Abgaben belegt hatte, so wäre er beynahe unter der Regierung Adrian IV. ein Opfer dieses Nazionalhasses geworden.

Man sagt sogar, daß, als einmal im Konsistorio ein Fond ausfindig gemacht werden sollte, um den Bedürfnissen der Kirche abzuhelfen, der Kardinal Kolonna ungescheut den Vorschlag gethan habe: „man dürfte nur dem Armellino das Fell über die Ohren ziehen lassen, und dann von Jedem, der seine Haut mit Freuden

Freuden zu sehen verlangte, einen Quatrin (oder Kreuzer) fordern, so würden dafür so ansehnliche Summen einkommen, daß man alle erforderliche Ausgaben damit bestreiten könnte." Allein der Kardinal von Medizis übernahm die Vertheidigung des Armellino, und als er nachher unter dem Namen Clemens VII. den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, machte er ihn zum Erzbischof von Tarent, und gab ihm noch andere fette Pfründen.

Armellino starb 1527 aus Gram über den Verlust aller der Reichthümer, die er in Rom hatte, als die Kaiserlichen diese Stadt plünderten. — Der Pabst konnte sich über diesen Todesfall leicht zufrieden geben, denn er erbte dadurch über 200,000 Reichsthaler an Güthern und liegenden Gründen, welches ihm bey Bezahlung seiner Ranzion aus der Engelsburg treflich zu statten kam. —

Arminius.

Wer kennt nicht diesen teutschen Helden, der unter der Regierung des K. Augustus die römischen Legionen des Feldherrn Varus zu Grunde richtete, und die schönsten Tage dieses Kaisers verbittert hatte! —

In Westphalen fand man noch zu Karl des Grossen Zeiten ein gewisses Schloß Eresburg, wo die Bildsäule dieses Helden stand. Arminius war daselbst in der schrecklichen Gestalt des Kriegsgottes auf einem mit Blumen gezierten Fußgestelle vorgestellet. – Auf seiner unbewafneten Brust trug er einen Bären und einen Löwen, die Sinnbilder der Stärke und Tapferkeit. In seiner Rechten hielt er eine Fahne, auf welcher eine Rose die Annehmlichkeit des Krieges ausdrückte. — Die Waage in seiner Linken zeigte den Sachsen, daß sie durch den Verlust einer Schlacht ihren Muth nicht sinken lassen sollten, und daß das Schicksal der Waffen den Ueberwundenen oft den Vorzug gebe.

Die Sachsen, durch die Gegenwart dieser Statue, und noch mehr durch das Andenken des Helden, den sie vorstellte, angefeuert, hielten die Belagerung von Eresburg, das gar nicht stark befestigt war, standhaft aus; als sie endlich der Obermacht weichen mußten, so übergaben sie sich nach einem errichteten Vertrage, und lieferten zwölf Geiseln aus. Karl nahm die Geiseln an, und gestund ihnen den Frieden zu, schleifte aber die Festung, und stürzte die Statue um, worunter reiche Opfer verborgen waren, die den Siegern zur Beute wurden. —

Arrese,

Arrese, Benedikt von

War ein Franziskaner Bruder, von welchem uns der Pater Bartholomäus von Pisa folgende Frazze erzählt:

„Er war dem heil. Daniel sehr ergeben, dessen Grab in Babylon von Drachen bewacht wird. Da er ihn einsmals zu sehen wünschte, dies Verlangen aber wegen der Entlegenheit und der Furcht vor den Drachen und Schlangen nicht befriedigen konnte, erschien ihm ein grosser Drache, nahm ihn auf seinen Schwanz, und fuhr mit ihm grade zum Grabmaal des heil. Daniel. Er öfnete dasselbe, nahm aus Andacht einen Finger des heil. Propheten mit, und ritt auf seinem Drachenschwanz wieder nach Hause.“

Noch von demselben erzählt er, daß er einst, als ein zweiter Jonas, während eines Sturms ins Meer geworfen, augenblicklich aber in ein Wölkchen gehüllt und ins irrdische Paradies versetzt worden. Henoch und Elias hätten ihn bey seiner Ankunft befragt: wer er wäre? und als er ihnen geantwortet: er wäre ein Bruder des heil. Franziskus, hätten sie für Freuden getanzt, und ihn überall im irrdischen Paradiese herumgeführt, worauf ihn ein anderes Wölkchen, zum grossen Erstaunen aller derer, die es mit angesehn, ins Meer zurück getragen.

Asterie.

Herr von Voltaire liefert uns unter diesem Titel eines seiner schönsten Trauerspiele, dessen Gegenstand eben so philosophisch als interessant ist:

Teucer bestieg den Thron von Creta; sein schwaches Ansehn ist allda durch die Gesetze des Minos eingeschränket. Der Senat, und die vornehmsten Magistratspersonen, sind unaufhörlich beschäftiget, zu verhindern, daß er die ihm vorgeschriebenen Gränzen nicht überschreite. Die Schwärmerey und der Aberglaube unterstützen sie; die heidnischen Priester haben die Macht der Landesfürsten an sich gerissen, sie herrschen mit allem dem Ansehen, das Menschen haben, die im Namen der Götter zu leichtgläubigen und dummen Völkern reden.

Der Gebrauch ist, alle sieben Jahr ein Menschenopfer zu schlachten. Der Augenblick, da dieses geschehen soll, ist angekommen; Phares, der Hohepriester, hat schon alles dazu vorbereitet; er hat eine junge Cydonierinn, mit Namen Asterie, zum Opfer gewählet, die allererst eingebracht wurde. — Teucer ist menschlich, er macht sich vergebens gegen diesen abscheuvollen Vorschlag auf, ohne den Gehorsam erzwingen zu können. Wenigstens bemüht er sich, es dahin zu bringen, daß der

Hohe-

Hohepriester vernünftigen Vorstellungen Gehör gebe; allein dieser hört ihn gar nicht an. —

Mehr Gelehrigkeit findet er bey dem Archonten Dictimus, der wie sein Landesfürst denkt; aber dieser Archont hat einen Kollegen, welcher glaubt, daß es die Klugheit fodere, ein abergläubisches Volk nicht aufzubringen, der aus Staatsklugheit nachgiebt, und den König durch Vorstellung der Gefahren, denen er sich aussetzt, wenn er den Hohenpriester beleidigt, für seine Meinung einzunehmen sucht; aber Teucer widersteht standhaft.

Indessen schicken die Cydonier Deputirte, welche mit den Kretensern Frieden schliessen sollten. Datamus, der Liebhaber Asteriens, mit der er sich gerade um diese Zeit hatte verbinden sollen, als sie gefangen wurde, war mit unter den Deputirten. — Er kömmt, seine Geliebte und seine Braut zu fordern; ihre Freyheit ist ein Bedingniß desjenigen Bündnisses, das er vorschlägt, und das der alte Azemon schliessen soll. Der Alte ist wegen seines Alters noch zurück geblieben; Datamus, von den Flügeln der Liebe getragen, kam ihm leicht zuvor. Dieser Umstand ändert das Schicksal Asteriens nicht; die heidnischen Priester wollen ihr gewähltes Opfer nicht verlieren. Teucer, seinem menschlichen Gefühl getreu, läßt sie aus dem Thurm rauben, wo sie eingeschlossen

sen war, um sie in Sicherheit zu bringen. Der unglückliche Datamus, der sie von den Soldaten fortführen sah, bildete sich ein, daß sie sie ihm auf immer entführen wollten, und fiel sie mit einigen Cydoniern an; dadurch kam er selbst in die Hände der Priester, die in ihm weiter nichts, als einen Minister sahen, der seinen Charakter gemißbraucht hatte, und den sie sogleich zu einem neuen Schlachtopfer bestimmten.

Der alte Azemon kömmt an, er sieht alle Hofnung zum Frieden vernichtet, und erschrickt über das Schicksal Asteriens und des Datamus. Gleichwohl schmeichelt er sich, erstere zu retten; er sagt es dem Teucer, der aber seine Priester zu gut kennt, als daß er so was hoffen sollte, und ist derowegen ganz trostlos. — Azemon, der noch mehr Hofnung hat, ersucht den König, das goldene Lösekästgen Asteriens zu öfnen; sie finden darinnen kostbare Kleinodien und Papiere, aus welchen erhellet, daß Asterie die Tochter Teucers sey.

Sie wurde vormals in einem Streit geraubet, wo ihre Mutter starb. — Der über diese Entdeckung erstaunte König eilt in den Tempel, Asterien zu retten, die schon an dem Fuße des Altars den Stahl erwartet, den der Opferpriester auf sie gezückt hatte. — Teucer fällt ihn in den Arm, führt seine Tochter aus dem Tempel,

Tempel, vertraut sie dem Azemon, und einem Herold an, deren Treue ihm bekannt ist, und eilt mit dem Archonten Lictimus, den Datamus von seinen Ketten zu befreyen.

Da er endlich sieht, daß kein anderes Mittel sey, sein Volk glücklich zu machen, und die Schwärmerey und den Aberglauben auszurotten, als wenn er sich der unumschränkten Herrschaft über die Kretenser anmaßte; so führt er dieses wichtige Vorhaben aus. Er befreyet den Datamus, und die übrigen gefangnen Cydonier, wodurch sein Anhang merklich vermehrt wurde. Datamus ermordete den Hohenpriester mit einem Dolche, und schleppt ihn sterbend vor die Füße seiner Geliebten, damit sie ebenfalls des Vergnügens, einen ermordeten Feind vor sich liegen zu sehen, geniessen möchte.

Indessen ist doch Asterie noch unruhig; sie betet den Datamus an, sie fürchtet die Gesetze ihres Vaterlandes, welcher der Königstochter verbieten, einen Fremden zu heyrathen, der nur ein gemeiner Bürger ist. Aber Teucer ist gerecht; da er unumschränkt herrscht, so verbannet er diese verhaßten Gesetze, und macht seine Tochter glücklich.

Einige interessante Stellen aus diesem Trauerspiele anzuführen, wird hier nicht am unrechten Orte angebracht seyn:

Phares,

Phares, der Hohepriester, entdeckt Asterien ihr Schicksal, sie antwortet:

„Ich weiß es, Unmensch: aber ich hoffe einen Rächer; alle meine Mitbürger sind gerecht und furchtbar; du kennst sie, du weißt, daß sie unüberwindlich waren. Die von einem Adler getragenen Blitze deines Gottes werden dich vor ihren Pfeilen, die du lange verdient hast, nicht retten. Er selbst, wenn er ist, und die Erde beherrschet, wenn er unter euch gebohren wurde, und die Blitze schleudert, wird an dir, du grausames Ungeheuer! seinen zu lange beschimpften göttlichen Namen rächen. Möchte doch die ganze Zubereitung deines barbarischen Festes, deine Messer und deine Scheiterhaufen deinem Kopfe gelten! — Möchte der schreckliche Tempel, wo mein Blut fliessen soll, über meine Asche, über dich und über die Deinigen einstürzen! Dein Andenken vergehe! oder, wenn es ja dauren muß, so sey es der ganzen Natur ein Greuel! Man verabscheue deinen Namen, man verfluche deine Götter; dies ist mein Wunsch, mein Gottesdienst, und mein Abschied.“ — —

Teucer drückt sich in seiner Trostlosigkeit also aus:

„Nur in meinen eitlen Entwürfen habe ich meine Staaten einzurichten, meine Untertha-

nen

nen aufzuklären, und das rohe Cydonien gesittet zu machen gesucht. Die unendliche Weisheit des Himmels, der alles leitet, behält diese zu lange verschobenen Tage so grosser Veränderungen, wie ich sehe, glücklichern Zeiten vor. Die Welt nähert sich mit langsamen Schritten der Weisheit, und noch ist Griechenland mit der Nacht der Irrthümer bedeckt. — Die Götter sind meine Zeugen, daß, wenn ich über Creta unumschränkt habe herrschen wollen, meine Absicht war, meine unglückliche Republik von einem verabscheuungswürdigen Gesetze, und einem tyrannischen Joche zu befreyen. — Wie beneide ich euch, zu glückliche Könige! Ihr, die ihr Gutes thut, so bald ihr befehlet. Nichts kann eure wohlthätige Hand einschränken; es kostet euch nur ein Wort, und die Erde ist vergnügt."

Das Gebet Azemons ist merkwürdig:

„O Gottheit! die du die Natur beherrschest, hast du auf diesem unreinen Aufenthalt, den man sich einen Tempel zu nennen getrauet, und den man mit dem Blute der Nazion dir zur Ehre so abscheuvoll besudelt, nicht deine Blitze herabgeschleudert? In diesen Wohnungen des Todes, in dieser schändlichen Hölle will man Asterien und Daramus opfern! — Ewige Vorsicht! hast du über sie gewacht? Hast du ihnen kein glücklicheres Schicksal vorbereitet?

bereitet? Wir haben keine Altäre, wo dich der Schwache anruft. In unsern Gehölzen, auf unsern Feldern sehe ich dich, und bete dich an. Dein Tempel ist, wie du, in der ganzen Welt. Ich habe dir nichts darzubieten, nichts zu opfern. Du giebst alles. Himmel! beschütze ein Leben, das ich hier mit dem Leben des Daramus vereinigt hatte.“

Asterie, ihrem Schicksale überlassen, sagt voll Muth zum Azemon: „Wenn wir doch sterben müssen, wenn dieses unser Schicksal ist, so wissen wir, wie man dem Tode troz bietet. Du hast es mich gelehrt. Du herrschest über meine Seele, und ich werde wenigstens zwischen dir und dem Daramus sterben.“

Die Schlußrede des Teucer hat ganz besondere Schönheiten; hier ist eine Probe davon:

An Asterien:

„Als das Volk erfuhr, von wem du gebohren bist, verabscheuete es das Gesetz, das dich verurtheilt hatte, kehrte bestürzt und erschrocken zu seiner Pflicht zurück, und überließ seinem Fürsten die unumschränkte Macht.“

Zu den Cydoniern:

„Tapfre Cydonier! genießet glückliche Tage; frey, wie ich, sollt ihr meine Brüder seyn. Liebet die Gesetze, die Künste, sie werden euch glücklich machen. Schande des menschlichen

Geschlechts,

Geschlechts, ihr abscheuvollen Opfer! möchte euer Andenken auf immer vergehen, und die Geschichte kein Denkmal davon aufbewahren! Edle! seyd gehorsam, und seht auf eure Ehre. Ihr Priester, Große und Volk, mildert eure Sitten. Dient Gott künftighin in einem würdigen Tempel, und das unterrichtete Griechenland ahme euer Beyspiel nach!" —

Der Astrolog.

Ein König von Persien ließ sich einst seine Nativität stellen. Dieser König, der des Vergangenen, und sogar des Gegenwärtigen spottete, war überaus unruhig über die Zukunft. Der Astrolog, nachdem er die Verbindung der Gestirne zu Rathe gezogen hatte, that ganz unschuldig den Ausspruch: daß der König zuverläßig an einem langen Gähnen, oder, nach dem Sinne dieses Ausdrucks in der persischen Sprache, aus Langerweile sterben werde. —

Man ergriff also die äuserste Sorgfalt, allem dem vorzukommen, was dieses tödliche Kennzeichen, den Vorboten des Todes für Seine Majestät, bewürken könnte.

Also für jeden Schwermüthigen ein allgemeines Verbot, den Hof und die Treppen der

Schlösser zu betreten, die der König bewohnen würde. — Ein ausdrückliches Gebot für jeden Hofmann, daß er auf der Stelle Lächeln in der Miene, und immer einige lustige Erzählungen in seinem Gedächtnisse bereit haben sollte. —

Man nahm alle die alten und neuern Moralisten, alle die Schwätzer, die Rechtsgelehrten und Metaphysiker aus der Bibliothek des Königs hinweg, und tapezirte die Wände mit Gemälden voll Feuer und Fröhlichkeit.

Man gab den Befehl, daß die Richter keine andre als rosenfarbne Kleider tragen sollten, schafte Hofnarren an, und bezahlte sie reichlich. — Viermal Ball in der Woche, alle Tage Komödie, aber keine Oper mit vollstimmigem Gesang. —

An den Thoren des Pallastes theilten bewehrte Leute jedem Ankömmling Kaffee zu, und wer nur einen witzigen Einfall hören ließ, erhielt auf der Stelle einen Freypaß durch das ganze Schloß. — Zu lachen, und zu lachen machen, das war das Merkmal eines großen Mannes, der dem Könige und dem Staate würdig diente. — Alle Ehrenstellen kamen von Rechtswegen nur den Spaßvögeln zu, welche die fröhlichsten Scherze auskramten.

Nun kam ein Dichter, der weder traurig noch lustig war, aber diejenigen so ziemlich belustigte, die ihn von seinen Versen sprechen hörten, an den Hof, man weiß es nicht wie. Genug, er fand sich da ein, und da man in diesem Lande die Dichter und Narren nur gar zu gerne vor eins hielt, so bekam er Zutritt.

Er machte sich diesen Vortheil zu Nutze, und machte es so gut, daß er Seiner Majestät ein von ihm ganz verfertigtes Trauerspiel vorlesen durfte; ein, seiner Meinung nach, bewundrungswürdiges, pathetisches Trauerspiel, das alles das, was Aristoteles fordert, nach den griechischen Dramen (denn er hatte nichts als dieses in seiner Poëtik gelesen) in sich vereinigte. — Es ward dieses Trauerspiel zum voraus mit einem eignen Enthusiasmus angekündigt, und jeder schrie, ohne es zu kennen, vortreflich! — Der Dichter kam und las, und der König gähnte und starb. —

Man nahm den Verfasser, als einen Verbrecher der beleidigten Majestät gegen das Oberhaupt, mitten unter den Schmerzen der Etikette, des Todes schuldig, sogleich beym Kopfe. Er schrie schrecklich, nicht sowohl über die Beleidigung gegen seine Person, als über die unverantwortliche, verabscheuungswürdige Ungerechtigkeit, die man seinem tragischen, von ei-

ner ganzen Akademie bewunderten Werke bezeigte.

Der Geschmack hatte den Vorsitz bey der Bearbeitung jedes Verses gehabt, und sie waren nach ihren Mustern so gut gegossen, daß man sie im Nothfalle alle in den letztern hätte wieder finden können. — Das war es, was der Dichter zu seiner Rechtfertigung für sich vorbrachte.

Das höchste Gericht glaubte mit allen erforderlichen Formalitäten zu Werke gehen zu müssen, und da man dem Verbrecher allemal das Werkzeug des Verbrechens vorhält, so befahl man dem Dichter, dieses tödtende Trauerspiel vor der ganzen Versammlung der Richter noch einmal vorzunehmen und vorzulesen.

Der Dichter las mit entblößtem Kopfe, und in der Stellung eines Verbrechers, von allen Ständen des Staats umringt, sein Stück. — Mit dem zweyten Aufzuge entwölkten sich alle die ernsthaften, finstern Gesichter, und es ertönte nach und nach ein fortdauerndes Gelächter, das man unterdrücken wollte, von allen Seiten.

Dieses Gelächter verwandelte sich bald darauf in Zuckungen, und diese waren die Herolde, die dem Dichter seine Gnade verkündigten. — In der That erklärten alle Richter, indem sie

auf-

aufstanden, mit einmüthiger Stimme, daß in der Welt nichts so lustig, als dieses Trauerspiel sey, und der plötzliche Tod Seiner Königlichen Majestät zuverläßig einen andern Grund zur Ursache gehabt habe. Der Dichter wurde losgesprochen und in Freyheit gestellt. — Der Astrolog ward natürlicherweise wegen seiner richtigen Vorhersagung bewundert — und niemand unterstand sich weiter, seine so pünktlich eintreffende astrologische Prophezeihung auf die Probe zu stellen. — — —

Ein andrer Astrolog war dagegen so unglücklich, indem er eben nach Hause kam, seine Frau in den Armen eines Andern, und zwar in keiner allzuerbaulichen Stellung anzutreffen. Er klagte sein Unglück einem Derwische, der ihn aber mit der spöttischen Antwort abfertigte: „Siehe den Stolz über deine Wissenschaft ein! wie wirst du uns glaubend machen, du wissest, was sich oben im Himmel zuträgt, da du doch nicht einmal weißt, was hier unten in deinem Hause vorgeht.“

Atheismus.

Dieser ist die Totalsumme aller Mißgeburten des menschlichen Geistes. Er ist eine Mischung von Stolz, Fanatismus, Unwissenheit und Frech-

Frechheit, ein verheerender Wahn, der aus dem glänzenden Schauplatze der Welt eine Wüste macht, und an Raserey angränzt. — Ja der Stolz, die gewöhnlichen Meinungen zu verbessern, nichts mit den gangbarsten Grundsätzen gemein haben zu wollen, hat dem Atheismus das Daseyn gegeben, und das um so leichter, weil dieses grausame System einen falschen Anstrich von Erhabenheit und Größe hat. —

Es ist ein verwegner Stoß der übermüthigen Einbildungskraft einiger Männer, die das in ihren Mund, in ihre Schriften aufgenommen haben, was sich vielleicht noch nicht in ihr Gewissen eingeprägt hat. Man glaube ja nicht, daß sie ihre frechen Begriffe verdauet haben; sie haben sich betäubt, um andere wieder zu betäuben; wollen stolzer, unvernünftiger scheinen, als sie es würklich sind. Am Ende weiß der Verwegenste den Zweifel nicht aufzulösen, und, wenn er sagt: **ich läugne**, so will das sagen: **ich** zweifle. —

Der Atheist, aus System, ist ein gefährliches Geschöpf, und der aufgeklärteste Mann muß gerade wie das Volk denken, das aus Instinkt urtheilt, daß die festeste Stütze der Moral allemal in der **Erkenntniß** des **höchsten Wesens** liege, welches die Tiefe des Herzens erforscht, da derjenige, den dieser erhabene

Ge-

Gedanke nicht umgiebt, der Gefahr, seinen Mitbruder zu betrügen, keine seiner Leidenschaften zu bezwingen, und alles sich selbst aufzuopfern, weit näher, als ein andrer ist. —

Man kann indessen mit Grunde muthmassen, daß ein Atheist aus System fast gar nicht existiren könne — denn einen Menschen von dergleichen Denkungsart zu überzeugen, daß ein oberstes erhabeneres Wesen, in dessen Händen die Schicksale des Menschen stehen, das ihm das Leben gab, und dessen gütiger Vorsorge er seine Erhaltung und alles Glück seines Lebens verdanken muß, da ist, braucht es in der That sehr wenig Mühe. —

Er weiß es, und tausend Begebenheiten überführen ihn von der unermüdeten Wachsamkeit, womit dieses Wesen alle seine Schritte leitete; drohende Gefahren, ehe er sie noch erblickt hatte, von ihm abwendete, und ihn von dem Abgrunde des Verderbens, wohin Leichtsinn, Unbedachtsamkeit oder Leidenschaft ihn geführt hatten, hinwegriß.

Dieses alles weiß er, und muß gestehen, daß ihm kein Tag verflossen, den nicht neue Merkmale der väterlichen Güte der Vorsehung bezeichnet hätten.

So gewiß er auch von diesem allen überzeugt ist, so schwer ist es dennoch, ihm ein le-

bendiges Vertrauen auf die Vorsehung einzuflößen, und ihn dahin zu bringen, daß er sich ruhig ihrer Führung überläßt, und bey allen Zufällen des Lebens die inwendige Gewißheit behält, daß sie nie aufhören werde, für seine Erhaltung zu sorgen; und wenn er es auch noch so weit gebracht hat, daß er dem Scheine nach ganz gelassen aus ihren Händen seine Schicksale erwartet, so dauert diese Ruhe doch nur so lange in ihm, als sie durch keine erschütternde Unfälle gestört wird.

Wenn aber die Stürme des Unglücks auf ihn losbrechen, wenn Noth und Mangel ihn umgeben, wenn seinen Leib die Schmerzen der Krankheit foltern, und seine Seelenkräfte ein nagender Kummer schwächt, dann entflieht diese ruhige Heiterkeit, sein Auge wird trüber, seine Standhaftigkeit sinkt unter der Last der Trübsale zu Boden, er glaubt, die Vorsehung entziehe ihm ihre Hülfe, seine Seele arbeitet unter ängstlichen Besorgnissen, und quälenden Zweifeln, und vielleicht in eben dem Augenblicke, da die Rettung erscheint, glaubt er schon seinem Verderben überlassen zu seyn. —

Wie empfindlich muß nicht dieses Mistrauen ein Wesen beleidigen, das nichts als das Glück seiner Geschöpfe will; und wenn es ihnen schmerzhafte Prüfungen zusendet, es blos aus gütigen und weisen Absichten thut — und

zu

zu welchen schrecklichen Verbrechen verleitet uns nicht oft die Zaghaftigkeit im Unglücke! In welchen Abgrund des Elendes stürzen wir uns nicht oft, weil wir zu ungeduldig waren, kleine Uebel zu ertragen, und gelassen die Befreyung davon zu erwarten; — Mensch! verehre die Versehung, und bete tief an, den, der deine Schicksale leitet! — —

Attila.

Fürsten und Könige, erstaunt über seine Macht, zitterten schon bey seinem Namen. — Ein so großer Krieger, als Staatsmann, wand er wechselsweise und allemal mit Vortheil, Stärke, Drohungen, Kunstgriffe und List an; er bediente sich aller Arten von Mitteln; und keines war in seinen Augen verächtlich, wenn er einen Sieg dadurch erhielt.

Ob ihn seine Unterthanen gleich fürchteten, so wurde er doch von ihnen so sehr geliebt, und angebetet, als er das Schrecken und Entsetzen seiner Feinde war. Er brachte sich aber nicht etwan durch eitle Blendwerke die Achtung der Völker zuwege; er haßte und verachtete diese Pracht, welche die Fürsten zum Zeichen ihrer Macht auszukramen pflegen, und zeigte sich dem Volke immer in der größten Einfalt.

Er hatte kein anderes Zeichen seiner Macht, als seine Lanze und seinen Degen; sein Thron war ein hölzerner Sessel, auch manchmal ein unter einem Baume, oder unter einer ausgespannten Leinwand, die ihm zum Zelte diente, gelegener Stein.

Vor diesen Richterstuhl foderte er Persien, Griechenland und Rom, die sich alle vor ihm demüthigten; und er nannte sich selbst: eine Geissel Gottes, gesandt, die Stolzen zu demüthigen. —

Audienz.

Johannes V. König von Portugal, ließ im Jahre 1707 öffentlich bekannt machen: daß er dreymal in der Woche Audienz geben werde. — Am Sonnabend dem Adel, und die zween folgenden Tage Jedermann. —

Es war dem geringsten Bürger erlaubt, sich dem Throne zu nahen, dem Könige seine Bittschrift zu überreichen, und ihn von seiner Sache zu unterhalten.

Der unter seinem Baldachin sitzende König, lehnte sich auf einen Tisch, worauf ein Korb mit Goldstücken stand, wovon er den Bedürftigen austheilte. — Er wußte alles,

was in seinen Staaten vorgieng, weil jeder die Freyheit hatte, ihn davon zu unterrichten.

Der Adel trug seine Sache stehend, und die andern auf den Knieen vor. — In den Zimmern des Königs sah man keine Art von Sesseln, auch nicht einmal der Staatssekretair konnte sitzen, und mußte also knieend schreiben.

Die Audienz fieng mit den Männern an, und schloß mit den Frauen. Letztere trugen eine Art von Domino, um desto unkennbarer zu seyn, und so kamen sie auch zur Audienz. *)

August.

Octavius Cepias, der nachmals unter dem Namen des Augusts so bekannt und geehrt worden, war keiner von den starken Geistern, die nach einer entschiedenen Neigung zur Tugend oder zum Laster, das Böse mit Kühnheit, und das Gute mit Empfindsamkeit ausüben,

*) Man weiß, daß die portugiesischen Damen so sehr eingesperrt sind, daß man im Sprichwort sagt: „Die Weiber kommen nur dreymal in ihre Pfarre, um getauft, vermählt und begraben zu werden.“ — Man hat auch, damit sie ja keinen Vorwand aus dem Hause zu gehen haben, überall Hauskapellen, worin Messen gelesen werden. —

üben, und die, ohne sich in dem Laufe eines langen Lebens zu widersprechen, entweder den Haß oder die Hochachtung der Menschen ins Grab nehmen.

Er war ein feiner Kopf; — gleichgültig gegen alles, außer sein Interesse; er nahm ohne Widerwillen alle Gestalten an, die ihm nützlich seyn konnten, und war fähig, ohne Gewissensbisse Verbrechen anzuordnen, und sie ohne Vergnügen wieder zu verbessern. Er war wohlthätig ohne Güte, Krieger ohne Muth, grausam ohne Leidenschaft, und geboren, um die Menschen zu berücken, und folglich auch ihr Herr zu werden, und den Schein aller Tugenden mit allen Lastern zu verbinden.

Man weiß aus der römischen Geschichte, wie er durch Hülfe der grausamsten Treulosigkeit seine Nebenbuhler hintergieng; sie aus dem Wege räumte, und sich allein zum Beherrscher machte. — Er ließ ohne Barmherzigkeit in Schlachten und Verbannungen das Blut der edelsten Römer vergießen, und betrachtete die Republik als ein ungebändigtes Pferd, dem man einen Theil seiner Kräfte nimmt, um sich von dem übrigen einen gleichen Gebrauch zu verschaffen.

Da er es für geschwächt genug hielt, verstopfte er seine Wunden, und nachdem er ihm die

die meiste Kraft benommen hatte, ließ er es leben, aber mit einem Zügel, wovon es sich nicht losmachen konnte.

Sein Name ist nicht mit dem Abscheu, den er verdient, auf uns gekommen. Er besaß die Geschicklichkeit, die großen Schriftsteller seiner Zeit zu beschützen und zu liebkosen. Die Lobeserhebungen, welche die Dankbarkeit bey ihm verschwendet hat, haben die Vorwürfe gemildert, die ihm die Strenge der Geschichte machte.

Jedoch, sobald als er sich in dem Besitze seiner Größe befand, so suchte er sich durch die Liebe des Volks darin zu erhalten. Er veränderte seine Aufführung ohne sein Gemüth zu verändern. Er wurde gnädig, weil er glaubte, es nöthig zu haben, und das Gute, welches er während seiner letztern Jahre aus Interesse that, hat beynahe das Andenken der Uebel ausgelöscht, die er um eben dieses Interesses willen in den ersten Jahren seiner Regierung gestiftet hatte.

August, als Ueberwinder des Antonius, ließ sich ohne Schwierigkeit von dem Senate und dem Volke danken. Er löschte das Feuer der bürgerlichen Kriege aus; er stillte die schrecklichen Erschütterungen, welche Europa und Asien 40 Jahr hindurch erlitten hatten. Anstatt der

Frey-

Freyheit, die nunmehr ein bloßer Name war, führte er eine gerechte und gemäßigte Oberherrschaft ein, deren Nutzen die Römer bald empfanden.

Es war fast keiner mehr von den alten Republikanern vorhanden, deren hartnäckiger Muth lieber den Tod, als die Knechtschaft gewählt hatte. Die wüthendsten waren in den Schlachten und Verbannungen umgekommen; und beynahe alle, die noch am Leben waren, hatten ihre Kindheit in Gefahr und bürgerlichen Unruhen zugebracht. — Als Zeugen von dem, was ihren Vätern die Liebe zur Republik gekostet hatte, fürchteten sie sich am Ende ihrer Tage jene blutigen Scenen ihrer Jugend wieder zu sehen. Sie zogen also eine beschwerliche Unterwerfung den Stürmen der alten Freyheit vor, und bey der Verbindlichkeit, einen Herrn anzunehmen, nahmen sie ohne Wahl und ohne Reue denjenigen, welchen ihnen der Sieg gab.

Die Bürger, welche die Geburt, das Verdienst, oder die Reichthümer zu den ersten Ehrenstellen des Staats berechtigten, und die selbst bey dieser Staatsveränderung am meisten verloren, schienen sie selbst begierig zu verlangen.

Die

Die Weisesten unter ihnen freueten sich, eine festgesetzte Macht errichtet zu sehen, die vermögend wäre, den Unordnungen der alten Regierungsform abzuhelfen. Der Stolz, und die heftige Begierde eines Herrn, schien ihnen weniger furchtbar, als der Eigensinn eines ungelehrigen, und oft wüthenden Volks.

Die entfernten Provinzen nahmen diese neue Regierung mit Vergnügen an. Sie waren einer Herrschaft überdrüßig, die seit zwey Jahrhunderten durch die Zänkereyen der Großen waren beunruhigt worden. Sie hoften viel leichter unter einer Monarchie einige Hülfe wider den Geiz der römischen Magistratspersonen zu finden.

Das Volk selbst endlich, dem von seinen alten Rechten nichts weiter übrig geblieben war, als das Recht, sie alle zu verkaufen, entsagte gern allen, da es sah, daß August sich bemühete, ihm seinen Unterhalt und Belustigungen nach seinem Geschmack zu verschaffen.

Dieser Fürst machte sich also ohne fernern Widerstand zum Anführer der höchsten Obrigkeit der Republik, und ward endlich mitten unter dem Schatten der Freyheit ein unumschränkter Beherrscher des römischen Volks. —

Zwar drohte ihm, unterdessen er mit dem Antonius in Egypten zu thun hatte, zu Rom eine

eine Verrätherey, die ihn um diese Oberherrschaft hätte bringen können. Lepidus, der Sohn des Triumvirs, hatte eine Verschwörung angesponnen, und sich vorgesetzt, ihm bey seiner Zurückkunft das Leben zu nehmen.

Aber Mäcenas, dem August Rom und Italien anvertrauet hatte, unterdrückte diesen allzukühnen Jüngling ohne Unruhe und Gefahr. August that drey triumphirende Einzüge nach einander. Den ersten wegen Illyrien, den zweyten wegen des Sieges bey Actium, wo er den Antonius überwand, und den dritten wegen Egypten, welches er erobert, und zu einer Provinz des römischen Volks gemacht hatte.

Die Alexandrinische Beute war so groß, daß er nicht allein den Soldaten alle Geschenke, die er ihnen versprochen, bezahlen, sondern auch für die noch Unversorgten Ländereyen kaufen konnte. In den Tempel des Jupiters Capitolinus legte er eine Menge unschätzbarer Juwelen, Gold und Geldes nieder, und nun ward der Tempel des Janus, seit des Numa Regierung, zum drittenmale geschlossen.

Das römische Volk war nun gewissermaßen sein Eigenthum. Soviel Blutvergießen er vorher darinne angerichtet, so grausam er gegen die Geächteten, so unerbittlich er gegen seine

seine Feinde gewesen war, so sehr sorgte er nun für dieses Volks Wohlfahrt, und Sicherheit. — Er gab der Republik ihre alte Gestalt, wenigstens im Aeusserlichen, wieder, es waren zween Konsuls, zehn Prätoren und die übrigen gewöhnlichen Obrigkeiten, welche die Stadt, nur dem Namen nach, regierten; er selbst aber behielt sich unter dem Titel eines Fürsten und beständigen Zunftmeisters die Oberaufsicht über den Staat vor; — legte den Namen eines Triumvirs ab, und nahm den ihm vom Senate, durch des Plancus Vorschlag, angebotenen Namen Augustus an.

Der staatskluge Cäsar stellte, mit Hülfe der beyden grossen Staatsmänner Agrippa und Mäcenas, die Ruhe im Reiche wieder her; er verbesserte die Gesetze, beförderte den Ackerbau und Handel, und munterte die Wissenschaften und schönen Künste so auf, daß die Jahre seiner Regierung von den folgenden Schriftstellern den Namen des goldenen Zeitalters erhalten. — —

Aukunez.

Ein portugiesischer Kavalier, fiel wegen seiner Wunden in die Hände der Spanier. — Man schrie ihm zu: „Wer soll leben?" — „Gott, antwor-

antwortete er, und Don Johann IV. König von Portugall."

Man versprach ihm das Leben, wenn er nur ein einzigesmal sagen würde: „Es lebe Don Philip!" — „Bringt mich um, schrie er, um diesen Preis würde mir mein Leben verhaßt seyn." Man that ihm nach seinem Willen.

Hat man wohl je in der Geschichte von einer patriotischern Liebe gegen seinen König gehört? —

Ausonius, Dezius Magnus,

Wurde zu Bourdeaux in Frankreich gebohren, wo er die Grammatik, und nachmals die Rhetorik gelehrt hatte. — Er brachte sich in diesem letzten Amte einen so grossen Ruhm zu wege, daß man ihn an den kaiserlichen Hof zog, und zum Hofmeister des Gratianus, eines Sohns Kaisers Valentinians I. wählte.

Er begleitete den jungen Prinzen auf derjenigen Reise, die er mit seinem Vater durch Teutschland gemacht hatte. Dadurch gelangte er zu den ersten Würden des Reichs, und wurde endlich Consul in Rom.

Als ihn der Kaiser zu dieser Würde ernennt hatte, sandte er eilends einen Kurier an den

Ausonius ab, ihn davon zu benachrichtigen, und schrieb noch einen kleinen Brief, folgenden Innhalts dazu:

„Als ich mir vor einiger Zeit vornahm, Consuls für dieses Jahr zu wählen; so rief ich den göttlichen Beystand an, wie Sie wissen, daß ich es sonst bey allen meinen Unternehmungen zu thun gewohnt bin, und wie ich weiß, daß Sie dieses von mir wünschen. — Ich habe geglaubt, daß ich Sie zu dem ersten Consul ernennen müsse, und daß Gott diese Erkenntlichkeit für den von ihnen empfangenen guten Unterricht von mir foderte. Hiemit gebe ich ihnen nun alles zurück, was ich Ihnen schuldig bin; aber da ich weiß, daß man weder seine Eltern, noch Lehrer jemals bezahlen kann, so gestehe ich, daß ich ihnen noch dasjenige schuldig bin, was ich mich bestrebet hatte, Ihnen zurück zu geben.“

Ausschweifung.

Ist der sichere Untergang desjenigen, der sich ihr ergiebt. — Man stelle sich z. E. einen jungen Menschen mit einem grossen Muthe vor, der mit einem mäßigen Vermögen in die Welt tritt. — Er eile nur, um (wie es einige ausdrücken) das Leben zu genießen; das ist, er

überlasse sich der begierigen Nachjagung ausschweifender Vergnügungen; und dann bemerke man, wohin sie ihn führen werden.

Vielleicht werden seine Einkünfte auf einige Zeit zu seinen Ausgaben hinreichend seyn; aber die Schwelgerey pflegt in ihren Forderungen immer höher zu steigen. Seine Begierden werden täglich unersättlicher und ungestümer, und seine Ausschweifungen der Wollust häufiger und kostbarer.

Die Arbeitsamkeit wird verachtet, das Nachdenken verbannet, und die Eintheilung des Vermögens vernachlässiget; und unterdessen ist die Ausschweifung geschäftig, dasjenige zu verschwenden, was seine Vorfahren für den nichtswürdigen Bösewicht gesammelt, und gespart hatten.

Seine Einkünfte fangen an abzunehmen; er greift sein väterliches Vermögen an, um den Mangel zu ersetzen. — Es werden Schulden gemacht, und ein Guth wird nach dem andern verpfändet und verkauft, die Armuth schleicht sich bey ihm ein, wie ein Wanderer, und zuletzt greift ihn der Mangel an, wie ein gewafneter Mann.

Unterdessen werden seine Lüste, welche gewahr werden, daß man ihre gewöhnlichen Befriedigungen abkürzet, über die fehlgeschlagenen

nen Hofnungen erbittert, und befehlen dem Sklaven bey schwerer Strafe, ihnen ihre gewöhnten Vergnügungen zu schaffen. — Nun wo kann er sie hernehmen? Er hat nichts mehr übrig, und kann durch keine rechtmäßige Beschäftigung etwas erwerben, was seine Begierden befriedigen wird. Die Schwelgerey, welche ihn seines Vermögens beraubet hat, stößt ihn wie ein Raubthier in die menschliche Gesellschaft hinaus.

Er geht nunmehr bey seinen Anverwandten und Freunden auf Raub aus, und wenn er sie verzehrt, oder in der Unterhaltung seines lüderlichen Lebens ermüdet hat, so greift er alles an, was ihm in den Weg kömmt. Er unterwirft sich einer jeden Niederträchtigkeit, wodurch er seine Lüste befriedigen kann; und wenn geringere Verbrechen nicht von statten gehen, so ist seine letzte Zuflucht ein Strassenraub! —

Jüngling, der du dieses Gemälde der Ausschweifung liesest, präge dirs tief in dein Herz, und werde ein Freund der Mäßigkeit! zerstöhre nicht den Keim der Tugend durch wilde Ausschweifungen, und du wirst bis ans Ende deines Lebens, auch noch im Elend und Mangel, glücklich seyn. Ausschweifung ist der Feind deiner Gesundheit, deiner Ruhe, deines Gewissens, und folglich deiner Glückseligkeit!

Auto da Fe.

Man machte dem Montezuma, sagt Herr von Voltaire, den Vorwurf, daß er seinen Göttern Gefangene opferte; was würde er gesagt haben, wenn er einen Auto da Fe gesehen hätte?

Ein Priester im Chorhemde, ein Mönch, der die Demuth und Sanftmuth angelobet hat, läßt in weitläuftigen Kerkern Menschen die grausamsten Martern anlegen. Hierauf werden auf einem auf öffentlichen Platze errichteten Schaugerüste alle Verdammten zum Scheiterhaufen geführt. — Vor ihnen her gehen Mönche und Brüderschaften in Prozession. Man singt, man ließt Messe, und man tödtet Menschen. —

Ein Asiater, der am Tage einer solchen Todesvollziehung nach Madrit käme, würde nicht wissen, ob es eine Lustbarkeit, oder ein heiliges Fest, ein Opfer, oder eine Schlachtbank sey; denn es ist alles dies zusammen. — Die Könige, deren einzige Person sonst hinlänglich ist, einen Missethäter Vergebung zu verschaffen, sind mit entblößtem Haupte bey diesem Schauspiele zugegen, sitzen auf einem niedrigern Stuhle als der Inquisitor, und sehen ihre Unterthanen in den Flammen ihren Geist aufgeben.

Derglei-

Dergleichen Todesvollziehungen sind zwar heut zu Tage seltner als sonst. Allein die Vernunft, die so schwerlich durchdringt, wenn die Schwärmerey Wurzel gefaßt hat, hat sie noch nicht gänzlich abschaffen können. —

B.

Babar.

War der sechste Abkömmling eines der Kinder des berühmten Tamerlans, und regierte im vorletzten Jahrhundert zu Samarkande über die Usbekischen Tartarn.

Diese erhuben einen Aufstand gegen ihn, und der unglückliche Prinz mußte von Samarkande nach Kabulistan flüchten. Hier wurde er vom Statthalter Kanguildas aufgenommen, und flößte ihm dieses zärtliche Mitleiden ein, welches die Unterthanen ganz natürlich mit ihren unglücklichen Landesfürsten haben.

Ein durch die Sorgfalt dieses getreuen Dieners zusammen geworbenes Kriegsheer ließ den vom Thron gestossenen Prinzen einen baldigen Sieg hoffen. „Die Rache, sagte dieser weise Mann, soll dich nicht gegen Norden führen, denn die von den Wollüsten Indiens entkräfteten Soldaten würden nicht ohne Verwegenheit streitbare Männer angreifen, welche ihr Muth und ihre Siege berühmt gemacht haben. Der Himmel hat dich an die Ufer des Indus geführt, um die herrlichsten Kronen der Welt auf

auf dein Haupt zu setzen; richte deine Augen auf Indostan: dieses von den unaufhörlichen Kriegen der Indianer und Patanen zerstöhrte Reich erwartet einen Beherrscher. — In diesen anmuthsvollen Ländern mußt du eine neue Monarchie errichten, und dir einen Ruhm erwerben, welcher dem Ruhme deines Großvaters, des Tamerlans, gleichet, der die Eroberung so glücklich angefangen hat."

Ein so einsichtsvoller Rath machte auf den Geist des Babar einen starken Eindruck. Man verfertigte ohne Zeitverlust einen Eroberungsplan, der mit vieler Lebhaftigkeit und Verstand ausgeführt wurde. — Der Erfolg krönte ihn; die mitternächtigen Provinzen, und Delhy *) selbst unterwarfen sich nach kurzem Widerstande. Ein flüchtender Monarch hatte die Ehre, die Macht der mogolischen Tartarn zu gründen, die noch besteht **).

Die eroberten Länder zu erhalten, war eine Regierungsform nöthig. Babar wählte diejenige,

*) Die Hauptstadt des mogolischen Reichs.

**) Zwar vertrieb Chircha, ein Muselmann nach Babars Tode dessen Sohn Amajum, weil Solyman II. jenen beschützte, und er die mahometanische Religion in Indien einführte, doch, nach Solimanns Tode wurde Amajum wieder durch ein persianisches Kriegsheer auf den mogolischen Thron gesetzt.

jenige, welche die Leidenschaften und Unwissenheit allen Eroberern darbieten, nemlich den Despotismus. —

Ranguildas war lange Zeit der Zeuge von der Macht Babars. Er war stolz auf sein Werk. Die Erinnerung desjenigen, was er gethan hatte, den Sohn seines Fürsten auf den Thron zu setzen, befriedigte seine Seele.

Als er einstmals in dem Tempel betete, hörte er an seiner Seite einen Banian, welcher ausrief: „O Gott! du siehst das Unglück meiner Brüder. Wir sind die Beute eines jungen Menschen, der uns für ein Guth ansieht, welches er nach seinem Belieben verschwenden und verzehren kann. Unter den zahlreichen Kindern, die dich in weitläuftigen Gegenden um Hülfe anrufen, unterdrücket ein Einziger alle: räche uns an diesem Tyrannen; räche uns an den Verräthern, die ihm auf den Thron geholfen haben, ohne zu untersuchen: ob er gerecht ist.“

Der erstaunte Ranguildas näherte sich dem Banian, und sagte zu ihm: „Du, der du meinem Alter fluchest, höre. Wenn ich strafbar bin, so hat mich mein Gewissen betrogen. Als ich dem Sohne meines Fürsten die Erbschaft übergab, als ich mein Glück und mein

mein Leben wagte, seine Macht fest zu setzen; so habe ich, Gott ist mein Zeuge, geglaubt, mich nach seinen weisen Gesetzen zu richten, und bis auf den Augenblick, da ich dein Gebet gehört habe, segnete ich den Himmel, daß er mir in meinen letzten Tagen die zwey größten Wohlthaten, die Ruhe, und den Ruhm zugestanden hätte."

„Den Ruhm? versetzte der Banian, — wisse, Ranguildas, daß er nur der Tugend, und nicht Handlungen gebührt, welche ins Auge fallen, ohne den Menschen nützlich zu seyn. Was hast du Indostan für eine Wohlthat erzeigt, da du den Abkömmling eines Eroberes gekrönet hast? Hattest du untersucht, ob er Gutes thun würde? ob er Muth und Willen genug besäße, gerecht zu seyn? ob er vermöge seiner Einsichten die Wahrheit ungeachtet seiner Leidenschaften, Vorurtheile und Höflinge unterscheiden können würde? Du hast ihm, wie du sagst, die Erbschaft seiner Väter übergeben — als ob die Menschen, wie die Ländereyen und Schäfereyen vermacht und besessen werden könnten! O Ranguildas! mache keinen Anspruch auf den Ruhm. Das hieße soviel, als wollen, daß schwache Lämmer die geizigen Hände segnen, welche sie unbarmherzigen Fleischern überliefern. Wenn du Erkenntlichkeit soderst, so suche sie in dem Herzen des Babar, der sie dir

schuldig

schuldig ist. Du hast sie um das Glück eines ganzen Volks theuer genug erkauft.“ —

Bäder.

Man weiß, daß die Alten einen starken Gebrauch von Bädern machten, und daß sie sowohl zur Reinlichkeit, als Erhaltung, oder Wiederherstellung der Gesundheit dienten. Man hat in unsern Tagen diesen Gebrauch, sich zu baden, gleichsam erneuert, und die Bäder haben ausser oberwähnten guten Wirkungen noch obendrein den Nutzen, daß sie die Geselligkeit unter den Menschen befördern. — Menschen von allerley, und oft verdrüßlichen Gemüthsarten, werden im Bade umgänglicher, als sie zu Hause waren. — Leute von Geschäften, von den Sorgen des Hauses losgerissen, fühlen ihre Freyheit, werden biegsamer und gefälliger. — Die Stolzen, weil sie ohne Herablassung keinen Umgang hätten, werden bescheidener. — Die Meisten thun sich Gewalt an, ihre Leidenschaften zu bezähmen, erstlich weil es ihre Kur und die Furcht der Krankheit befiehlt, und zweitens um ihre Rolle mit Beyfall, und als gute Menschen zu spielen, um sich nicht der Satire der Badegesellschaft bloß zu stellen, und das Gemüth hat dadurch schon viel gewonnen, wenn es seine Leidenschaften bezwingen lernt. —

Die

Die Kränklichen verbergen ihr ängstliches und verdrießliches Wesen, um die Gesundheit nicht mit von sich hinweg zu seufzen, — und so macht das Bad auf einige Wochen gesellige, nachgebende, bescheidene, gesprächige, mitleidige, freundschaftliche Menschen, und läßt unter Hunderten kaum etliche schlechte Seelen übrig.

Baggatellen,

Sagt Herr Wieland, sind nicht selten der Zweck der menschlichen Bemühungen, und dasjenige, was unsre Zufriedenheit hervorbringt, oder stöhrt, ist gewöhnlicher Weise so geringfügig, daß die Sittenlehrer sich vergebliche Mühe geben, in grossen Quartanten zu beweisen, daß wir unsre Ruhe durch Ueberwindung unsrer Leidenschaften, und Kaltsinn gegen die Glückseligkeiten der Welt befördern können. —

Wir vertilgen das Verlangen nach grossen Gütern in unsrer Seele, und Siehe, die Begierden nach Sandstäubchen herrscht an seiner Stelle eben so uneingeschränkt. —

Der Einsiedler fliehet Welt, Schätze, Verwandte und Weiber, und kein Gedanke, keine Anhänglichkeit an dieselben stöhret seine fromme Betrachtung.

Aber

Aber mitten in der Unterhaltung von himmlischer Glückseligkeit sieht er, daß sein kleiner zahmer Vogel sich in einem Gesträuche verwikkelt hat, und ängstlich flattert; sogleich giebt er dem Himmel den Abschied, und läuft nach seinem Vogel. — Das arme Thierchen! Es hat das Bein gebrochen, und schreit vor Schmerz. Der gute gefühlvolle Einsiedler schienet, verbindet, pflegt seinen Vogel eine lange Stunde; sein Brod schmeckt ihm nicht, weil sein kleiner Vogel nicht die herabfallenden Krümchen aufsucht, nicht auf seinem hölzernen Becher sitzt, und sein Wasser kostet. Er denkt an ihn mit Kummer, ehe er einschläft, und läuft am Morgen ängstlich zu seinem Neste, zu sehen: ob er noch lebe? —

Der Mann giebt sich umsonst Mühe, die Natur zu bezwingen. Sie machte ihn zum Menschen, und wenn grosse Vorfälle sein Glück nicht stöhren, so stöhren es kleine.

Warum ist der König so aufgeräumt, daß das Vergnügen sogar fast die königliche Majestät von seiner Stirne gewischt? Hat er eine Schlacht gewonnen? Hat er sein Reich mit einer Provinz vermehrt? Haben ihm seine Stände eine unerwartete Summe verwilliget? Erheyrathet sein Prinz eine Krone? — —

Ach nein! nein! Seiner Majestät ist der Entwurf zu einem neuen Opernballet vorgelegt; —

legt; — Sie haben Ihrem Hofmarschall eine gefährlich stehende Spielparthie, zur Bewunderung des ganzen Hofes, abgewonnen; — Sie haben ein paar vortrefliche Jagdhunde geschenkt bekommen — oder es ist Ihnen sonst ein anderes Glück dieser Art wiederfahren. —

Es braucht ein Geringes, die Federkraft der Seele wirkend zu machen, und Freude oder Traurigkeit in ihr hervor zu bringen. — Auch gilt dieses nicht bloß von den Seelen der Einsiedler und der Könige, sondern auch von den Seelen aller möglichen theoretischen und practischen Weltweisen, die jemals von dem erhabenen Werthe des Menschen, und wie es seine Pflicht sey, seine Zwecke und die Mittel, zu denselben zu gelangen, zu veredlen, geschrieben oder geredt haben. —

Bandwurm.

Was für Unheil dieser bey den Menschen, so damit behaftet sind, anrichte, ist bekannt, und wir haben dafür einer Frau Nuffer zu Murten im Schweizerkanton Bern, ein sehr bewährtes Mittel zu verdanken, welches der König von Frankreich von ihr erkauft, und wir hier bekannt machen wollen, so wie es schon verschie-

verschiedene andere Menschenfreunde bekannt gemacht haben:

Man nimmt drey Quentchen Farrenkrautswurzel sehr fein gestoßen, mischt es in sechs Unzen destillirten Farrenkraut- oder auch Lindenblüthwassers, läßt es den Patienten ganz einnehmen, und spühlt das Glaß, oder den Becher zwey bis dreymal mit dem nehmlichen Wasser aus, daß kein Pulver weder im Glase noch im Munde bleibe. — Kinder bekommen von diesem Pulver ein Quentchen weniger.

Das Wesentlichste bey der ganzen Vorschrift beruhet auf der Farrenkrautwurzel, durch welche der Bandwurm wo nicht getödtet, wenigstens doch so entkräftet wird, daß ihn ein darauf folgendes Laxiermittel vollends abtreiben kann. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eben dieses Mittel auch die übrigen Würmerarten abtreibe.

Abends vorher, ehe die Kur unternommen wird, genießt der Pazient eine Suppe von Brod und Wasser, mit Butter und Salz bereitet, und bald darauf einige Zwiebacke mit einem Glase weißen Wein, und nimmt ein Clystiere von Malvenblättern in Wasser gekocht, mit ein wenig Salz und vier Loth Baumöl vermischt. — Den andern Morgen ganz früh nimmt man das Mittel nüchtern. Es wird nichts

nichts nachgetrunken. Kömmt das Pulver wieder auf, so muß mans wieder verschlucken, und bricht man etwas davon weg, so nehme man gleich eine andere Porzion aufs neue.

Um den Ekel und das Erbrechen zu verhüten, spüle man den Mund mit einem angenehmen Liqueur aus, ohne etwas davon zu verschlucken, oder rieche an Weinessig. Nach einigen Stunden nimmt man zwey bis acht Quentchen englisch Salz, je nachdem der Patient erwachsen ist, in heißem Wasser aufgelößt, nach, und trinkt hernach noch einige Tassen warmen Thee, besonders zwischen den Wirkungen.

Geht der Wurm nicht in einem Klumpen, sondern lang gedehnt ab, so muß man auf dem Becken ruhig sitzen bleiben, und schwachen grünen Thee etwas heiß trinken, aber nicht an dem Wurme ziehen, und wenn er nicht abfallen will, nochmals englisch Salz nehmen.

Kömmt der Wurm gar nicht, so verfährt man des Abends völlig, wie den Tag vorher; und kommt er auch in der Nacht noch nicht, so giebt man früh das Pulver, wie am gestrigen Morgen, und nimmt zwey Stunden drauf auch das englische Salz wieder.

Gewisse Arten der Bandwürmer widerstehen der Kur mehr oder weniger, daher muß man nach Erträglichkeit des Kranken, das

Mittel wiederholen. Eben diese Wiederholung ist nöthig, wenn der Wurm Gliederweise abgeht; man muß ihn so lange verfolgen, bis keine Spur mehr erscheint.

Das Farrenkraut wächst überall in Wäldern, und Gesträuchen. Die Blätter erreichen oft die Höhe von zwey Fuß. Die Pflanze gehört unter diejenigen, die keine Blüthen tragen, und deren Befruchtungsart noch unbekannt ist.

Eigentlich ist dieses Mittel nicht neu, sondern schon den ältesten Aerzten bekannt gewesen; es ist nur vergessen worden, wie es in der Welt mehreren vortreflichen Erfindungen ergangen ist, und noch ergehen wird.

Banianen.

Ist eine aus China stammende Nation, die in Indostan unter den Mogolen ihren Wohnsitz hat. Sie sind alle Heiden, und legen sich einzig und allein auf Manufakturen und den Handel. — Sie sind verständiger, listiger und höflicher, als alle andere Indianer. Es giebt keine Art von Handlung in Persien, oder dem türkischen Gebiete, die nicht größtentheils von ihnen getrieben wird, wie es denn auch in ganz Indien keine Waaren giebt, womit sie nicht handeln.

Die

Die Banianen unterscheiden sich durch ihre Kleidung von den türkischen Glaubensgenossen, denn sie tragen kein langes Haar, scheeren auch ihre Köpfe nicht, wie denn auch die Weiber ihre Angesichter nicht, wie die Mahometaner, bedecken. — Schwarze Zähne werden bey ihnen so hoch geschätzt, daß sie die Europäer mit weißen Zähnen nur Bondra oder Affen nennen.

Sie tragen auch keine Beinkleider, wie die andern Indianer, sondern nur ein Stück seidnen Zeug, welches sie um sich wickeln, und welches bis auf die dicken Beine herunter hängt, worüber sie ihre Hemden tragen, und ihr Oberkleid darüber anziehen, welches sie mit einem Gürtel gürten. Unter diesem haben sie eine enge Weste, deren Ermel nur bis an die Ellbogen reichen. — Sie tragen sammtne, brokadene, und von vergoldetem Leder gemachte Schuhe, die sie mit Riemen an die Füße befestigen, und sie ausziehen, wenn sie in ein Zimmer gehen, worin der Boden gemeiniglich mit Teppichen bedeckt ist. Sie tragen aber hölzerne Schuh, wenn sie auf dem Lande gehen.

Eben bey dieser Nazion ist es eine eingeführte Gewohnheit, daß sich die Weiber nach dem Tode ihrer Männer, mit deren Leichnamen zu verbrennen pflegen, wenn sie anders nicht in

ihrem Wittwenstande in beständiger Verachtung leben wollen. Sie besteigt sodann in ihrem grösten Putze den Scheiterhaufen, nimmt von ihren Freunden den zärtlichsten Abschied, und stürzt sich so in die Flammen. Ihre Freunde gießen eine Menge Oehl auf sie, welches sie bald erstickt, und beyde Körper in Kurzem in Asche verwandelt, die sorgfältig gesammelt, und in eine Urne gethan wird.

Diese barbarische Gewohnheit wurde anfänglich aus einem politischen Grunde eingeführt; denn da die Vielweiberey viel bittere Eifersucht unter den Weibern verursachte, so pflegte es oft zu geschehen, daß diejenigen, die hintangesetzt zu werden glaubten, ihre Männer umbrachten. Um ihnen also das Leben ihrer Männer werth zu machen, wurde verordnet, daß blos diejenigen Weiber, die entschlossen wären, ihren Männern in der andern Welt Gesellschaft zu leisten, und sich, wenn er sterben würde, mit seinem Körper verbrennen ließen, den Ruhm als ehrliche und tugendsame Weiber, und diejenigen, die diese Probe ihrer Liebe nicht ablegen wollten, für unehrlich angesehen werden sollten.

Ihre Priester sind die sogenannten Braminen. Diese unterscheiden sich nur durch dasjenige von andern, was sie um ihre Köpfe tragen, welches aus Leinwand gemacht, und vielemale

lemale um ihren Kopf herumgewickelt ist, ihr heiliges Haar damit zu bedecken, das sie niemals abschneiden. Sie tragen auch zwey Stück Bindfaden auf der bloßen Haut, die von den Schultern quer über die Brust bis an die Lenden herunter gehen, die sie niemals ablegen, wenn sie auch ihr Leben dadurch retten sollten.

Sie stehn wegen ihrer Heiligkeit in solchem Ansehen, daß keine Heyrath für heilig gehalten wird, wenn die Braut nicht dazu von dem Priester durch den ersten Genuß eingeweihet worden ist, zu dem sie jederzeit aus dieser Absicht geführt wird, und der diesen Theil des heiligen Amtes, außer dem emsigen Bitten des Bräutigams, ihn dieser sauren Arbeit zu überheben, sehr hoch anrechnet. — Auf diese Art befriedigt der listige Priester, indem er die Einfalt seiner Heerde hintergehet, seinen natürlichen Trieb, und auch zugleich seinen Geiz nach Wunsch.

Aber das ist noch nicht alles, denn der Ehemann behält gegen seinen Mitgenossen eine so fromme Hochachtung, daß, wenn er eine Reise thut, oder sonst bey einer Gelegenheit nicht zu Hause seyn kann, er ihm seine ganze Familie, besonders aber die Sorge für seine Frau in seiner Abwesenheit empfiehlt, und seine Stelle bis zu seiner Zurückkunft zu vertreten bittet.

Die Frau wendet dagegen ihre Sorge darauf, seine abnehmenden Kräfte durch stärkende Mittel zu ersetzen, worin die indianischen Weiber die geschicktesten in der Welt sind, wie sie denn auch die leichtesten Methoden wissen, ihre Männer bey gewissen Gelegenheiten in die andere Welt zu schicken, ohne daß sie der Gedanke des Verbrennens daran hindern sollte.

Bankerots,

Sind jetzt so häufig, sagt ein philosophischer Schriftsteller, daß man sie gar nicht mehr zum Verbrechen anrechnet. Die Ursache dieser Unordnung entspringt allein daher, daß die Kaufleute die alte Simplizität ihres Standes verlassen haben. Sie haben den Luxus, die Pracht kennen gelernt, und einen ganz andern Aufzug angenommen, als ihnen ihr Gewerbe zum Gesetz macht. — Der Kaufmann ist läppisch, eitel und leichtsinnig geworden. Er wollte schimmern, und sogleich faßte die Betrügerey in seinem Herzen Wurzel.

Die alten Kaufleute wußten es, daß alle Kapitale, welche nicht in der Handlung stehen, für den Kaufmann so gut als todt sind. Ihr Satz war dieser: daß in der Handlung einen

Gro-

Groschen erspart so gut, als ihn gewonnen sey.

Die Fallite werden ein wahres Spiel, und nur, um sich zu bereichern, vervielfältigt. Man bahnt sich nicht mehr durch die langen mühsamen Umschweife den Weg zum Glück, sondern man macht sich durch zwey, drey Abrechnungen sein Leben gemächlich. Ein Fallit von einer Million, bringt ein reines Produkt von 250,000 Thaler. Das ist der Grundsatz!

Was aber ist der Erfolg? Der Kredit, die Seele der Handlung, verschwindet. Alle diese oft aufeinander gefolgten Fallite haben jeden aufmerksam gemacht, und man findet da Schwierigkeiten, wo man vor hundert Jahren gar keine fand.

Ist erst der Fallit bekannt, so giebt es Leute, die man Aerzte für die Gebrechen der zeitlichen Glücksumstände nennt, und die eure Sache führen, ohne daß ihr eine Hand anlegt. Die Gläubiger laufen, kommen, müssen erscheinen, sich aufzeichnen, schwören, und ihre Handschriften rekognosciren lassen. — Der Schuldner sitzt ruhig, und thut nicht einen Schritt aus seinem Hause.

Man muß die Fallite von den Bankerots unterscheiden. Diese sind fast allemal wahrer Betrug. Die ersteren können eine Folge un-

glücklicher Nebenumstände, einer falschen Spekulation und einer Uebereilung seyn, und verdienen mehr Nachsicht.

Würde der Kaufmann sogleich mit der erstern Unordnung hervorrücken, die er in seinem Vermögenszustande wahrnimmt, so würde er gesetzmäßig handeln; aber er offenbart sich nicht eher, als bis er schon im Abgrund darnieder liegt. Es sind indessen mehrere andere mit hineingezogen. So macht ein kleiner Betrug einen noch größern nothwendig. —

Es fehlt noch an klaren, bestimmten Gesetzen über die Fallite und Bankerots. Der dreisteste Betrüger im Kleinen, erscheint mit triumphirender Unerschrockenheit als Betrüger im Großen. Der Unglückliche, der den Gang seiner Glücksumstände nicht zum voraus geordnet hat, erliegt unter den Unkosten des gerichtlichen Verfahrens. Man rottet nur die kleinen Schuldner aus.

Der Gesetzgeber würde durch neue Gesetze, welche nicht dem kleinsten Betruge eine Ausflucht verstatteten, und jeden Mangel von Ehrlichkeit bestraften, mehreren Handlungszweigen neues Leben geben.

Man dürfte keine peinliche Strafen wählen, weil harte Gesetze nie vollzogen werden; aber man müßte mit einer Strenge zu Werke ge-

gehen, die dem Bankerotier gar keine Quelle für sich offen ließe. —

Barbierer.

Dieses Wort kommt, wie bekannt, von dem lateinischen barba her, weshalb ein gewisser Bartolus einen solchen Mann, obgleich sehr unrömisch, barberium nannte.

Nach dem Zeugniß des Varro hat Ticinius Menas zuerst die Barbierer nach Rom gebracht. — Vom Scipio dem Afrikaner kommt die Mode her, sich alle Tage den Bart scheren zu lassen. — Der Kaiser Julian verjagte die Barbierer von seinem Hofe.

Die jungen Römer statteten bey Gelegenheit, da ihnen der erste Bart geputzt wurde, einander geprängvolle Besuche ab. Die Erstlinge des Barts wurden in eine goldene oder silberne Büchse verschlossen, und einer Gottheit, hauptsächlich dem Jupiter Kapitolinus geweiht.

Adrianus führte den Gebrauch wieder ein, lange Bärte zu tragen, um die Narben in seinem Gesichte zu bedecken. — Konstantin ließ ihn abschneiden; Heraklius ließ ihn abermals wachsen, und seit ihm haben ihn alle griechischen Kaiser getragen.

Clodion befahl den Franzosen, ihre Bärte und ihre Haare zum Zeichen ihrer Freyheit, und sich von den Römern zu unterscheiden, zu tragen. — Ludwig der junge ließ den seinigen auf Vorstellung des Peter Lombardus, Bischofs zu Paris, abscheren. Von diesem Zeitpunkte an, wenn man die Kinder vornehmer Leute zum erstenmal scherte, geschah es durch Leute von gleichem, oder noch höherm Stande, und diese wurden dadurch Pathen, oder als angenommene Väter dieser Kinder betrachtet.

Nach Teutschland kamen, der gemeinsten Meinung nach, die Barbierer ums Jahr 1460, unter der Regierung des Herzogs Philip des Guten von Burgund. Die Holl. oder Niederländer scheinen zur Zeit Theodorichs III. Grafen von Holland und Seeland, ohngefähr ums Jahr Christi 1100 die Tonsur und das Bartscheren angenommen zu haben.

Betrachtet man diesen Gegenstand überhaupt etwas ernsthaft und ohne Vorurtheil; so ist nicht zu leugnen, daß das Bartscheren, wie es unter gesitteten Völkern üblich ist, nicht allein zur Reinlichkeit und zum äußerlichen Wohlstande, sondern auch zur Gesundheit dienet, und der erste Erfinder dieser Gewohnheit, wenn gleich seine Absicht vielleicht Eitelkeit, Wollust und Weichlichkeit war, verdient Dank, daß er uns

einen Gebrauch lehrte, der uns nicht allein von rohen, barbarischen Völkern unterscheidet, sondern uns auch, weil wir doch ohne Frauenzimmer und Umgang mit ihnen nicht seyn können, dem schönen Geschlechte gefälliger macht; einen Gebrauch, der zu gleicher Zeit unsre Bequemlichkeit, und das Wohlbefinden unsers Körpers befördert, und, welches noch mehr auf sich hat, tausend sonst müßige Hände in Arbeit und Bewegung setzt, welche sich davon nähren und kleiden, und einen Theil ihres Gewerbs dem Staate, der sie schützt, wieder zufließen lassen.

Basilius.

Dieses Namens der Große, gebürtig aus Kappadozien, war einer der ersten Beförderer des Mönchslebens im 4ten christlichen Jahrhunderte, und hatte sich lange in Egypten aufgehalten, wo ihm die Lebensart der Egyptischen Mönche sehr wohl gefallen hatte.

Nachher kam er nach Kappadozien zurück, wo er sich nicht weit von Cäsarien einen einsamen, jedoch angenehmen *) Ort zu seinem Auf-

*) Man will überhaupt wahrgenommen haben, daß sich die spätern Mönche jederzeit die angenehmsten und fruchtbarsten Landschaften zu Erbauung ihrer Klöster ausgesucht, und hierin dem Exempel unsers großen Basil treulich nachgefolgt sind.

Aufenthalt wählte. Es gesellten sich bald mehrere Leute zu ihm, welches ihn veranlaßte, ihnen eine Regel vorzuschreiben, wornach sie ihr Leben einrichten sollten.

Er war also nicht nur selbst ein Mönch, sondern auch **Vorsteher** mehrerer Mönche. Doch gieng er auch bisweilen in die benachbarten Dörfer und Städte, um die Leute im Christenthum zu unterweisen. Er kam endlich nach Cäsarien, wo er vielen Antheil an den kirchlichen Geschäften hatte, und zuletzt selbst Bischof wurde. Er hat eine Menge Predigten geschrieben, die noch bis auf diese Zeiten erhalten worden.

Da dieser Basilius, wegen seiner Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Standhaftigkeit bey den Verfolgungen der Arianer, in den Morgenländern sehr berühmt war, so ist es geschehen, daß beynahe alle Mönche daselbst und in Griechenland die Regel desselben annahmen, nach welcher sie sich auch noch heutiges Tages richten. In der ganzen griechischen Kirche ist also nur ein Orden, und die Mönche und Nonnen leben alle nach der Regel des h. Basilius; nur daß sich einige Wenige finden, welche sich nach der Regel des h. Antonius, die er den zu ihm getretenen Einsiedlern vorgeschrieben hatte, und die noch heutiges Tages, wiewohl mit einigen Abänderungen, übrig ist, richten.

Bastille.

Dieses französische Staatsgefängniß, sagt St. Foix, ist ein Schloß, welches, ohne befestigt zu seyn, das fürchterlichste in Europa ist.

Alle Staatsgefangnen werden durch die sogenannten Lettres de Cachet in dieses fürchterliche Schloß gebracht, und so bald sie drinne sind, so hört man wenig von ihnen, so verschwiegen geht alles darinn zu. Das Wichtigste, das Sonderbarste, das Eigenste, sagt Mercier, hat sich in ihren Mauern zugetragen, ohne bekannt geworden zu seyn. Stirbt ein Gefangener in der Bastille, so begräbt man ihn in der Nacht um drey Uhr Morgens zu St. Paul. Anstatt der Priester tragen die Kerkermeister den Sarg, und der ganze Regimentsstab dient statt der Begleitung. So entgeht also der Körper der fürchterlichen Gewalt nicht eher, als auf dem Wege nach dem Grabe zu.

Bey dem Regierungsantritt Ludwigs XVI. übten die neuen menschlichgesinnten Ministers damit, daß sie das Verzeichniß der Bastille nachsahen, und viele Gefangne losließen, eine Gerechtigkeit und Gnadenhandlung aus.

Es war ein Greis unter ihnen, der 47 Jahr hindurch innerhalb den vier kalten dicken Mauern

Mauern eingeschlossen geseufzet hatte. Abgehärtet durch Widerwärtigkeiten, die einen Mann, wenn sie ihn nicht tödten, hart machen können, hatte er die Langeweile und die Schrecken der Gefangenschaft mit einer männlichen muthvollen Standhaftigkeit ertragen. Seine schneeweißen, wenigen Haare hatten beynahe die Härte des Eisens, und sein so lange in einem eisernen Sarge eingekerkerter Körper, so zu sagen, eine unauflösliche Festigkeit in derselben gewonnen.

Mit einemmale rasselt die kleine Thüre seines Grabes in ihren knirrenden Angeln, öfnet sich, nicht halb, wie gewöhnlich, und eine unbekannte Stimme sagt es ihm, daß er aus seinem Kerker herausgehen könne.

Er hält das alles vor einen Traum. Er bedenkt sich, steht auf, wandelt mit einem zitternden Schritte seinen Weg, und verwundert sich über den weiten Raum, den er durchgeht. Die Treppe des Gefängnisses, der Saal, der Hof, alles scheint ihm groß, unübersehbar, und fast ohne Gränzen. Er bleibt, wie verirrt und verlohren stehen, kaum, daß seine Augen das Licht des vollen Tages ertragen können; er schaut den Himmel, als einen neuen Gegenstand an, sein Auge starrt, und — kann nicht weinen. — Erstaunt, daß er seinen Aufenthalt verändern kann, bleiben seine Füße wider

seinen

seinen Willen eben so unbewegsam, als es seine Zunge ist. Endlich wagt er sich aus der furchtbaren Pforte heraus.

So wie er das Rütteln des Wagens, der ihn nach seiner alten Wohnung hinbringen sollte, zu fühlen anfieng, so stieß er ein unzusammenhängendes Geschrey aus. Er konnte die ausserordentliche Bewegung desselben nicht ertragen, und man mußte ihn aussteigen lassen.

Von einem mitleidigen Arme geleitet, verlangte er in die Strasse, in welcher er gewohnt hatte. Er kam in derselben an, aber sein Haus war nicht mehr, und ein anderes öffentliches Gebäude stand auf dem Platze desselben. Er erkannte weder das Quartier, noch die Gegenstände wieder, die er ehedem daselbst gesehen hatte. Die in sein Gedächtniß eingeprägten Wohnungen seiner Nachbaren hatten eine neue Gestalt gewonnen. Umsonst schauten seine Blicke nach allen Figuren umher, er sah nicht eine einzige unter ihnen, von welcher er nur die kleinste Erinnerung gehabt hätte.

Betäubt blieb er da stehen, und stieß einen tiefen Seufzer aus. Es mochte diese Stadt noch so sehr mit lebenden Geschöpfen bevölkert seyn; für ihn waren diese Geschöpfe ein todtes Volk. Es kannte ihn keiner, und er kannte keinen wieder. Er weinte und beklagte sein Gefängniß.

Bey dem Namen der Bastille, die er anrufte, und als einen Schutzort wieder foderte, bey dem Anblick seiner Kleidung, die ein vergangenes Jahrhundert ankündigten, umringte man ihn. Die Neugierde und das Mitleiden drängten sich um ihn herum; es fragteu ihn die ältesten Leute aus, und sie hatten doch kein Bewustseyn von den Thatsachen, deren er sich erinnerte. Man führte ihm endlich einen grau gewordenen Bedienten, den alten Thürhüter, mit zitterndem Knie zu, welcher, seit funfzehn Jahren in seinem Kämmerchen eingeschlossen, nicht mehr so viel Kraft hatte, daß er die Thürschelle ziehen konnte. Er erkannte den Herrn nicht wieder, dem er gedient hatte; aber er sagte es ihm, daß seine Frau vor dreyzig Jahren aus Kummer und Elend gestorben; alle seine Kinder in unbekannte Himmelsstriche hingezogen, und alle seine Freunde nicht mehr wären.

Der Unglückliche seufzte, und seufzte allein. Diese zahlreiche Menge Volks, die lauter fremde Gesichter für ihn waren, machte ihm den äusserften Grad seines Elends fühlbarer, als die schreckbare Einsamkeit, in welcher er gelebt hatte.

Vom Schmerze darnieder gebeugt, gieng er zu dem Minister, dessen großmüthiges Milleiden ihm mit der ihn drückenden Freyheit ein Geschenk machte. Er verbeugte sich mit den

Worten:

Worten: „Erweisen Sie mir die Gnade, mich wieder in das Gefängniß zurück zu führen, aus welchem Sie mich herausgerissen haben. Wem ist es möglich, den Hingang aller der Seinigen zu hören, ohne das Grab zu wünschen? wem es möglich, seine Verwandte, seine Freunde, und ein ganzes Menschengeschlecht zu überleben? Alle diese Todesfälle, welche für andre Menschen nur nach und nach, und Stufenweise erscheinen, haben mich in einem und demselben Augenblicke geschlagen. Von aller Gesellschaft abgesondert lebte ich allein mit mir selbst. Hier kann ich nicht leben, weder mit mir selbst, noch mit den neu angewachsenen Menschen, für welche meine Verzweiflung so gut als ein Traum seyn würde. Zu sterben ist nicht fürchterlich, aber als der Letztere zu sterben, das ist fürchterlich.“

Der Minister wurde gerührt. Man gab diesem Unglücklichen den alten Thürhüter zu, der ihm von seiner Frau und seinen Kindern vorschwatzen konnte. Sich von ihnen zu unterhalten, war sein einziger Trost. Er wollte mit dem neuen Menschengeschlechte nicht leben, dessen Entstehung er nicht gesehen hatte. Er wählte sich mitten in der Stadt einen eben so einsamen Aufenthalt, als das Loch war, das er beynahe seit einem halben Jahrhundert bewohnt hatte. Kummer, daß er nicht eine einzige

Person antraf, die ihm sagen konnte: „wir haben uns schon ehedem gesehn,“ endigte seine Tage bald. —

Der Grund zu diesem fürchterlichen Gebäude ist 1396 den 22. April gelegt worden, der Erbauer desselben heißt Aubriot. — Er war ein Burgunder von Geburt und Prevot von Paris, und hatte das Schicksal eines Walrabe; denn er wurde der Kezerey beschuldigt, und zu einem ewigen Gefängniß verdammt, doch entrann er, und starb bald hernach in seinem Vaterlande.

Bathildis.

Im siebenten Jahrhundert verheerten die Dänen, oder Normänner, alle Seeküsten Europens. Sie plünderten die Häuser, und führten alle diejenigen gefangen hinweg, die sie antrafen.

Unter vielen Personen, die sie in England hinweg geführt hatten, befand sich auch ein junges Frauenzimmer, Namens Bathildis, aus dem königlichen Geblüte der Sachsen. Da sie ihrer Gewohnheit nach die Sklaven verkauften, gefiel dieses Frauenzimmer einem der Offiziere des Archembalt, Major Domus des Dagobert I. Er kaufte sie um einen sehr wohlfeilen Preis, und verehrte sie seinem Herrn. Jemehr

Jemehr dies Kind an Jahren zunahm, jemehr entwickelten sich ihre Schönheit und ihre Reitze. — Ein einnehmendes Gesicht, eine majestätische Gestalt, und edle Manieren zogen ihr bald die Blicke und die Seufzer der Herren zu, die sie beym Archembalt sahen. Er selbst ward aufmerksam darauf, und sein Herz bezahlte bald seiner schönen Sklavin den Tribut der Zärtlichkeit. Die Freyheit, die er ihr schenkte, war davon das erste Pfand. Er selbst wurde ihr Sklave, und kannte kein anderes Vergnügen mehr, als die reizende Bathildis zu sehen, zu hören und zu bewundern; aber sie wußte mit der größten Freundlichkeit einen gewissen Stolz zu vereinigen, der dem Major Domus Hochachtung einflößte. So oft er den Mund öfnete, mit ihr von seiner Liebe zu reden, so verschloß sie ihn, ohne daß er etwas gesagt hätte. Er konnte nichts als seufzen, und ein Blick der Bathildis goß in sein Herz die höchste Wonne.

Endlich starb seine Gemahlinn, und nun glaubte er, dieser Schönen das Geständniß seiner Liebe ablegen zu können, ohne ihre Tugend zu beleidigen. Er bot ihr also seine Hand an. Aber Bathildis, die sich immer erinnerte, was sie ihrer Geburt schuldig war, hatte die Geschicklichkeit, dem Antrag des Archembalt auszuweichen, ohne daß sie ihn zu verach-

ten schien; und da er sein Andringen verdoppelte, so begab sie sich in eine Wohnung, die von der seinigen entfernt war, aus der sie nicht eher kam, als bis sie hörte, daß er eine andere Gemahlinn genommen hatte.

Endlich sah sie Clovis II., König v. Frankreich, und wurde von ihrer Schönheit so entzückt, daß er sie von seinem Major Domus verlangte, und sich mit ihr vermählte. Ihre Schönheit erhub sie auf den Thron, ihre Tugend machte sie auf demselben bewundernd. — Die Königinn Bathildis war die Königinn der Armen, der Trost der Unglücklichen; mit einem Worte, sie zeigte ihre Macht durch nichts, als durch ihre Wohlthaten.

Nach dem Tode des Clovis wurde sie zur Regentinn des Königreichs erklärt, und theilte ihre Sorgen unter der Regierung des Staates, und unter der Ausübung der Religion. Sie besetzte die Aemter nur mit solchen Leuten, die fähig waren, ihnen vorzustehen. — Sie begab sich endlich in die Abtey Chelles, die sie gestiftet hatte, wo sie in der Ausübung aller Tugenden lebte und starb. Die römische Kirche setzte sie unter die Zahl der Heiligen.

Bathurst, Allen,

Lord von England, gebohren im Jahr 1684, war der älteste Sohn von Sir Benjamin Bathurst, und bekleidete von 1705 eine Stelle im Parlament für den Flecken Cirencester, bis ihn die Königinn Anna wegen seiner grossen Verdienste zur Würde eines Pairs erhob, und ihm 1711 den Titel gab: Lord Bathurst, Baron Bathurst von Battlesden in Bedfordshire.

Als Lord und Mitglied des Oberhauses redete er seine Herzensmeynungen frey heraus, und widersetzte sich sonderlich unter der Regierung Georgs I. und Robert Walpole's Verwaltung den Maßregeln des Hofes.

Im Jahr 1742, als Walpole weggeschafft war, ward Lord Bathurst in den geheimen Rath genommen. 1757 ward er Schatzmeister des jetzigen Königs, damaligen Prinzen v. Wallis, bey dessen Regierungsantritt er zwar auf der Liste der geheimen Räthe stehen blieb, aber seines hohen Alters wegen keine Bedienung annehmen wollte.

Er war ein Freund von Addison, Swift, Pope, und der berühmtesten schönen Geister seiner Zeit; daher die englischen Dichter ihn oft besungen, und in ihren Werken seinen Nahmen unsterblich gemacht haben.

Der berühmte Lorenz Sterne (oder Yorick) der ihn auch besuchte, sagt von ihm: „Er hat eine eigentliche Anlage, sich vergnügen zu lassen, und mehr Stärke, als mir bey keinem andern Menschen bekannt ist, andre zu vergnügen; dazu ist er ein Mann von Gelehrsamkeit, Herablassung und Empfindung.“

Er besaß eine ausserordentliche Munterkeit bis in sein hohes Alter und war nur wenige Tage krank. Er starb auf seinem Landguthe Cirencester den 16. Sept. 1765 in seinem 91sten Jahre. Die Gelehrten Englands verlohren an ihm einen grossen Beschützer.

Baviere.

In den vierziger Jahren brauchte ein österreichischer General nach der Eroberung Bayerns öfters den Ausdruck: notre Baviere. — Ein französischer Offizier, der wegen Auswechslung der Gefangnen mit ihm unterhandeln sollte, hörte lange zu, und sagte endlich: Monsieur! nous avons une chanson, dont le refrain est: Quand j'ai bien bu, toute la terre est à moi. — Man sagt: der General liebte ein wenig den Trunk.

Bayard.

Bayard.

Es ist schon viel von diesem berühmten Ritter, und von seinen Tugenden geschrieben worden — aber eben deswegen, weil er so wenig seines Gleichen hat, so kann man seiner nicht zu oft erwähnen. — „Ich würde, sagt Mauroy, den Edelleuten rathen, daß sie ihren Kindern, statt fabelhafter Bücher, die Geschichte des Ritter Bayard lesen ließen, wo sie statt eiteln Gesprächen sehr viel finden würden, ihren Geist zu bilden, und den Saamen der Tugenden, welchen die Natur in sie gelegt hat, zu stärken.“

Die christlichen und militärischen Tugenden dieses berühmten Helden hatten ihm bey seinen Zeitgenossen den ruhmvollen Titel des tapfern und untadelhaften Ritters erworben. Die ersten Proben von seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit gab er bey den Tournierspielen.

Wenn man diesem Ritter in seinen Feldzügen folgen wird, so wird man oft Gelegenheit haben, seine Großmuth, und seine Seelengröße anzurühmen. Mehrere mayländische Städte, die wider Ludwig XII. rebellirten, unterwarfen sich den neuen Truppen, welche dieser Fürst abgeschickt hatte, sie zum Gehorsam zu bringen. Die Deputirten dieser Städte, in der Absicht, sich den französischen Generalen geneigt zu machen, boten ihm sehr schöne Silbergeschirre

schirre an. — Der General, sein Mißvergnügen zu bezeugen, befahl den Deputirten, sie zurück zu nehmen; als er aber einen Augenblick darauf den Bayard gewahr wurde, sagte er zu ihm: „Nehmt alles dieses Silbergeschirre; ich schenke es euch für eure Küche.“ — „Ich danke euch davor, antwortete Bayard — der Himmel bewahre mich, daß ich etwas von dem, was von schlechten und meineidigen Unterthanen kömmt, für mich behalten sollte; das würde mich nur unglücklich machen.“

Er nahm alsdenn das ganze Silbergeräthe, und vertheilte es Stück vor Stück unter die Soldaten. Der Geschichtschreiber hätte noch hinzusetzen können, daß Bayard damals vier und zwanzig Jahr alt war, und nicht zehn Thaler in seinem Beutel hatte.

Die Stadt Bresse, die im Jahr 1512 wider die Franzosen, die sich seit der Schlacht bey Aignadel Meister davon gemacht, einen Aufruhr erregt hatte, wurde überfallen, eingenommen und geplündert. Bayard, der zu Anfang der Belagerung verwundet wurde, ließ sich in das Haus eines Edelmanns bringen, der zwo Töchter von einer seltenen Schönheit hatte. Der Ritter sorgte auf das strengste, daß ihnen nichts zu Leid geschah, und stellte zween Soldaten vor ihre Thür, denen er eine Summe von acht hundert Thalern gab, um sie wegen

des

des Opfers schadlos zu halten, das sie ihm machten, nichts zu rauben.

Als er sich nach wenig Tagen, da er noch nicht einmal vollkommen hergestellt war, entschlossen hatte zur Armee abzureisen, warf sich die Frau vom Hause zu seinen Füßen. „Das Kriegsrecht, sagte sie zu ihm, macht Sie zum Herrn über unsre Güter, und unser Leben, zugleich haben Sie uns unsre Ehre gerettet. Indessen hoffen wir doch von Ihrer Großmuth, daß Sie nicht zu strenge mit uns verfahren, und sich begnügen werden, dieses kleine Geschenk anzunehmen, welches mehr nach unsern Glücksumständen, als unserer Erkenntlichkeit eingerichtet ist.“

Hierauf bot sie ihm ein stählernes Kästgen an, das voll Dukaten war. Bayard lächelte dabey, und fragte sie: „wie viel darinnen wäre?“ Die Dame, welche besorgte, er möchte das Geschenk zu gering finden, antwortete ihm mit Zittern: „Zweytausend fünfhundert, mein Herr! wenn ihnen aber dieses zu wenig dünkt, so werden wir alles mögliche anwenden, mehr aufzutreiben.“

„Nein, Madame, sagte der Ritter, ich verlange kein Geld; die Sorgfalt, die Sie für mich gehabt haben, übertrift die Dienste weit, die ich Ihnen habe leisten können.“

Die wegen einer so seltenen Mäßigkeit weit mehr erstaunte, als zufrieden gestellte Dame, warf sich aufs neue zu den Füßen ihres Wohlthäters und sagte ihm: daß sie nicht eher aufstehen würde, bis er dies kleine Merkmal ihrer Erkenntlichkeit würde angenommen haben. „Weil Sie's also durchaus haben wollen, versetzte Bayard, so will ichs Ihnen nicht abschlagen. — Könnt' ich nicht die Ehre haben, von Ihren Fräulein Töchtern Urlaub zu nehmen?“

Als sie erschienen, dankte ihnen der großmüthige Krieger für ihre ihm so treu geleisteten Dienste, und bedauerte, daß er ihnen kein Merkmal seines Andenkens zurücklassen könne. „Aber Kriegsleute, setzte er hinzu, haben selten Kleinodien, die sich für Mädchen von Ihrem Stande schicken. Ihre Frau Mutter hat mir ein Geschenk von 2500 Dukaten gemacht; ich gebe jeder von Ihnen 1000 zum Heyrathsguthe, die übrigen 500 bestimme ich für die Ordensgeistlichen dieser Stadt, die man geplündert hat, und ersuche Sie, ihnen diese Summe auszutheilen.“

Bayard konnte Schwachheiten haben; aber die Tugend hatte immer noch so viel Macht über ihn, daß sie ihn an seine vornehmsten Pflichten erinnerte.

Als er zu Grenoble wohnte, hatte er einen Kammerdiener, der sehr geschickt war, die Neigungen seines Herrn zu nutzen, und sich nothwendig zu machen; dieser allzubereitwillige Diener führte ihm bey der Nacht ein junges Mädchen zu, deren Reizungen er nicht genug anrühmen konnte. Allein diese liebenswürdige Person, statt den Ritter mit Fröhlichkeit und Vergnügen aufzunehmen, warf sich mit weinenden Augen zu seinen Füßen.

„Gnädiger Herr, sagte sie, entehren Sie ein unglückliches Schlachtopfer des Elendes nicht, das ihre Tugend vertheidigen sollte.“ Diese Worte rührten den Bayard, er versetzte: „Stehet auf, meine Tochter, ihr werdet mein Haus viel tugendhafter und glücklicher verlassen, als ihr es betreten habt.“

Auf seine Fragen hörte er, daß sie die Tochter eines armen in einem Treffen gebliebenen Edelmanns sey, und daß ihre in die äuserste Armuth gebrachte Mutter die Ehre dieser Unglücklichen zum erstenmale habe verkaufen wollen. Er brachte sie sogleich in einen sichern Ort, und den Tag darauf ließ er ihre Mutter rufen. Nachdem er ihr die verdienten Vorwürfe gemacht hatte, gab er ihr 600 Thaler, ihre Tochter mit einem rechtschaffenen Manne zu verehelichen, der sie mit dieser Morgengabe nahm. — Er setzte

noch

noch 100 hinzu, die Kleider und übrigen Hochzeitsausgaben zu bestreiten.

Bayard folgte dem Admiral Bonnivet in Italien, und wurde von einer Musketenkugel, als man sich im Jahre 1524 bey Rebec zurückziehen mußte, verwundet. Als er vernahm, daß diese Wunde tödtlich wäre, ließ er sich unter einen Baum also legen, daß sein Gesichte gegen die Kaiserlichen gekehrt war; „Denn, sagt' er, da ich den Feinden niemals den Rücken zugewendet habe, so will ich auch nicht am Ende meines Lebens damit anfangen.“

Ein schlecht befestigter Platz war für Bayarden nie eine zureichende Ursache zur Uebergabe: „Es giebt keinen schwachen Platz, sagte er, wenn sich tapfere Leute zu seiner Vertheidigung finden.“

Kurz: Tapferkeit, Großmuth und Wohlthätigkeit waren die hervorstechenden Tugenden dieses Mannes, in dessen Fußtapfen zu treten sich jeder Edelmann befleißigen sollte.

Begeisterung.

Ist eine erhitzte Wirksamkeit der Seele, die sich entweder in den Begehrungskräften oder den Vorstellungskräften zeigt. — Sie hat ihren

ihren Ursprung in dem lebhaften Eindrucke, den ein Gegenstand auf die Seele macht.

Die erstere Art wird von wichtigen leidenschaftlichen Gegenständen erweckt, wo keine deutliche Vorstellung statt findet, und der Geist nicht sowohl den Gegenstand sieht, als vielmehr dessen Wirkung auf das lebhafteste fühlt.

Dieses ist der Enthusiasmus des Herzens, welcher das blos Eingebildete oder Mögliche, das Abwesende, ja auch das Zukünftige als wirklich ansieht. — Alles, was jemals mit einiger Beziehung auf die gegenwärtige Empfindung in der Seele gelegen, drängt sich mit Macht hervor. Daher die Leichtigkeit, die Stärke, der Ueberfluß und die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, die seltsame und träumerische Verbindung der Vorstellungen.

Die andere Art der Begeisterung äußert ähnliche Erscheinungen in der Vorstellungskraft, und entsteht von der Größe, dem Reichthum oder der Schönheit des Gegenstandes. Hier muß eine deutliche Entwicklung statt finden. Die Seele strengt sich an, alles an dem Gegenstande in der größten Klarheit zu sehen, ihn ganz zu fassen, und zu entwickeln. Die anhaltende Betrachtung desselben sammelt in der Seele eine Menge Vorstellungen, die, wie Saamenkörner, in einem fruchtbaren Boden un-

unbemerkt keimen, sich nach und nach entwikkeln, und zuletzt bey Gelegenheit, wenn ein ungewöhnlich heller Gedanke in der Seele aufsteigt, plötzlich aus der Dunkelheit hervorkommen. —

Der Hauptgegenstand mit allem, was sich darauf bezieht, erscheint nun in der Klarheit des hellesten Tages; die Aufmerksamkeit ist ganz auf ihn gerichtet; alle Nerven sind gespannt; selbst die Wirkung der äußern Sinne wird gehemmt. — Daraus entsteht die lichtvolle, kräftige, natürliche Darstellung, die Mittheilung des Feuers, welches den Künstler erhitzte.

Belustigungen.

Sind zu gewissen Zeiten nöthig, um die Gemüther derer, die sich ernsthaftern Wissenschaften, oder wichtigen Geschäften gewidmet haben, aufzuheitern.

Man findet aber gemeiniglich, daß nur Wenige Verstand genug haben, solche Ergötzlichkeiten zu wählen, die ihrem Charakter angemessen sind, den sie in ihren verschiedenen Ständen behaupten. Diese Wahl hängt daher nicht von der Willkühr oder Eigensinne ab, son-

dern

dern muß blos durch einen guten Geschmack geleitet werden.

Der Ausdruck: Geschmack, wird gemeiniglich so übel angewendet, und der Gebrauch davon ist so streitig, daß die wichtige Bestimmung desselben oft viele Mühe erfordert. — Es würde ungereimt seyn, wenn man zur Erlangung dessen, was vom Genie und der Erziehung abhängt, gewisse Regeln festsetzen wollte. Der Geschmack kann verbessert, aber nicht erworben werden.

Viele Leute schränken ihre Begriffe vom Geschmacke, vornehmlich auf die Kleidung ein; und in diesem Stücke muß man bemerken, daß diejenigen den besten Geschmack zeigen, die ihren Rang, ihr Vermögen, Alter, Person und Beruf um Rath fragen. Es verräth hiebey nichts mehr einen offenbaren Mangel des Geschmacks, als ein gewisses Ansehn, welches das Bewußtseyn eines eingebildeten Vorzugs bey sich führt, den einige Leute durch den Zusatz der Kleidung zu erlangen glauben. *)

Eine

*) Man erinnert sich hiebey einer Geschichte von einem türkischen Gesandten am Hofe Ludwigs XIV. Der Gesandte hatte seinen öffentlichen Einzug in Paris gehalten, und war vom Könige unter einem reichen Staatshimmel in dem Palais der Thuillerien empfangen worden. Die Kleidung des Königs war

Eine Tragödie oder Komödie ist gewiß die vernünftigste Belustigung, welche der menschliche Witz bisher noch erfunden hat, indem darin das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden ist. Fast alle Stände sind fähig, ein Vergnügen an einer Vorstellung von dieser Art zu empfinden. Es wird daher eine Aufmerksamkeit auf das Theater allezeit den guten Geschmack eines Zeitalters anzeigen, so wie die Vernachläßigung desselben das Gegentheil zu erkennen giebt.

Eine Oper hat in der That auch viele Reize für diejenigen, welche ein musikalisches Ohr und eine Kenntniß von der Sprache haben, worin-

war bey dieser Gelegenheit sehr prächtig, und besonders mit vielen Juwelen geziert. Nach der Zeremonie bezeigte der Gesandte seine ausnehmende Zufriedenheit über die gute Aufnahme, und sagte vieles zum Lobe des Verstandes und der Person des Königs. Ein junger französischer Edelmann, der diese Lobeserhebungen mit der äußersten Ungeduld anhörte, fragte ihn mit einiger Lebhaftigkeit, ob Se. Exzellenz nicht die erstaunliche Menge von Diamanten auf seiner Kleidung bemerkt hätte? „Nein, gewiß nicht, antwortete der Gesandte, ich war zu aufmerksam auf seinen Verstand und Person, als daß ich seinen äußerlichen Staat hätte bemerken können. So oft der Großsultan, mein Herr, öffentlich erscheint, so ist das Geschirr seines Pferdes wenigstens eben so kostbar.“

worinnen sie abgefaßt ist. Weil aber nur wenige Personen entweder das Eine oder das Andere besitzen, so sind doch viele von denen, die sie besuchen, nicht allein wegen ihres Mangels des Geschmaks zu tadeln, sondern auch ihre öftere Kränkung zu bedauern, die sie natürlicher Weise bey dem angenommenen Scheine des Geschmacks haben müssen.

Die gemeinste Art sich zu belustigen ist untern allen Geschlechtern gewöhnlich die Besuchung der Tanzböden und der Wirthshäuser, daß aber erstere denen jungen erhitzten Mädchen viel Gefahr dräuen, und letztere gewöhnlich der Ruin der mehresten Mannspersonen sind, die sich diesen Vergnügungen zu stark überlassen, dies braucht so wenig eines Beweises, als man täglich durch häufige Beyspiele davon genugsam überführt wird.

Benedikt.

Dieser berühmte Pabst, grösser als die mehresten seiner Vorgänger, hatte zu viel Geist, als daß er nicht über das Etikette seiner Vorgänger hätte spotten, oder sich ihm unterwerfen sollen.

Er gieng oft zu Fuße aus, einen Stab in der Hand, ohne sich darum zu bekümmern, ob

er über den Sand gehe, den man nach Gewohnheit auf die Gassen streuet, wodurch er geht. Oft verließ er seinen Weg, um in kleine abseitige Gassen zu kommen, welche zu betreten sich seine Vorgänger nicht getrauet hätten, aus Furcht, etwas von ihrer Würde zu vergeben; er blieb mannigmal bey den Eingängen der Gasthöfe stehen, und hörte mit Vergnügen dem Volke zu, welches sich beym Trunk belustigte. „Wie gut, sagte er, muß der Wein darin schmecken!“

Er war ein Feind des Despotismus, bekümmerte sich wenig um seine Familie, und suchte sie nicht zu erheben. —

Eines Tages kam ein Mönch mit weinenden Augen zu ihm; der heil. Vater fragte ihn mitleidvoll um die Ursache seiner Betrübniß. Der Mönch stand lange an, und sagte endlich; er hätte aus einer Offenbarung vernommen, daß der Antichrist gebohren worden sey. Benedikt, statt zu lächeln, wie es vielleicht ein anderer gethan haben würde, der mehr Geist zu haben geglaubt hätte, fragte ihn: Wann? der Mönch versetzte: „Vor vier Jahren“ — „Gut, sagte der heil. Vater, das ist eine Sache für meinen Nachfolger.“

Benedikt *), d. H.,

Unter allen Ordensstiftern ist dieser noch am mehresten zu loben, daß er seinen Mönchen Handarbeit, Gebet, Studieren, und Unterweisung der Jugend zum ewigen Gesetze gemacht" **). Es ist gewiß, daß Handarbeit der damaligen Beschaffenheit der Länder sehr nützlich war. Da sie versuchten, verödetes Erdreich urbar zu machen, Moräste auszutrocknen, Wälder auszuroden, so war es natürlich, daß den Benediktinern, die sich durch schwere Handarbeiten abmatten mußten, die Lust zu schwärmerischen Projekten vergieng; daß auch diejenigen, welche zum studieren vorzüglich bestimmt waren, keine Muße hatten, solchen Ideen nachzuhängen; — daß nicht nur Wissenschaften, sondern auch vorzüglich Künste und Handwerke nirgends so sehr, wie in Benediktinerklöstern blühten, — daß daher sich bey denselben gar bald grosse Reichthümer und

*) Er lebte im 6ten Jahrhunderte.

**) Man freuet sich immer, sagt Zimmermann, hieraus zu sehen, daß die Benediktiner des übrigens sehr dummen sechsten Jahrhunderts, doch nicht solche armselige Tröpfe und wilde Idioten waren, als gegen das Ende unsers aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts die hochwürdigen Herrn Benediktiner in B—rn.

Ländereyen gesammelt, und daß man sie an die Höfe der Könige zog, wo sie alles unter ihre Gewalt bekamen, als Kanzler und Räthe.

Wenn's Jemand dort auf dem Berge Kasino unserm guten Benedikt von Nursia, diesem eigentlichen Stifter aller abendländischen Mönche, gesagt hätte, daß seine Söhne und Nachfolger mit der Zeit gleichsam Beherrscher der Staaten werden sollten, wie würde einen dieser heilige Mann angestaunt haben! — Selbst ein Engel vom Himmel hätt's ihm sagen dürfen, und er würde es noch für Täuschung gehalten haben! — Aber, sieh herunter, Freund Gottes, auf unsern Erdball, sieh! es ist nicht Täuschung, sondern reelle Wahrheit! Sieh dort, wie deine Söhne und Nachfolger nicht nur in ihren Klöstern als unumschränkte Monarchen ihrer Mitbrüder herrschen, sondern in dem grossen und wichtigen Landesrath unter dem Titel der Kirchenprälaten mit Inful und Stabe als Landesväter schimmern! — —

Bescheidenheit.

Ist eine Tugend, die über die schönsten Handlungen einen Schleyer zu verbreiten scheint, und mit all' ihrer Besorgniß, sie zu verdecken, doch wider

wider Willen dazu dient, sie noch mehr zu erhöhen, und ihnen einen Glanz zu geben, der sie in ein noch weit helleres Licht setzt.

Niger, der den Titel eines Kaisers im Orient annahm, schlug die Lobrede aus, die man ihm zu Ehren öffentlich halten wollte, und machte sich dadurch ihrer um noch so mehr würdig. „Haltet sie den alten Helden, sagte er, damit ihre Thaten uns selbst belehren, was wir thun sollen; denn einen noch lebenden Menschen, zumal einen Fürsten, loben, heißt eigentlich, ihn zum besten haben; weil man ihn nicht in der Absicht lobt, seine gute Handlungen zu erheben, sondern ihm zu schmeicheln. Ich für meine Person will, weil ich lebe, geliebt, und nach meinem Tode erst gelobt seyn.“

Das römische Volk und der Senat, voll Erkenntlichkeit und Hochachtung gegen Markus Aurelius, wollten ihm Tempel und Altäre errichten, aber der philosophische Monarch schlug diese Ehrenbezeigung standhaft aus. „Die Tugend allein, sagte er, macht den Menschen den Göttern gleich. Für einen gerechten Fürsten ist die ganze weite Welt ein Tempel, und rechtschaffene Leute sind die Priester und Diener drinnen.“

Gassendi, einer der vorzüglichsten Philosophen, die Frankreich je gehabt hat, war im-

mer sanft, höflich, gefällig, und besaß bey all seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit auch noch das Verdienst der Bescheidenheit. —

Einmal reiste er mit einem gewissen Rath Maridal, der ebenfalls ein sehr gelehrter Mann war, und mit im grossen Rath saß, von Paris nach der Provence. — Sie giengen über Lyon und Grenoble, und wohnten beständig beysammen, ohne daß der Rath unsern Philosophen anders kannte, als unter dem Titel eines Probstes von den sogenannten Würdigen, den er eben erhalten hatte.

Zufälliger weise begegnete Maridal im letzten Orte einem Bekannten, der ihm nach den ersten Komplimenten sagte: daß er eben im Begriff wäre, einem grossen und berühmten Philosophen seine Aufwartung zu machen, der ehemals in dieser Stadt gewohnt hätte, und Gassendi hieße. —

So wie der den Namen hörte, bat er seinen Freund, daß er ihm erlauben möchte, mit zu gehen. — „Ich habe, sagte er, so viel Rühmens von ihm gehört, und schon seit langer Zeit so sehr gewünscht, ihn zu kennen, daß ich diese Gelegenheit unmöglich vorbey gehen lassen kann.“ Aber wie groß war nicht sein Erstaunen; als ihn sein Freund nöthigte, wieder zurück in den Gasthof zu gehen, wo sie bey-

de

de wohnten, und ihn zu dem Probst führte, der niemand anders, als Gassendi selbst war.

Er konnte sich von seinem Erstaunen kaum wieder erholen, und gar nicht aufhören, die Bescheidenheit dieses grossen Mannes zu bewundern, der auf der ganzen Reise nicht ein Wort gesagt hatte, das ihn hätte verrathen können.

Als der Markis von Effiat die Prinzessin Henriette Marie, Karls I. Gemahlin nach London führte, so verlangte ihm sehr, den Lord Bakon kennen zu lernen, der um die Zeit eben krank war. Bakon nahm den Besuch des Markis, aber im Bette, und zwar bey zugezogenen Vorhängen an. „Sie haben viel ähnliches mit den Engeln, Mylord, sagte Effiat; wir glauben, daß sie Wesen höherer Art sind, und hören zwar öfters von ihnen reden; müssen aber immer des Trostes entbehren, sie zu sehen.“ — „Herr Markis, antwortete der Kranke, Ihre Gütigkeit nöthigt sie zwar, mich mit den Engeln zu vergleichen, aber meine Schwäche beweiset mir nur mehr als zu sehr, daß ich Mensch bin.“

Der durch seine unbescholtene Sitten sowohl, als durch seine wahre männliche Beredsamkeit so berühmte Parlamentsadvokat, Cochin, war um so mehr verehrungswürdig, weil er mit seinen anderweitigen Verdiensten auch wahre Gottesfurcht und Bescheidenheit verband.

Eine Dame von Stande, der er in einem Prozesse diente, sagte ihm vor dem ganzen Kollegium: „Ihre Beredsamkeit, Herr Cochin, erhebt Sie so weit über alle andere Menschen, daß, wenn wir noch im Heydenthume lebten, ich Sie als den Gott der Beredsamkeit anbeten würde.“ — „Gnädige Frau, erwiederte der bescheidene Redner, bey der Wahrheit der christlichen Religion bleibt dem Menschen nichts übrig, wovon er die Ehre sich zueignen könnte.“

So wie wahre Bescheidenheit die liebenswürdigste Tugend ist, eben so ist die falsche der hassenswürdigste Gegenstand jedes rechtschaffenen Mannes. Denn jene ist der Tugend Schutzengel, diese ihr Teufel. Falsche Bescheidenheit führt den Menschen nicht nur bisweilen zu wohlstandswidrigen Handlungen, sondern oft gar zu wahren Verbrechen.

Besuchameisen.

In Paramaribo, einer holländischen Pflanzstadt in der Provinz Surinam, an der mitternächtlichen Küste des mittäglichen Amerika, giebt es Ameisen, welche die Portugiesen mit Grunde Besuchameisen nennen. — Sie kommen Haufenweise. Wenn man sie kommen sieht, so öfnet man alle Schränke in den

Häusern

Häusern, sie drängen sich hinein, rotten Ratzen, Mäuse, und alle dergleichen schädliche Thiere aus, als wenn sie eigends von der Natur abgesendet würden, sie zu strafen, und die Menschen davon zu befreyen.

Sollte ihnen Jemand etwas zu Leide thun, so würden sie sich über ihn hermachen, und ihm seine Strümpfe und Schuhe zerreissen. Nur Schade, daß sie nicht oft genug kommen; man wünschte sie alle Monathe zu sehen, und sie erscheinen manchmal drey ganzer Jahre nicht.

Betrüger.

Deren macht uns die Geschichte verschiedene merkwürdige bekannt, die sich nach der Reihe auf dem grossen Schauplatze der Welt gezeigt haben. Die meisten aber von diesen Betrügern, als: der falsche Smerdis, der falsche Demetrius, Sabbathai Sevi u. s. w. waren gewissermaßen Maschinen, welche von Mächtigern, zur Erreichung ihrer Absichten, in Bewegung gesetzt wurden, und welche sie hernach verließen, oder ins Feuer warfen, wenn die Komödie gespielt war.

Der Betrüger, der sich seine eigene List am besten unterstützt zu haben scheint, ist der Pro-

phet Alexander. Dieser Mensch war in Paphlagonien von armen Aeltern geboren. Seine Leibesgestalt war schön; er hatte feurige Augen, eine weiße Farbe, eine helle Stimme, einen süßen und angenehmen Ton, wenig Bart am Kinne, und einige falsche Haare, die aber so geschickt untermengt waren, daß man es schwerlich gewahr werden konnte.

In seiner Jugend bediente er sich seiner Schönheit als ein Mittel gegen die Armuth, indem er sich von jedem mißbrauchen ließ, besonders von einem Marktschreyer, der sich für einen Zauberer ausgab, und Arkana verkaufte, durch welche man Liebe oder Haß erwecken, Schätze entdecken, sich Kinder verschaffen, seine Feinde unglücklich machen sollte u. s. w. — Dieser Mann, da er an dem jungen Paphlagonier einen muntern und fähigen Kopf bemerkte, bekam Lust ihn zu unterrichten. —

Nachdem Alexander groß geworden, und sein Doktor gestorben war, zwang ihn die Noth, etwas außerordentliches zu wagen, um sein Leben zu erhalten. Er vereinigte sich demnach mit einem byzantinischen Kronikenschreiber, Namens Coconas, dem boshaftesten unter allen Menschen; sie liefen überall herum, und suchten die Leute zu betrügen.

Sie zogen nach Mazedonien, wo sie ihre Komödie mit abgerichteten Schlangen eröfneten,

ten, und hernach nach Paphlagonien, wo der Aberglaube und die Dummheit noch stärker als dort herrschten. Coconas ertheilte zugleich Orakelsprüche zu Calcedon, wo ihn indessen der Tod übereilte. — Alexander nahm nun nach dem Tode desselben seinen Platz, kleidete sich in eine lange Perücke, eine Weste von Purpur, mit weißen Streifen und einen Mantel darüber, nach Art der alten Propheten. Er trieb seine Gaukeleyen mit Prophezeyungen, Orakelsprüchen u. d. gl. außerordentlich weit, so daß ihn die Leute wie einen Gott verehrten Er sandte sogar eine Prophezeyung an den Kaiser Markus Aurelius, die aber ins Gegentheil sich verkehrte.

Einige Philosophen von der Sekte des Epicurs wollten diesem Betrüger die Maske abziehen; aber seine Anhänger, die nicht Philosophen waren, brachten durch ihr Geschrey die zum Stillschweigen, die ihnen aus dem Irrthume helfen wollten. Es scheint außerdem, daß die Regenten damaliger Zeit das Prophetenhandwerk so ansahen, wie ein jedes andere Handwerk, und denenjenigen, die sich damit abgaben, ein Gewerbe zu nutzen erlaubten, das auf jeden Zug gewann.

Alexander hatte vorher gesagt, daß er, wie Aesculap, vom Donner werde erschlagen werden, wenn er hundert und funfzig Jahr alt

wäre; er starb aber an einem Geschwüre noch vor seinem siebenzigsten Jahre.

Thomas Münzer, das Haupt der Anabaptisten, und eines Haufens Schwärmer, wurde gefangen genommen, und auf die Tortur gebracht. Da man ihm nun zu Gemüthe führte, daß er so viel einfältige Leute verführt und unglücklich gemacht habe, fieng er an zu lachen, und sagte: „Warum haben sie mir geglaubt?“

Man findet in der Historie verschiedene, welche den Augen der Zuschauer ein Blendwerk vormachen konnten, und eine eigenthümliche körperliche Beredsamkeit hatten, wodurch sie den Pöbel überredeten, und zum Irrthume verleiteten. Man fragte einst einen von diesen Gauklern: was er denn von aller seiner Mühe und Arbeit zum Besten habe? „Ach! antwortete er, ihr wisset nicht, was es für ein Vergnügen ist, andere das zu überreden, was man selbst nicht begreift.“ Dieser Schwärmer sollte ohne Zweifel geglaubt haben, daß die meisten unsrer Schriftausleger viel Vergnügen müssen gehabt haben.

Man muß indessen doch gestehen, daß verschiedene Schwärmer und Betrüger bey ihrer beschwerlichen Mühe etwas ganz anders zur Absicht gehabt haben. Einige falsche Prophe-

ten,

ten, als Mahomet, haben sich der Irrthümer, die sie unter den Völkern ausgebreitet haben, als eines Zaums bedient, den man einem Lastthiere anlegt, um es desto bequemer regieren zu können.

La Voisin, eine Frau, welche sich mit Hexerey und Giftmischerey abgab, wollte die Leute auch bereden, daß sie mit dem Teufel ein Bündniß habe. Wenn man sie über Dinge fragte, und ihr die Sache erzählen wollte, sagte sie: „schweigt still, ich mag eure Sache nicht wissen; ihr müßt sie dem Geiste sagen; denn er ist ein gar eifersüchtiger Geist, der nicht will, daß andere um seine Heimlichkeiten wissen sollen; ich kann weiter nichts thun, als für euch bitten, und ihm gehorchen.“

Sie suchte hierauf ein Papier, von welchem sie sagte, daß es bezaubert sey; sie sagte die Namen, Titel und Würden des Geistes, und wenn sie den Anfang des Briefes diktirt hatte, so ließ sie dem Anfragenden die Freyheit, ihn zu vollenden, und seinen Vortrag nach Gutbefinden einzurichten. Wenn man alle seine Fragen nun aufgeschrieben hatte, so kam die listige Zauberin mit einem Kohlfeuer voll glüender Kohlen in einer Hand, und in der andern mit einer Kugel Siegellack. „Wickelt diese Kugel in euren Brief, sagte sie, und ihr werdet eins und das andere von Feuer verzehren

sehen;

sehen; denn der Geist weiß schon, was ihr ihm zu sagen habt, und in 3 Tagen könnt ihr eure Antwort abholen.

Wenn dieses gesagt war, nahm die La Voisin den Brief aus der Hand der Person, und warf ihn ins Feuer, von welchem er sogleich verzehrt wurde. Indeß erhielt man nach dreyen Tagen eine bestimmte Antwort auf alles, was man geschrieben hatte; man fand sie versiegelt bey der vermeinten Zauberin.

Die Geschicklichkeit der La Voisin machte die ganze Zauberey aus. Diese Frau hatte eine ähnliche Wachskugel in ein Papier gewikkelt in der Hand; alles kam nun auf die Geschwindigkeit und Geschicklichkeit an, mit welcher sie die andere Kugel, die man ihr gab, auf die Seite, und dagegen diese ins Feuer warf. Sie erfuhr auf diese Art alles, was man den Geist fragte, und es war ihr leicht, binnen den 3 Tagen, die man sich gedulden mußte, ehe man die Antwort bekam, sich nach den Umständen der Person zu erkundigen, und ihr im Namen des Geistes Dinge hinzuschreiben, die bisweilen von ohngefähr eintrafen, oder die sie auch durch ihre List in die Wege einzuleiten wußte. Durch diese strafbaren Kunstgriffe hatte sich diese Frau, die endlich den Lohn bekam, den sie verdiente, ein Recht über die Leichtgläubig-

keit

keit der Abergläubigen und Unwissenden erworben *).

Auch in unsern Zeiten sind einige Betrüger **) aufgetreten, welche die Absicht hatten, von der Einfalt des gemeinen Haufens Vortheil zu ziehen, und endlich den Lohn ihrer Betrügereyen erhalten haben.

Die englischen Zeitungen vom Jahr 1760 berichteten, daß ein junges Frauenzimmer in Mannskleidung sich zu Norwood hatte henken wollen, aber durch einige Personen, die dazu kamen, war verhindert worden. Sie wurde nach Bath gebracht, allwo man erst für ihre Wiederherstellung sorgte, und sie sodann wieder zu ihren Freunden brachte. Man fand ein Papier an einen Baum gebunden, nahe an dem Orte, den sie zur Ausführung ihres Vorhabens gewählt hatte. Auf dieses Papier waren einige Verse folgenden Inhalts geschrieben: „Ihr jungen Verliebten, die ihr allhier vorbey geht, werfet ein mitleidiges Auge auf eine unglückliche Frauensperson, welcher die Liebe den Kopf verrückt hatte." — Nach genauer Untersuchung fand sich, daß sie eine verkleidete

*) Lettres de Msr. Dunoyer.

**) Ob meine Leser zu diesen auch den P. Gaßner, und den Windbeutel Cagliostro zählen wollen, steht in ihrem Belieben.

kleidete junge Mannsperson war, und sie ward vor ihre Bosheit ins Zuchthaus zur Korrekzion gesteckt.

Eben diese englischen Blätter besagten, daß man vor einigen Jahren einen Baum in den Wäldern in England seufzen gehört habe. Der Eigenthümer des Stücks, auf welchem sich dieser Baum befand, zog viel Geld von den Leuten, die von allen Orten und Enden herzukamen, um eine so wunderbare Sache zu sehen und zu hören.

Endlich that einer den Vorschlag, daß man den Baum umhauen solle; aber der Eigenthümer widersetzte sich; eben aus keiner eigennützigen Absicht, wie er ganz bescheiden sagte, sondern aus Furcht, daß der, welcher den Baum mit einer Axt anrührte, auf der Stelle des Todes seyn könnte.

Es fand sich indeß einer, der sich vor einem schleunigen Tode so sehr nicht fürchtete, und der den Baum getrost mit einer Axt umhieb. Man entdeckte sodann eine Röhre, die verschiedene Klaftern unter der Erde fortgieng, und vermittelst welcher man das Seufzen hervorbrachte, das man im Baume gehört hatte.

Betrug, ausserordentlicher,

Im Jahre 1695 kam ein Piemonteser unter dem Namen eines Grafen von Karaffa nach Wien, addressirte sich insgeheim an die Kaiserlichen Minister, und gab vor, daß er von seinem Herzoge *) in wichtigen Geschäften abgeordnet sey; doch müsse der französische Hof nichts davon erfahren. Er zeigte sein Kreditiv, in welchem er des Herzogs Siegel und Unterschrift künstlich nachgemacht hatte, und die Sachen giengen nach Wunsche.

In kurzer Zeit gab er sich mit weniger Scheu für einen Savoyischen ausserordentlichen Gesandten aus, besuchte öfters die kaiserlichen Staatsräthe, und alle vornehme Gesellschaften; ja als einsmals am Hofe Kabinetmusik war, und der Trabantenhauptmann ihn nicht einlassen wollte, forderte er im Namen seines Herrn Satisfaktion, und erhielt sie auch, indem ihn der Hauptmann um Verzeihung bitten mußte.

Eine seiner ersten Sorgen war, sich bey den Jesuiten, die bey Hofe vieles galten, in Ansehn zu setzen. In dieser Absicht besah er ihre Kirche, und da er sie wegen des vorge-
wand-

*) Denn damals hatte Savoyen noch nicht die königlich sardinische Würde.

wandten Unvermögens des Ordens noch nicht ausgebauet fand, fragte er: wie viel Geld noch dazu von nöthen sey? Man zeigte ihm einen Ueberschlag von 2000 Luidors. Der falsche Karaffa bezeigte, wie er jederzeit ein Freund ihrer Gesellschaft gewesen, und es ihm dahero sehr lieb sey, hier eine geringe Gelegenheit zu finden, da er solches an den Tag legen könnte; sie möchten in dem Bau der Kirche fortfahren, zu dessen Vollführung er ihnen noch selbiges Jahr 2000 Luidors ins Kollegium schickte.

Nach einiger Zeit mußte er fürchten, daß dieses Geheimniß endlich auskommen möchte. Um also seine Rolle nicht umsonst gespielt zu haben, gieng er herum, und bat viele Damen auf eine Abendmahlzeit und Ball. Man sagte ihm allenthalben zu: er wußte aber bey einer jeden Person eine Ursache seines Mißtrauens vorzuwenden, und wie man ihm das Wort schon etlichemal nicht gehalten habe.

Dadurch beredete er denn endlich eine Jede, ihm ein Pfand zur Versicherung ihres gethanen Versprechens einzuliefern. Die eine gab ihm einen Ring, die andere eine Schnur Perlen, von der dritten bekam er Ohrengehänge, von der vierten eine goldene Uhr, und dergleichen Dinge mehr; dergestalt, daß diese mit vielem Scherz aufgenommene Pfänder über 12000 Thaler am Werthe betrugen.

An

An dem bestimmten Abend kamen die Gäste an; allein man kann sich leicht einbilden, mit welchen Gemüthsbewegungen man endlich entdeckte, daß man es mit einem Spitzbuben zu thun gehabt, welcher sich nun unsichtbar gemacht.

Die Jesuiten hatten sich auch ihrer gemachten Beute wenig zu erfreuen. Wenige Tage vor seiner Abreise stellte sich dieser Betrüger bey ihnen auf einmal ganz traurig an. Auf Befragen: was ihm fehle? vertrauete er es ihnen als das größte Geheimniß, wie es ihm jetzt am Gelde mangle, zu einer Zeit, da es mit den Sachen seines Herrn nur noch darauf ankäme, daß 8000 Luidors sogleich bey der Hand seyn möchten. —

Die Jesuiten, welche kurz zuvor eine grosse Summe umsonst von ihm gezogen hatten, trugen auch kein Bedenken, ihm gleich die 8000 Luidors zu verschaffen, und mit diesem Zehrpfennige ließ er sichs gefallen, Abschied zu nehmen.

Nach etlichen Jahren fiel er, bey einer ganz andern Gelegenheit, dem Herzoge von Savoyen in die Hände. Sein Urtheil fiel dahinaus, daß ihm der Kopf vor die Füße gelegt werden sollte; aber man versichert, daß es gemildert, und er zur ewigen Gefangenschaft ver-

urtheilt worden sey, weil ihm sein Advokat mit grosser Beredsamkeit aus der Regula juris vertheidigt hatte: Quod excellens in arte, non debeat mori.

Betglocke,

Oder wie man bey den Katholiken sagt, Ave Maria läuten, kam im Jahre 1456 auf — Denn als Muhamed II. Konstantinopel erobert hatte, wollte er nun auch seine Siege gegen Westen fortsetzen. Daher zog er, um die in seinem Wege gelegene Stadt Belgrad zu belagern, mit einem so fürchterlichen Heere aus, daß man damals die Türkenglocke zu läuten, d. i. ein Zeichen zum Gebete gegen die Türken zu geben anfieng, die noch heute an vielen Orten geläutet wird, und die Nürnberger in der Angst Karten, Würfel und Bretspiele ins Feuer warfen.

Allein der tapfere **Johann Korvinus**, unter dem Namen Hunniades noch bekannter, schlug sich mit ungefähr 10,000 Mann durch die auf der Donau liegende Flotte der Griechen, und vertheidigte die Stadt aufs tapferste.

Als besonders den 6ten August dieses Jahrs der Sultan aufs heftigste stürmte, und nach abgeschlagenem Sturme ein Theil der Besatzung die

die Türken in das Lager an der Sau verfolgte, rückte Muhamed aus dem andern Lager an der Donau, um den christlichen Haufen abzuschneiden. Hunniades bemerkte es, fiel indessen in das leztere Lager, vernagelte theils die Stücke, theils richtete er sie unter die Türken selbst, und brachte dem Feinde eine solche Niederlage bey, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte.

Beutelschneider,

Oder, wie man im Niedersachsen sagt, Saudiebe, ist das abgefeimteste Volk unter dem menschlichen Geschlechte. Ihre Kunst, Leute in der Geschwindigkeit zu bestehlen, hat seines Gleichen nicht. — Die Hand, welche die goldne Dose, die Uhr, die Börse weghascht, ist flink und behende — aber sie hat sich auch an einem aufgehangenen Gliedermann ausgeübt. Er muß bestohlen werden, ohne daß er wackelt. Es bildet sich in der Länge die subtile Hand, und die Habsucht macht sie geschickt und zuverläßig. Ihre Geistesgegenwart ist besonders zu bewundern.

Ein Mann in Paris, der bey einem Notar eine Zahlung bekommen hatte, fuhr in einer Miethkutsche wieder nach Hause. Der Kutscher erinnerte sich des Namens der Strasse

nicht mehr, die man ihm angezeigt hatte, stieg also von seinem Sitze ab, und öfnete die Thür, um noch einmal zu fragen. Er fand unsern Mann todt da liegen.

Bey seinem ersten Geschrey versammelte sich das Volk. Ein Beutelschneider, der eben vorbey gieng, bohrte sich plötzlich durch das Gedränge hindurch, und schrie mit einer kläglichen, pathetischen Stimme: „es ist mein Vater; wie unglücklich bin ich!“ Mit den Merkmalen des lebhaftesten Schmerzens, mit Weinen, mit Schluchzen stieg er in die Kutsche, und umhalsete das Antlitz des Todten. Das Volk ward gerührt, und zerstreute sich mit den Worten: „Der gute Sohn!“

Der Beutelschneider ließ die Kutsche und die Geldsäcke fortfahren, hielt vor einer Thür stille, und sagte dem Kutscher: daß er seine Schwester zu dem traurigen Vorfall, der geschehen wäre, vorbereiten wolle. Er stieg aus, schloß die Thüre zu, und ließ den Todten von allem, was er bey sich hatte, rein ausgeplündert zurück:

Der Kutscher erkundigte sich nach langem Warten vergeblich in dem Hause nach dem jungen Menschen und seiner Schwester; man kannte weder sie, noch ihn, noch den Todten.

Es war eine Zeit, in welcher man auf Ersuchen des Erzbischofs von Paris auf die Abbees

Jagd

Jagd machte, die den Mädchens nachgiengen. — Diese Abbees hatten vom ganzen Charakter nichts, als das violette, oder kastanienbraune Kleid, zuweilen den kurzen Mantel, und das kleine Schläppchen. Es geschah hauptsächlich auf den Abendspaziergängen, daß diese Abbees diese Mädchens auffiengen.

Ein Beutelschneider ließ sichs einfallen, sich in einen Polizeydiener zu verkleiden, durchstrich die Spaziergänge, und sobald er einen dieser Abbees mit Mädchens sprechen sah, so verlohr er ihn nicht aus dem Gesichte. So wie der Abbee weggieng, so trat er vor ihn, zeigte ihm plötzlich seinen weißen Stock und sagte ihm, „Sie wissen, was Sie gethan haben, Herr Abbee, ich arretire Sie im Namen des Königs." Der arme zitternde Abbee stieg in eine Kutsche, und wagte endlich die Frage: wo man ihn hinführe? — „Ins Fort l'Eveque, antwortete der verkappte Gerichtsdiener." Ins Fort l'Eveque? Ach mein Herr! — Er bemühte sich, den Führer mit der Vorstellung zu erweichen, wie sehr sein guter Name dabey leiden würde. Sogleich setzte sich der unerbittliche Gerichtsdiener mit seinem Gefangenen, und nahm ihm alles Geld ab, was er in der Tasche hatte.

Er setzte dieses einträgliche Gewerbe fort, als die davon benachrichtigte Polizey einen ihrer

Diener in einen Abbee umkleiden ließ, der diese gerade dazu schickliche Rolle, den verkappten Polizeydiener herbey zu locken, in den Thuillerien spielte. — Als er herbey kam, um ihm seinen Stock, und die königliche Ordre vorzuzeigen, so zog der Abbee eine andere aus der Tasche mit den Worten: „Hier die wahre! mein Herr! mir gefolgt!“

Man sah etwas, was man noch nicht gesehn hatte, einen Gerichtsdiener in kurzem Mantel einen Mann im blauen Rocke beym Kopf nehmen, und ihn wirklich ins Fort l'Eveque führen, wo er so viele andere hinzuführen vorgegeben hatte.

Im Jahrt 1728, als man einige Ausbesserungen in dem Schiffe U. L. Fr. machte, und die Gerüste dazu aufgerichtet hatte, fielen Diebe auf einen Ausweg, um alles nach ihrer Bequemlichkeit zu bestehlen. Sie wählten den Osterfeyertag, an welchem sich eine grössere Anzahl Gläubige versammeln mußte. Bey dem ersten Verse des zweiten Psalms in der Vesper liessen zwey dieser Spitzbuben, die das Mittel gefunden hatten, auf die höchsten Gerüste zu steigen, einige Mauersteine, und Handwerksgeräthschaften herabfallen; stürzten die Leitern um und schrien, daß das ganze Gerüste umstürzen würde.

Die Sänger und die Gläubigen unterbrachen den Vers des zweiten Psalms, und dachten auf die Flucht. Aber die Thüren waren für die Volksmenge zu enge. In diesem Gedränge arbeiteten die Diebe in den Taschen, plünderten Uhren und Dosen. Die Frauens, welche die schönsten Ohrringe hatten, waren am meisten zu beklagen; man nahm ihnen das Ohr mit den Diamanten hinweg. Die Urheber dieses strafbaren Stratagems wußten sich mit so ausstudirter List zu verbergen, daß man sie niemals entdecken konnte.

Binaspore.

Ist, wenn man dem Abbee Raynal glauben soll, das einzige glückliche Gebiet in Bengalen, welches sich auch unter den größten Verwirrungen in diesem Lande in der Unabhängigkeit erhalten hat. Es ist ungefähr 160 Meilen breit.

Es wurde von undenklichen Zeiten her durch eine Familie der Braminen aus der Zunft der Rajeputes regiert; da findet man die Reinigkeit und Billigkeit des alten politischen Systems der Indianer noch unverändert. Man hat bishero mit ziemlicher Gleichgültigkeit diese in ihrer Art einzige Regierungsform, das schönste und wichtigste Denkmal betrachtet.

Von den alten Völkern haben wir sonst nichts übrig, als Erz und Marmor, welche nur die Einbildungskraft und Muthmaßung beschäftigen, und also sehr ungetreue Ausleger der vormaligen Sitten und Gebräuche sind.

Wenn ein Philosoph nach Binaspore käme, würde er ein Zeuge von dem Leben seyn, welches die Einwohner Indiens vor einigen tausend Jahren geführt hatten; er würde in ihrer Gesellschaft seyn; er würde dem Wachsthume dieser Nazion folgen, die so zu sagen von der Wiege an schon berühmt war; er würde eine Regierungsform sehen, die, da sie nützliche Vorurtheile, unschuldvolle und reine Sitten, die Sanftmuth der Völker, die Rechtschaffenheit ihrer Beherrscher zum Grunde hat, diese unzählbare Menge von Gesetzgebungen überlebt hatte, die mit den Geschlechtern, welche sie gepeinigt haben, so zu sagen nur eine Erscheinung auf Erden gewesen sind. Gründlicher, dauerhafter, als diese Gebäude, die von Betrug auf Schwärmerey erbauet, die Natur unterdrückten, die Menschen zermalmten, und über die Ruinen, wovon sie aufgeführet und befestigt wurden, selbst einstürzten, hat sich die Regierungsform zu Binaspore, ein Werk des Himmelstrichs, des Charakters und der Bedürfnisse, erhoben, auf unveränderlichen

Gründen erhalten, und eben so wenig Veränderung als diese Gründe selbst ausgestanden.

Die sonderbare Lage dieses Bezirks hat seine Einwohner in ihrem ursprünglichen Glücke, und bey ihrem gelinden Charakter erhalten, indem sie dadurch vor der Gefahr, erobert zu werden, oder ihre Hände mit Menschenblute zu besudeln gesichert sind. Die Natur hat sie mit Gewässern umgeben, die bereitet sind, ihre Besitzungen zu überschwemmen, man darf nur die Schleusen öfnen.

Die Kriegsheere, welche man ausgeschickt hatte, sie unter das Joch zu bringen, sind so oft ersäuft worden, daß man dem Vorhaben, sie zu Sklaven zu machen, entsaget hat. Man hat die Partey ergriffen, sich mit einer anscheinenden Unterwürfigkeit zu begnügen.

Die Freyheit und das Eigenthum sind zu Binaspore heilig. Man hört von keinen Diebereyen reden. Sobald ein Reisender, wer er auch sey, in dieses Land kommt, so richtet er sein Augenmerk auf die Gesetze, die seine Sicherheit über sich nehmen. Man giebt ihm unentgeltlich gewisse Begleiter mit, die ihn von einem Ort zum andern führen, und für seine Person und seine Habschaft gut stehen. Wenn er einen neuen Begleiter nimmt, so giebt der neue dem, mit welchem er abwechselt, ein Attestat

von

von seinem Verhalten, welches einregistrirt, und alsdenn dem Raja zugeschickt wird.

So lange ein Reisender in diesem Lande ist, wird er auf Kosten des Staats genähret, und nebst seinen Waaren durch das Land geführt; es sey dann, daß er um Erlaubniß anhielte, drey Tage an dem nemlichen Orte zu bleiben, und dann ist er verbunden, sich selbst zu verkösten, wenn er nicht etwa durch eine Krankheit, oder einen andern unvermeidlichen Zufall aufgehalten wird.

Diese Wohlthat gegen die Fremden ist die Folge von dem lebhaften Antheil, welchen die Bürger aneinander nehmen. — Sind sie so weit entfernet, einander zu schaden, daß derjenige, welcher einen Beutel, oder etwas anders, das von einem Werthe ist, findet, es an dem ersten Baume aufhänget, und der nächsten Wache davon Nachricht giebt, die es dem Publikum durch Trommelschläge zu wissen macht.

Diese Grundsätze der Rechtschaffenheit sind allda so gemein, daß sie selbst auf die Unternehmungen der Regierung wirken.

Blut.

Diese flüssige Materie in dem menschlichen Leibe ist gleichsam der Brunnen, aus welchem alle Glieder ihre Nahrung schöpfen, und Wärme bekommen. Es besteht selbiges aus zweyerley递Haupttheilen, aus wässerigten und erdigten Theilen zusammen gesetzt. In dem wässerichten bewegen sich kleine rothe Kügelchen, nach den Beobachtungen mit guten Vergrößerungsgläsern, welche einander schnell folgen, und welches wir hernach Blut nennen.

Es ist nicht nöthig, daß man den Umlauf des Geblüts im menschlichen Leibe weitläuftig beweise, den andere in ganzen Büchern zu erweisen sich Mühe gegeben haben, sondern es wird genug seyn, anzuzeigen, wie dieser Umlauf gewirkt werde. Dieser Umlauf geschieht in den Kanälen, welche wir Adern nennen, die alle ihren Ursprung aus dem Herzen haben, woselbst sie am weitesten sind.

Diejenigen, welche das Blut aus dem Herzen, welches ein vollkommnes Druckwerk ist, in den Leib ferne vom Herzen abführen, werden Pulsadern, Arterien, die andern aber, welche das Blut dem Herzen wieder zuführen, Blutadern genennt. Daß dies also sich verhalte, beweiset die Erfahrung. Wenn man eine Arterie oder Pulsader unterbindet, so schwillt sie

gegen das Herz auf, und der vordere Theil wird leer und schlapp. Unterbindet man aber eine Blutader oder Vene, so schwillt dieselbe gegen die vördern Theile auf, und der hintere fällt zusammen.

Aus diesem kann man lernen, warum die Arme oder Füße gebunden werden, ehe man eine Blutader öfnet, nemlich, daß sie sich deutlich und voll zeige, und ohne Gefahr und Fehlen könne getroffen werden.

Es geschieht aber dieser Umlauf oder Zirkulation in Ansehung der Kanäle folgendermaßen: Das Blut, welches in der linken Vena subclavia den Chylus zu sich genommen, wird vermittelst der Hohlader in die rechte Herzkammer geführt, von da wird das Blut in die Lunge und aus der Lunge in die linke Herzkammer getrieben, aus welcher es in gröster Geschwindigkeit in den ganzen Körper, und aus dem ganzen Körper wieder in die rechte Herzkammer geführt wird, unter welcher Zirkulazion alle kleine Blutgefäße ihr Blut erhalten; dabey zugleich vermittelst der Glandeln mancherley Säfte abgesondert, als in dem Gehirn der Nervensaft, in der Leber die Galle, in den Nieren der Harn, in den Hoden der Saame ꝛc.

Vieles wird durch die Ausdünstung aus dem Leibe geschaft. — Woher es aber komme, daß

daß das Blut roth sey, da es doch viele Milchtheile in sich fasset, ist nach der Lehre der Aerzte und Chymisten dieses zu merken, daß in dem Blut ein alkalisches Salz und Schwefel enthalten sey, darunter die Chymisten alles rechnen, was sich entzünden läßt, und einen Geruch hat. Aus diesen Theilen des Bluts läßt sich aus folgender Erfahrung erkennen, wie das Blut roth werde: Wenn man Spirit. Vini auf Sal tartari gießt, und in Digestion setzt, so wird eine blutrothe Tinktur heraus kommen; oder wenn man rohen Schwefel auf Sal Tartari mit einander schmelzet, so wird eine rothe Masse daraus, welche die Chymisten Hepar Sulphuris nennen. — Da nun das Blut mit einer großen Geschwindigkeit sich beweget, und an die feste Theile beständig anstößet, so werden diese Theile auf das genaueste vermischet, und da zugleich durch die schnelle Bewegung die Wärme entstehet, also in einander digeriret, daß keine andere als rothe Farbe heraus kommen kann.

Aus dieser kurzen Erklärung wird man bemerken, daß viel an Erhaltung dieser flüssigen Materie gelegen sey, und daß, wenn es zu viel im Körper werde, in den subtilen Blutgefäßen Unordnung anrichten könne, welche durch Venäsectionen zu heben sind. Zugleich erhellet daraus, daß starke Verblutungen dem Menschen das Leben rauben können. —

Blunet.

War ein gemeiner Bürger zu Paris, ohne Rang, ohne Vermögen, ohne Ansehen, ohne Talente des Geistes — aber man nennt ihn den Herkules von Paris, weil er seine Frau so fruchtbar machte, daß sie in 7 nacheinander folgenden Niederkünften 21 Kinder zur Welt brachte. — Die Drillinge wurden gehäuft, einige lebten mehrere Tage, andere mehrere Monathe, und es blieben ihrer zwölfe der stärksten, alle groß, und von guter Gesundheit, am Leben.

Da das erstaunte Publikum nicht wußte, wem man die Ehre desselben zuschreiben sollte, ob der Frau, oder dem Manne, so schlief Blunet bey seiner Magd, und am Ende nach 9 Monathen kam das Mädchen mit 3 Knaben nieder. Blunet starb 1685. — Schade, daß man die Geschichte seiner Nachkommen nicht aufbewahrt hat; aber der menschliche Geist war damals weniger zur Beobachtung ausserordentlicher Erscheinungen in der Natur gestimmt.

Boileau.

Der Dichter dieses Namens stand bey Ludwig dem XIV. in großen Gnaden. Einmal

war er so kühn, dem Könige zu widersprechen, und auf seiner Meinung zu bestehen, doch ohne die Ehrfurcht an die Seite zu setzen, die er dem Monarchen schuldig war. „Eure Majestät, sagte er, würden eher 20 Städte einnehmen, als mich dessen überreden.“ — Alle Hofleute erstaunten, daß er sich unterstünde, gegen seinen Oberherrn zu streiten.

Die Sache betraf den Ausdruck rebrousser chemin, den der König als schlecht verwarf, und von dem der Dichter behauptete, daß er gut wäre; führte auch bewährte Schriftsteller, und unter andern den Vaugelas und d'Ablancourt an, die ihn gebraucht hätten. Als er das Zimmer verließ, sagte er: „Schön genug, daß ich in ganz Europa der Einzige bin, der Euer Majestät Widerstand thut.“

Dieser Dichter pflegte gemeiniglich zwey Arten von Galimathias zu unterscheiden; das einfache Galimathias, und das doppelte. Das erstere nannte er: „wenn ein Schriftsteller verstünde, was er sagen wollte, aber seine Leser verstünden nichts: — und das doppelte: „wenn weder Verfasser noch Leser was verstünden,“ das ist, wenn der Verfasser sich selbst nicht verstünde, und nicht wüßte, was er sagen wollte. — Und wenn Boileau dergleichen was las, so pflegte er in einem lustigen Tone zu sa-

sagen: „das ist ein einfaches — und ein doppeltes Galimathias.“

Zum Beyspiel pflegte er die vier Zeilen anzuführen, die in dem Trauerspiel Titus und Berenice, vom Corneille, stehen: *)

Faut-il mourir, Madame, et si proche du terme?
Votre illustre inconstance est-elle encore si ferme
Que les restes d'un feu, que j'avois cru si fort,
Puisse dans quatre jours se promettre ma mort.

Der berühmte Schauspieler Baron sollte in diesem Trauspiel die Rolle des Domitians spielen, der jene Worte spricht. — Die Dunkelheit der Verse verursachte ihm einige Mühe; er gieng zum Moliere, mit dem er in einem Hause wohnte, und bat sich seine Erklärung aus. — Moliere las sie, und bekannte, daß er sie nicht verstünde, und rieth dem Baron, er sollte zum Corneille selbst gehen. Corneille überdachte sie eine Zeitlang, und sagte endlich: „Ich verstehe sie ebenfalls nicht allzuwohl; Sie mögen sie aber nur auf dem Theater immer hersagen; wer sie nicht versteht, wird sie bewundern.“

Boileau sagt in seinem dritten Briefe v. 22. 23:

Vois-tu

*) Im 1. Aufzug im 2. Auftritt.

Vois-tu ce Libertin, en public intrepide
Qui preche contre un Dieu, que dans son ame il croit.

(Siehst du diesen Freygeist, der unerschrokken und laut gegen einen Gott predigt, den er im Herzen glaubt.)

Brossette, der über den Boileau kommentirt hat, macht über diese zwey Verse eine Anmerkung, die in seiner Handschrift folgendergestalt lautet: „Ein solcher Charakter ist sehr gewöhnlich. Unterdessen hat der Verfasser dieser Verse mir erzählt, daß der Prinz (der große Konde) als er nun sterben sollte, seine Leute vor sein Bette kommen lassen, und zu ihnen gesagt habe: „Ihr habt mich oft viele Lästerungen sagen hören, allein im Grunde glaubte ich immer grade das Gegentheil von dem, was ich sagte; ich stellte mich nur als ein Freygeist und Gottesleugner, um desto beherzter zu scheinen.“

Als eben dieser Prinz Konde durch die Stadt Sens reisete, die zu seinem Gouvernement von Bourgogne gehörte, und alle Zünfte und Ordnungen der Stadt ihm ihre Glückwünsche abstatteten, hielte er sich über einen Jeden auf, der ihm die Komplimente machte.

Der Abt Boileau, ein Bruder des Dichters, war damals Dechant der Domkirche zu Sens, und erhielte den Auftrag, im Namen

des Kapitels das Wort zu führen. Der Prinz, der den Redner gern aus der Fassung bringen wollte, streckte den Kopf und seine große Nase dem Dechanten zur Seite hervor, zwar als ob er besser hören wollte, in der That aber, wo möglich es dahin zu bringen, daß der Redner sollte stecken bleiben.

Der Abt Boileau, der die Bosheit wohl einsahe, stellte sich, als ob er erstaunt und verzagt würde, und fieng seine Rede mit einer erzwungenen Furchtsamkeit an: „Monseigneur! Eure Hoheit wundern sich nicht, daß Sie mich zittern sehen; da ich an der Spitze einer Gesellschaft von Geistlichen vor Ihnen erscheine; denn wenn ich an der Spitze eines Heers von 30,000 Mann vor Eurer Hoheit stünde, so würde ich weit mehr zittern."

Der Prinz, den diese Anrede entzückte, umarmte den Redner, ohne ihn weiter reden zu lassen. Er frug ihn um seinen Namen, und als er hörte, daß er des Boileaus Bruder war, verdoppelte er seine Schmeicheley, und behielt ihn zur Tafel. —

Böttcher.

Macht in unsern Tagen dem Kaufmannsstande in Hannover, so wie in ganz Teutschland

land die größte Ehre. Er stiftete ein großes Seminarium für Schullehrer. Immer war dieser Patriot ein Freund von Männern, die solch ein Amt vertreten, schätzte ihren Werth, und bedauerte, daß sie so schlecht geachtet und belohnt werden.

Einst kam ein junger Mensch, welcher Schullehrer im Zellischen war, in seinen Laden, um schwarzes Tuch zu seinem Amtskleide zu kaufen. Böttcher erkundigte sich freundlich nach seinen Umständen, giebt ihm das Tuch unter dem Einkaufspreise und sagt: er würde immer so mit ihm handeln, wenn er etwas brauchte. — Nach einigen Jahren sieht er den Menschen von ungefähr wieder in seinem Laden. Bey bemerkter Veränderung in dessen Anzug (denn er hatte jetzt einen Hirtenkittel an) fängt Böttcher, in der Meinung, daß er seines Amts entsetzet sey, an, ihm Vorwürfe zu machen. „Sie irren sich, sagt dieser, der Kühhirte in unserm Dorfe starb vor einiger Zeit; da nun das Hirtenamt eine zweymal stärkere Einnahme hat, als das Schulamt, so gab ich dieses auf, und ward Kühhirte.“

Böttcher schlug vor Erstaunen in die Hände, dachte von der Zeit an auf Mittel, die Schulhalterstelle zu verbessern, und stiftete gedachtes Seminarium, um sie mit würdigen Männern besetzen zu können.

Bolein (Anna) *).

War eine Tochter des Sir Thomas Boley, oder Bullen, und nachher Ehrenfräulein der Königinn Katharina von Arragonien, Heinrichs VIII. Königs von England Gemahlinn. — Ihr Vater war ein angesehner Edelmann, der mit den meisten vom hohen Adel verwandt, und mit einer Tochter des Herzogs von Norfolk vermählt war, diese war die Mutter der Anna.

Anna war von ausserordentlicher Schönheit, und hatte sich in Frankreich sehr ausgebildet. Heinrich VIII., der wohllüstige, dabey aber der gelehrteste, und grausamste König seiner Zeit, verliebte sich in sie, und als Anna sich nach seinen Wünschen nicht bequemen wollte, verstieß Heinrich seine Gemalin Katharina, und hob Anna Bolein auf den Thron.

Allein der unbeständige Heinrich ward dieser neuen Liebe bald satt, verliebte sich aufs neue in Johanne Seymour, und ließ, weil der unumschränkte Monarch alles möglich machen konnte, Anna Bolein den Prozeß machen, und öffentlich enthaupten.

Anna Bolein, die ihren Tyrannen kannte, schrieb, nachdem ihr das Urtheil war bekannt ge-

*) Einige nennen sie auch Bolen, auch Bullen.

gemacht worden, aus dem Tower an den König, nebst den Betheurungen ihrer Unschuld. „Sie haben mich aus dem Privatstande erhoben, und zur Gräfin, endlich zur Königinn gemacht, und nun helfen Sie mir zum Range einer Heiligen im Himmel.“

Als man ihr sagte, daß man den Scharfrichter von Calais hätte kommen lassen, der geschickter, als die Scharfrichter in England wäre, klopfte sie sich mit ihrer niedlichen Hand an ihren schönen Hals und sagte lächelnd: „Ach! ich habe nur einen kleinen Hals.“ — Den Tag nach ihrer Hinrichtung, heyrathete der Tyrann Heinrich die Lady Seymour.

Bonaventura, Thomas.

Wenige Sterbliche haben ein so ausserordentliches Ansehen in der römischen Kirche erhalten, als dieser, aus dem Toskanischen gebürtige Thomas, genannt der seraphische Doktor. — Denn seine Meinungen waren lange Zeit das Orakel der Kirche, und durften nicht bezweifelt werden.

Er war ein Franziskaner, und wurde bald General des Ordens, in der Folge Kardinal, und von Sixtus dem IV. kanonisirt. — Bey einer streitigen Pabstwahl erhielt er den Auf-

trag, demjenigen die dreyfache Krone zu ertheilen, den er für den Würdigsten hielt, worauf er sie Gregor dem X. übergab. — Er starb im Jahre 1274.

Bonifacius.

Man nennet ihn den Apostel der Teutschen; dem aber, wie Zimmermann sagt, mehr an der Majestät des Pabstes gelegen war, als an der Lehre Jesu Christi. Ein stolzer, herrschsüchtiger und listiger Apostel, der von wahren apostolischen Eigenschaften eben so wenig verstand, als vom wahren Christenthum. —

Er brannte von Hofnungen, seinem Christenthum als Missionarius unter den Ungläubigen zu dienen. In diesem Enthusiasmus kam Bonifacius von England nach Teutschland. Der Pabst empfahl ihn an Karl Martell; und dieser an alle teutsche Bischöfe, Herzoge und Grafen *). Der Pabst ernannte ihn zum Erzbischof; im Jahr 745 ward er Bischof zu Mainz. — Er stiftete Klöster, in welche sich

*) Es liegen in Teutschland viel Ländereyen, die man Bonifaciusland nennt, und die deshalb vom Zehenden befreyt sind, weil der heil. Bonifaz darüber gegangen ist.

sich nicht allein die Wissenschaften flüchteten, sondern die auch herrliche Erziehungsseminarien für junge Geistliche waren.

Bontekoe,

Ist der bekannte Herold des Thees — ohne deswegen den Kaffee zu verachten, und ein Feind des Aderlassens. — Säure und Schleim, hielt er für die Hauptquelle fast aller Krankheiten, und daher nichts für besser, als die Verdünnung des Geblüts; worinnen er auch in so ferne nicht ganz unrecht gehabt haben mag, weil ein dünnes Geblüt uns erlaubt, immer fröhlich und vergnügt zu seyn, Freude aber die Gesundheit begünstigt.

Bontekoe war zu Alkmaar in Holland geboren, und Anfangs Barbier, heruach Doktor, kam nach Berlin als Leibmedikus, und starb als ein Märtyrer seiner Hypothese. Denn da er im Jahre 1687 die Treppe hinab fiel, wollte er lieber sterben, als aderlassen.

Boucaniers,

Sind Völker, welche aus Liebe zur Freyheit die französischen Kolonien in Amerika verlassen,

 und

und sich an die mitternächtige Küste von St. Domingo geflüchtet. —

Man nannte sie Boucaniers von den Rauchkammern (boucans) wo sie, wie die Wilden, das Fleisch räucherten, das ihnen zur Nahrung diente.

Da sie keine Weiber und Kinder hatten, so wohnten sie zwey und zwey zusammen, um einander bey vorfallenden Gelegenheiten wechselsweise zu Hülfe kommen zu können. In diesen Gesellschaften waren die Güter gemeinschaftlich, und blieben stets demjenigen, der seinen Gesellschafter überlebte. — Man wußte bey ihnen nichts vom Diebstahl, obgleich nichts verschlossen war, und was man nicht bey sich zu Hause fand, suchte man bey seinem Nachbar; nur mußte man ihm davon sagen, wenn er zugegen war, oder wenn er zurück kam.

Streitigkeiten entstanden selten unter ihnen, und wurden leicht beygelegt. Wann die Partheyen Hartnäckigkeit zeigten, so entschieden sie ihren Streit mit einem Büchsenschuß. Traf die Kugel den Rücken, oder die Seite, so schloß man daraus, daß Treulosigkeit mit im Spiel war, und man schlug den Mörder vor den Kopf.

Die Gesetze ihres alten Vaterlandes rechneten sie für nichts. Sie hatten alles, sogar ihre

Fa-

Familiennamen verlassen, und Kriegsnamen dafür angenommen, wovon die meisten auf ihre Abkömmlinge gekommen sind.

Ein mit dem Blut der Thiere, die sie auf der Jagd erlegt hatten, gefärbtes Hemd, Hosen in Form einer Bauernschürze; ein lederner Gürtel, woran ein kurzer Säbel und einige Messer hiengen; ein Huth ohne eine andere Krempe, als ein vorwärts abhangendes Stück, um ihn anfassen zu können; Schuhe ohne Sohlen; daraus bestand die Kleidung dieser Barbaren. Sie hatten ein Schießgewehr, woraus sie Unzen schwere Kugeln schossen, und eine Kuppel von 25 bis 30 Hunden.

Sie hatten keine anderen Geschäfte, als die wilden Stiere zu jagen, die sich auf dieser Insel seit dem sehr vermehrt hatten, als sie die Spanier dahin brachten. Sie hatten kein Brod, und tranken nichts als Wasser. Die Häute ließen sie auf irgend einer Rhede von den sogenannten Verdungenen (Engagés) verkaufen, eine Gattung von Menschen, die sich in Europa verkauften, um 3 Jahre als Sklaven in den Kolonien zu dienen.

Einer dieser Unglücklichen wagte es, seinem Herrn vorzustellen, daß er gerade immer den Sonntag zu dieser Reise wählte, daß Gott diesen Gebrauch verworfen habe, als er sagte:

„Du

„Du wirst sechs Tage arbeiten, und den siebenden sollst du ausruhen.“ — „Und ich, versetzte der Barbar, und ich sage dir: sechs Tage sollst du Ochsen schießen, um ihnen die Haut abzuziehen, und den siebenten sollst du die Häute an das Meerufer tragen.“ Er begleitete seinen Befehl mit Stockschlägen, die bald die Gebote Gottes zu halten, bald sie zu verletzen dienen müssen.

Diese Leute konnten nur dadurch zur Ordnung gebracht werden, daß ihnen die Spanier zu ihrer eigenen Ruhe alle Stiere ausrotteten, wodurch sie gezwungen wurden, die Felder anzubauen; alsdann erkannte sie auch Frankreich für seine Unterthanen wieder.

Es schickte ihnen im Jahre 1665 einen tugendhaften und verständigen Mann zu, der sie beherrschen sollte. Zugleich brachte er ihnen Weiber mit, die, wie überhaupt alle, welche nach Amerika geschickt wurden, nur wegen ihrer Ausschweifungen bekannt waren. Die Boucaniers nahmen sie dessen ungeachtet. Einer aus ihnen sagte zu derjenigen, die ihm das Schicksal zugedacht hatte: „Ich fodere von dir keine Rechnung für das Vergangene; damals warst Du nicht mein. Nun, da du mir zugehörest stehe mir nur für das Künftige gut; das übrige entlasse ich dir.“ Dann schlug er mit der Hand auf sein Schießgewehr, und setzte

te

te hinzu: „Das wird mich rächen, wenn du untreu werden solltest; fehlest du, so wird es dich gewiß nicht verfehlen.“

Bouhours, Peter,

Dies ist der berüchtigte Jünger Loyola's, der im Ernste die Frage aufwerfen konnte: „Ob es möglich ist, daß ein Teutscher Genie hat?“

Mein guter Pater! wenn die Teutschen dumm waren, so sind sies doch nicht mehr so sehr, seit dem sie deine herrlichen Entretiens d'Ariste & Eugene gelesen haben.

Bouhours war ein bloßer Wortkrämer, dem, wie einer seiner Landsleute selbst sagt, nichts fehlte, um gut zu schreiben, als die Kunst — „gut zu denken —“ welches sehr wenig ist. — Ausser andern Werken schrieb er auch Maniere de bien penser sur les ouvrages de l'esprit, und ein Leben des heil. Ignaz, worin er die Unwissenheit des Stifters seines Ordens, gewiß als ein Mann von Geist, so entschuldigt: Loyola habe deswegen nichts gelernt: „weil sein Geist, da er in die Schule gieng, in den Himmel aufgeflogen sey! ! —

Sein einziges Verdienst scheint dieses zu seyn, daß er die Gedanken der Neuern in den Alten

Alten aufsuchte, um daraus den Fortgang des menschlichen Geistes zu zeigen, und nannte dies die Genealogie der Gedanken. —

La Bourdonnais.

Dieses große Genie, gebürtig aus St. Malo, war seit seinem zehnten Jahre beständig auf der See gewesen, und verstand aus dem Grunde ein Schiff zu bauen, es zu führen, und es zu vertheidigen.

Als die Angelegenheiten der französischen ostindischen Handelsgesellschaft, auf der Insel Isle de France in gänzlichen Verfall gerathen waren, und sie 1735 den Entschluß gefaßt hatte, dieselbe beyzubehalten, und zu besetzen, wußte sie keinen geschicktern Mann zu finden, der sie in Aufnehmen bringen könnte, als diesen La Bourdonnais, der sich nachmals so berühmt machte.

Sie irrte nicht; er kam auf der Insel an, er fand sie im größten Durchschnitt 31,890 Toisen lang und 22,124 breit, in allem aber 432,680 Acker Landes. Der größte Theil davon war mit undurchdringlichen Wäldern bewachsen, und mit Bergen bekleidet, die nicht über 400 Toisen hoch waren. Die Spitzen der mehresten hatten Wasserbehältnisse, aus denen

denen sich Wasser ergossen, welche ein Erdreich wässerten, das von Aschenschwärze, voll Löcher, wie ein Sieb und am häufigsten mit Steinen angefüllt war. Er übersah die Häfen, und erwarb sich andere nothwendige Kenntnisse von seinem Platze.

Kaum hatte er selbige erlangt, so war sein erstes Geschäfte, die Pflanzer, welche sich auf dem Eylande niedergelassen hatten, und die dadurch, daß man sie vorher gänzlich ohne allen Beystand gelassen hatte, ganz muthlos worden waren, wiederum mit Eifer anzufeuren, und die Missethäter, welche man aus Paris zur Strafe dorthin geschickt hatte, einer guten Ordnung zu unterwerfen. Reiß und Korn ließ er für die Europäer bauen — Den **Manioc**, den er aus Brasilien mitgebracht hatte, bestimmte er für die Sklaven.

Zum täglichen Unterhalte der Seeleute und begüterten Pflanzer sollte ihm **Madagaskar** so lange nothwendiges Fleisch verschaffen, bis die Heerden, die er von da herausgezogen hatte, sich so würden vermehrt haben, daß er dieser fremden Hülfe entbehren könnte.

Ein Posten, den er auf der kleinen Insel Rodrigo ausgestellt hatte, ließ ihn an Schildkröten, für die Armen keinen Mangel leiden. In Kurzem fanden die Schiffe, welche aus Frankreich nach Ostindien segelten, nach einer

langen Fahrt, bey ihm die nöthigen Bequemlichkeiten und Erfrischungen. Kurz, wenn dieser Stifter der Pflanzung das Vergnügen nicht hatte, die Pflanzung zu einem so hohen Grade von Wohlstand zu bringen, als es möglich gewesen, so hatte er doch wenigstens den Ruhm, entdeckt zu haben, was sie unter geschickten Händen werden könnte.

Alle diese neuen Schöpfungen waren gleichsam durch Zauberey hervorgebracht worden; und dem ohngeachtet hatten sie nicht das Glück, denen zu gefallen, welchen am meisten daran gelegen seyn mußte.

Bourdonnais wurde nach Paris gerufen, um sich zu rechtfertigen. Einer von den Direktoren der ostindischen Gesellschaft fragte ihn einst unter andern: Warum er die Sachen der Gesellschaft so übel, und doch die Seinigen so gut ausgerichtet hätte? — „Das, antwortete er, kommt daher, die meinigen trieb ich nach meinen Einsichten, und die der Gesellschaft nach Anweisung der Direktoren.“

So ist gewöhnlich Undank der Welt Lohn!

Bourg, Annas du,

Unter den toleranten und wohlgesinnten Räthen des Pariser Parlaments war auch Annas

du Bourg. Daher konnten seine Feinde nicht ruhen, bis er gestürzt war. Man legte ihm folgenden Fallstrick:

Heinrich II. König von Frankreich, wurde beredet, an einem gewissen Tage ins Parlament zu kommen, damit er selbst die Verräther d. i. diejenigen, die für die Protestanten gelindere Meynungen hegten, hören könnte. — Vor Ankunft des Königs wurde mit Fleiß Berathschlagung wegen der Hugenotten aufs Tapet gebracht, und Heinrich befahl hierauf, in der Sache fortzufahren.

Ohne an etwas arges zu denken, sagte du Bourg seine Meinung mit nur allzugroßer Freymüthigkeit. „Ehe man andere christliche Religionspartheyen verfolge, von denen noch nicht entschieden sey, ob sie so sehr irrten? solle man willkührliche Laster, die besonders am Hofe herrschten, als, Meineyd, Ehebruch, Gotteslästerungen, Fluchen ꝛc. abzuschaffen suchen.“

Auf wen konnte das anders gesagt seyn, als auf den König selbst, der mit seiner Diana von Poitiers öffentlich im Ehebruche lebte? — Der freymüthige Mann ward also gleich in die Bastille gesetzt, und den 24. Dezember 1559 verbrannt.

Daß sein Urtheil vollstreckt wurde, mag die Ermordung Minards *) sehr viel beygetragen haben — und daß er sein Unglück mit solcher Standhaftigkeit ertrug, und vor seinem Scheiterhaufen geistliche Lieder singen konnte, dankte er einem — Frauenzimmer.

In einem Gefängniß, neben dem Seinigen, saß in Ketten geschmiedet ein junges Mädchen, Namens Caille, auch um der Religion willen, gefangen. Sie hörte, daß Annas bey seinem Verhöre den Richtern Exzeptionen machte, und sich ihrer Jurisdikzion nicht unterwerfen wollte. „Lassen Sie doch, rief sie ihm zu — diese juristische Formalitäten! fürchten

*) Er war Präsident à mortier zu Paris — ein starker Eiferer, der fleißig gegen die Protestanten zu Gerichte saß, und mithin ein Werkzeug Heinrichs II. in Verfolgung derselben war. — Als er nun an diesem Tage von einem solchen Verhöre auf seinem Maulthiere, wie's damals gewöhnlich war, nach Hause ritt, wurde er nicht weit von seinem Hause erschossen. Natürlicher weise kamen die Protestanten in Verdacht dieser Mordthat: allein ein französischer Schriftsteller hat die Nachricht aufbehalten, daß er auf Befehl eines Prinzen getödtet worden sey, gegen den er dem Könige gewaltsame Anschläge gegeben habe. Seit dieser Zeit wird in kurzen Wintertagen das Parlament um 4 Uhr geschlossen.

ten Sie sich, für ihren Gott zu sterben?" Von diesem Augenblicke an war du Bourg entschlossen, das, wovon er sich überzeugt glaubte, mit seinem Blute zu versiegeln. — Einige Tage nach ihm wurde auch sie verbrannt.

Bourrignon, Anna,

Eine bekannte Schwärmerin des vorigen Jahrhunderts, die ihr ganzes Leben geistlichen Betrachtungen weihete; sie glaubte Offenbarungen zu haben, erwartete den Untergang aller politischen Reiche und Religionen in der Welt, an deren Stelle das tausendjährige Reich kommen sollte, und, welches für eine Jungfrau freilich eine sonderbare Spekulazion ist! — schrieb Christo und Adam beyde Geschlechte zu.

Statt ihr etwa einen Mann zu geben, oder sie in ein Arbeitshaus einzusperren, wurde sie verfolgt, hauptsächlich von den Geistlichen, und in Holstein, wo sie die Insel Nordstrand besaß, Hamburg, Holland, rc. herum getrieben.

Indessen ließen ihr diese Wanderungen doch so viel Zeit übrig, daß sie neunzehn Bände von Schriften schreiben konnte, mit deren vollständigen Sammlung ihr treuester Freund und Verehrer, Peter Poiret, im Jahr 1719

die Welt beschenkte. Sie ward gebohren den 13. Jenner 1616, und starb zu Franecker 1680.

Boursault.

Ein pariser Kaufmann, dieses Nahmens, hatte durch den Handel ein großes Glück gemacht, und ließ sich in seinem Alter einfallen, nach dem Beyspiel anderer sich in Ruhe zu begeben. Da er sich aber weder mit Denken noch Lesen, noch mit irgend einem gesellschaftlichen Vergnügen, zu beschäftigen wußte, so fand er bald, daß Müßiggang nicht allezeit mit Zufriedenheit verbunden sey. — Er war schwermüthig zu Hause, und abwesend in Gesellschaften. Letztere vermied er endlich gänzlich, weil er fand, daß seine Krankheit dadurch mehr vermehrt, als gemildert wurde.

Der Himmel hätte ihn mit einem schönen tugendhaften Weibe, und mit einem liebenswürdigen Sohn beglückt, er fühlte aber nichts von diesem Glücke, und machte es zu seiner Beschäftigung, alles um sich unglücklich zu machen.

Sein Sohn wurde durch die Grausamkeit und Verachtung, womit ihm sein Vater begegnete, so betrübt, daß er in eine unheilbare Krankheit fiel, und mit gebrochenem Herzen starb. —

starb. — Boursault hatte sich zwar, so lange sein Sohn lebte, wenig um ihn bekümmert, wurde aber durch seinen Tod völlig aus aller Fassung gebracht. Sein schon vorher hinfälliger Körper konnte diesen neuen Gram nicht ertragen, er wurde gleich nach dem Tode des Jünglings krank und starb. —

Die einzige Erbin seines großen Vermögens war nunmehr seine Nichte Maria L'Essineur, ein schönes und artiges Frauenzimmer, das ausser ihrem Vetter von Jedermann geliebt und geehrt wurde. Geitz war jederzeit Boursaults herrschende Leidenschaft gewesen, er zeichnete sich aber auf eine ganz sonderbare Weise in seinem letzten Willen aus, dessen Hauptinnhalt folgender war: Zweihundert Luidor, welche er im ersten Jahr seines Handels erworben hatte, sollten mit ihm begraben werden, weil er niemand für würdig hielt, die ersten Früchte seines Fleißes zu erben. Von seinem übrigen Vermögen sollte ein Zehntheil nach 10, und ein anderes Zehntheil nach 20 Jahren an seine Nichte, die übrigen acht Zehntheil aber an ihre Kinder, und in Ermangelung derer, oder im Fall sie oder ihre Kinder vor Verfließung des bestimmten Termins verstürben, an das große Hospital in Paris ausgezahlt werden.

Dieses lächerliche Testament wurde, auf Beschwerde der Erbin, von dem Pariser Par-

lament vernichtet; es kann aber wenigstens dienen, die große Gewalt des Geizes, der lächerlichsten aller unsrer Narrheiten in ihrem wahren Licht und ihrer ausschweifendsten Stärke zu zeigen.

Brantwein.

Dieser ist eine Erfindung der Araber, und wurde anfangs sehr geheim gehalten, nachher hat ihn Raymund Lullius, dieser berühmte Polyhistor der damaligen Zeit, auf der Insel Majorka machen gelernt am Ende des dreyzehnten Sekuli, und ihn Aquavitä genannt. Um welcher Kunst willen man dem Raymund schuld gegeben, er besitze den Stein der Weisen, die allgemeine Medizin, weil man sich von den Kräften des Brantweins, der wirklich, zu wenig Tropfen genommen, oder nur daran gerochen, des Menschen Kräfte wunderbar erhebt und stärkt, den Begriff machte, daß er dem Menschen das Leben geben, und ihn von allen Krankheiten befreien könnte. — Und wirklich, so lange der aus Weinhefen gemachte Brantwein noch selten und theuer und ein Geheimniß war, und nur als ein großes Medikament zu wenig Tropfen eingegeben wurde, that derselbe oft wundervolle Würkung.

Es

Es hatte aber Arnold de Villanova, ein damals berühmter und gelehrter Arzt, von dem Raymund die Kunst, Hefenbrantwein zu machen, abgesehen oder erlernt: und von diesem erfuhren es einige Genuesische Kaufleute, welche sofort anfiengen, Wucher damit zu treiben, und diesen Trank in größerer Menge machen zu lassen; da er dann in kleinen Gläsern, wie eine Arzney, in ganz Europa versandt und theuer bezahlt wurde. — Es erfanden auch die Genueser, daß man, in Ermangelung der Weinhefen, aus andern saftigen Früchten, ja sogar aus Mehlwerk, einen ähnlichen Trank bereiten könnte. Alle diese Geheimnisse sind nachher beym Verfall des Genuesischen Handels, sonderlich im funfzehnten Sekulo, entdeckt, und in andern Ländern bekannt und nachgeahmt, und dieser schädliche Trank mit größtem Mißbrauch eingeführt worden.

Der erste, welcher die Bereitung des Brantweins in Schriften bekannt gemacht, ist der in der Mitte des funfzehnten Säkulums berühmt gewesene Medikus, Michael Savonarola, dessen sehr rares Traktätlein: „Von der Kunst den einfachen und zusammen gesetzten Brantwein zu verfertigen (de arte conficiendi aquam Vitæ simplicem & compositam,) im Jahr 1532 zu Hagenau im Elsaß wieder aufgelegt worden, und zu Einführung der Brantwein-

brennerey in Frankreich und Teutschland gar viel beygetragen hat, und man muß sich wundern, mit welchen Lobsprüchen dieser Mann den Gebrauch dieses Tranks dem Markgrafen Leonelli von Este, zu Erlangung langen Lebens, und steter Gesundheit, angerathen habe.

Von dieses Mannes Schrift findet man zwar etwas hie und da; als beym Arnold de Villa Nova, und beym Thadäo Florentino, vom Nutzen dieses feurigen Wassers, aber nichts vom Geheimniß seiner Verfertigung. — Man würde aber heut zu Tage schlechten Dank verdienen: wenn man, wie Savonarola *) von

*) So gab auch Michael Schrick ein Verzeichniß der ausgebrannten Wasser, Augsspurg 1483 heraus, worinn er die Tugenden derselben folgendermaßen beschreibt: „Der geprannt Wein ist gut für das Gicht damit bestrichen. — Wer heyser sey, der bestreiche sich mit geprenntem Wein um den Hals und trinke ihn drey Morgen nüchtern — auch wer alle Morgen trinkte ein halben Löffel voll geprannten Weins, der wird nimmer krank. — Item wenn eins sterben soll, so gieße man im ein wenig geprannten Weins in den Mund, so wird es reden vor seinem Tod — — Wer auch geußet des Weins in einen Todten, der erfaulet noch stinket nimmer auf der Erden noch drunter. — Was Fleisch man damit bestreicht, es sey roh oder gesotten, das faulet noch erstinket nit. Auch wer trüben Wein hat, geußt er geprannten Wein daran, er wird wieder schön. —

Welcher

von den Lebenden seiner Zeit gethan, so viel berühmte Männer, und selbst große Fürsten, als große Liebhaber des Aquavitä gleichsam in einem Katalog aufführen wollte. —

Die Erfindung des Brantweins, sagt Bekmann *), gehört gewiß zu denen Erfindungen, welche die mannigfaltigsten und größten Wirkungen gehabt haben; so wie die Erfindung der Schreibkunst, des Geldes, des Schießpulvers, der Magnetnadel, der Buchdruckerey.

Sie hat neue Künste und Gewerbe hervorgebracht, viele alte erleichtert, verbessert, erweitert. Sie hat den Naturforschern ein neues Untersuchungsmittel der Eigenschaften vieler

Welcher Mensch den Stein in der Blase hat, der trinke sein alle Morgen ein wenig, das zerbricht den Stein, und kommt von im und wird auch gesund. — Auch wer geprannten Wein trinket alle Morgen einest, so stirbt der Wurm, so da wächst bey dem Menschen bey dem Herzen oder an der Lungen oder Lebern. —

Kurz er legt dem Brantwein so viel Heilungskräfte bey, daß er als eine Universalarzney gelten könnte, wenns wahr wäre — Gehör, Gesicht — Magen, Kopf, alles was in und ausser dem Menschen ist, will er damit kuriren.

*) In seinen Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen I. Thl. S. 33.

Körper gegeben. Sie hat heilsame Arzneyen geliefert, aber auch wohlschmeckende Getränke, die, unter dem verführerischen Namen der Lebenswasser, wie langsame Gifte, die Gesundheit aufreiben, und Wachsthum und Leben der Menschen verkürzen. Sie ist eine Quelle von Lastern geworden, welche sich mit der Aufklärung über alle Welttheile zugleich verbreitet. — Sie hat den Fürsten eine Einnahme, und den Unterthanen eine betrügliche Ersparung der Lebensmittel, und den Europäern überhaupt ein Mittel zur Anlockung, Entkräftung, Bezähmung und Unterwerfung wilder Nazionen gegeben.

So viel ist gewiß, daß, nachdem dieser Trank so allgemein, und sonderlich des Morgens getrunken worden, ausser andern noch viel größern Uebeln, nemlich der Berauschung und der Unterdrückung aller vernünftigen Seelenkräfte, insonderheit auch der Durst bey den Menschen zugenommen, und die Verdauung der Speisen abgenommen habe. Denn, weil der Brantwein sehr austrocknet, so verlieren die Säufer desselben alle natürlichen Säfte, und sind gezwungen, durch häufiges Trinken die Auflösung der wenigen Speisen, die sie geniessen können, zu befördern.

Brasilianer.

Diese Nazion schildert uns der Abbee Reynal auf folgende Art:

Sie haben einen Wuchs, wie die Europäer, sind aber nicht so stark. Auch haben sie weniger Krankheiten. Es ist nichts seltenes Hundertjährige unter ihnen anzutreffen. Vormals kannten sie keine Art von Kleidung. Seit der Ankunft der Europäer bedecken sie sich um die Mitte des Leibes. Der Putz der Weiber ist von dem Putz der Männer in sofern unterschieden, als jene die Haare sehr lang, diese sie sehr kurz; jene von dem schönsten weißen Bein Armbänder, diese Halsbänder tragen; jene sich nur das Gesicht, diese ihren Leib bemahlen. — Mit einigen Abweichungen reden sie die Sprache der Topinamtoux. —

Die Nahrung der Brasilianer war vormals wenig abwechselnd. Sie müßte besser geworden seyn, als sie unsere einheimischen Thiere kennen lernten. Indessen fahren doch diejenigen, die an den Küsten wohnen, fort, von Muscheln zu leben, die das Meer auswirft. An den Flüssen nährt man sich allemal mit der Fischerey, und in Wäldern mit der Jagd. Das Leere, welches diese ungewissen Mittel oft zurück lassen, wird mit einigen Wurzeln ausgefüllt.

Die

Die Arbeit ist diesen Wilden unerträglich. In die Unthätigkeit, das Essen, Trinken und Tanzen theilen sie ihr ganzes Leben ein. Ihre Gesänge sind nichts, als ein einförmiger länge anhaltender Ton. Der Stof davon ist gewöhnlicher weise ihre Liebe, oder ihre kriegerischen Eroberungen.

Sie verehren kein höchstes Wesen, da sie an keines glauben; und fürchten keine Zukunft, weil sie keinen Begriff davon haben. Indessen haben sie doch Wahrsager, die, durch ausserordentliche Verdrehungen, ihre Leichtgläubigkeit oft so sehr überraschen, daß sie die gewaltsamsten Bewegungen unter ihnen verursachen. Entdeckt man aber ihre Betrügereyen, so werden sie ermordet, dadurch wird der Lügengeist doch ein wenig im Zaum gehalten.

Die Begriffe von Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, welche bey uns aus dem Begriffe von einem höchsten Wesen herstammen, sind diesen atheistischen Völkern unbekannt. Sie begreifen nicht, wie es Menschen giebt, die kühn genug sind, zu befehlen. Noch weniger können sie sich einbilden, wie man Leute findet, die gehorchen wollen. Sie erzeigen nur denen aus ihnen mehr Hochachtung, welche die meisten Feinde erlegt haben.

Die Brasilianer leben alle nach ihrem Wunsch. So wie die meisten Wilden binden sie sich nicht sehr

sehr an ihren Geburtsort. Die Vaterlandsliebe, die in polizirten Staaten eine herrschende Leidenschaft ist, unter guten Regierungen bis zur Schwärmerey geht; unter bösen zur Gewohnheit wird; die bey jeder Nazion durch ganze Jahrhunderte ihren Charakter, ihre Gebräuche, und ihren Geschmak erhält; diese Liebe ist ein blos erkünsteltes Empfindniß, welches in der Gesellschaft entstehet, aber in dem Stande der Natur unbekannt ist. Der moralische Lebenslauf des Wilden ist dem moralischen Lebenslauf des in Gesellschaft lebenden Menschen ganz entgegen. — Dieser genießet der Wohlthaten der Natur nur in seiner Kindheit. Nach dem Maaße, als sich seine Kräfte und sein Verstand entwickeln, verliert er das Gegenwärtige aus den Augen, um sich ganz mit dem Künftigen (zeitlicher Vortheile) zu beschäftigen. So vergeht das Alter des Vergnügens in eitlen Hirngespinsten und in Bitterkeit. — Da der Mensch unaufhörlich die Freyheit bedauret, die er jederzeit aufgeopfert hat, kommt er seufzend auf seine ersten Jahre zurück. Er denkt voll Zärtlichkeit an den Aufenthalt seiner Kindheit. Das Andenken seiner unschuldigen Vergnügungen verschönert unaufhörlich das Bild seiner Wiege, und hält oder führt ihn in sein Vaterland zurück; während daß der Wilde, der in jedem Zeitpunkte seines Lebens aller derjenigen Ergötzungen und Güter genießet, die dieser

Zeitpunkt mit sich bringen muß, und der sie nicht der Hofnung eines müßigen Alters aufopfert; findet auf gleiche Weise überall Gegenstände, die mit seinen Wünschen übereinstimmen; fühlt, daß die Quelle seines Vergnügens in ihm selbst, und sein Vaterland überall ist.

Wenn sich gleich die Ruhe der Brasilianer auf keine Gattung der Gesetze gründet, so ist doch in ihren kleinen Gesellschaften nichts so selten, als Uneinigkeiten. — Wenn durch die Trunkenheit, oder einen unglücklichen Zufall, ein Gezänk entstehet, und einer dabey ums Leben kömmt, so wird der Mörder den Anverwandten des Todten ausgeliefert, die ihn, ohne viel darüber Gericht zu halten, ihrer Rache aufopfern. Alsdann versammeln sich beyde Familien, und vereinigen sich bey einem lärmenden Feste wieder.

Jeder Brasilianer nimmt so viel Weiber, als er will oder haben kann, und entlässet sie wieder, wenn er kein Belieben mehr an ihnen findet. Diejenigen Weiber, welche ihren Eyd brechen, werden mit dem Tode bestrafet, und man spottet des betrogenen Mannes nicht, wie bey uns. — Die Mütter bleiben nach ihrer Niederkunft nur ohngefähr einen oder zwey Tage im Bette; dann tragen sie ihre Kinder in einer wollenen Binde an dem Hals, und gehen ohne Gefahr wieder an ihre gewöhnlichen Arbeiten.

Die

Die Reisenden werden in Brasilien mit ganz besondern Ehrenbezeugungen aufgenommen. Die Weiber müssen ihnen die Füße waschen. Man vernachläßiget nichts, ihnen wohl zu begegnen; aber es würde eine unverzeihliche Beleidigung seyn, eine Familie, von der man gut aufgenommen worden, zu verlassen, um zu einer andern zu gehen, wo man noch besser aufgenommen zu werden hoffen könnte. — Diese Gastfreyheit ist der schönste Charakter der Wilden.

In ihren Krankheiten stehen sie einander mit mehr als brüderlicher Liebe bey. Hat einer unter ihnen eine Wunde, so findet sich sein Nachbar sogleich ein, sie ihm auszusaugen; und alle Dienste der Menschlichkeit werden mit einem dieser ersten Sorgfalt würdigen Eifer geleistet. Sie vernachläßigen die heilsamen Pflanzen nicht, welche ihnen ihre Wälder verschaffen; aber sie finden die Enthaltsamkeit nützlicher als alle Mittel. Der Kranke muß sich aller Nahrung enthalten.

Ihre Todten begraben sie stehend in eine runde Grube, und erzählen dabey ihre Thaten und Tugenden mit viel Gefühl. Sie setzen ihnen Marksteine; und niemals nähern sie sich diesen Denkmälern des Schmerzens, ohne ein entsetzliches Geschrey zu machen, das ihrem Kriegsgeschrey ziemlich nahe kommt.

Der

Der Stolz der Brasilianer besteht darinn, daß sie viele gefangen nehmen. Die Gefangenen bringen sie hernachmals in das Dorf des Ueberwinders, wo sie erwürget, und feyerlich verzehrt werden. Das Fest dauert lang, und während dessen ermahnen die Alten ihre jungen Krieger, unerschrocken zu streiten, um den Ruhm der Nazion auszubreiten, und oft einem so herrlichen Gastmale beywohnen zu können. Diese Begierde nach Menschenfleisch geht doch niemals so weit, daß sie die in der Schlacht gebliebenen Feinde essen sollten; sie schränken sich nur auf diejenigen ein, welche lebendig in ihre Hände gekommen sind, und die mit gewissen Formalitäten umgebracht werden. Es scheint, daß die Rache allein ein Gericht würze, welches die Menschlichkeit verabscheuet.

Das Schicksal der Kriegsgefangnen war nach dem verschiedenen Alter der Vernunft verschieden. Die polizirtesten Nazionen wechseln sie aus, oder geben sie zurück, wenn Friede wird. — Die halbbarbarischen Völker eignen sie sich zu, und bringen sie in die Sklaverey. — Die gemeinen Wilden ermorden sie, ohne sie zu peinigen. Die Wildesten peinigen, erwürgen und essen sie. Das ist ihr Völkerrecht.

Die Neigung, Menschenfleisch zu fressen, ist die Frucht der Faulheit. Der polizirte Mensch lebt von seiner Arbeit — der Wilde lebt

lebt von der Jagd. — Unter uns ist das Rauben die kürzeste, und am mindesten beschwerliche Art, etwas zu gewinnen. — Seines Gleichen tödten, und ihn essen, wenn man es gut findet, ist für einen Wilden die am mindesten beschwerliche Jagd — man erlegt leichter einen Menschen, als ein Thier. — Unter uns will ein Fauler Geld haben, ohne sich anzustrengen, es zu gewinnen; und der nehmliche Fehler führt einen und den andern zu dem nemlichen Laster: denn die Faulheit ist, wie gesagt, überall eine Menschenfresserey, und unter diesem Gesichtspunkte ist sie noch gemeiner in der Gesellschaft, als in den tiefsten Wäldern. Wenn es jemals möglich ist, diejenigen unter den Wilden auszuforschen, die sich der Menschenfresserey ergeben, so wird man sie schwach, faul, feig, und von allen, unsern Mördern und Bettlern eigenen, Lastern beherrscht finden.

In Brasilien werden die Todtenköpfe sehr kostbar aufbewahrt. Man rühmt sie den Fremden als Denkmäler der Tapferkeit und des Sieges an. — Es ist bey ihnen Schönheit, in den Gefechten verunstaltet zu werden. In diesen Ländern muß ein Mann, der gefallen will, mit Blute besudelt seyn. — Diese Grundsätze machten es den Portugiesen im Anfange unmöglich, sie zu unterjochen. Von ihnen aufgereizt, ergriffen sie die Partey, alle Euro-

påer, die sie habhaft werden konten, zu tödten und aufzufressen.

Braunschweig (Herzog Maximilian Leopold von).

Dieser edle Held und Menschenfreund ward den 10ten October 1752 zu Braunschweig geboren, und war der jüngste unter seinen Brüdern. Je beliebter sich der junge Fürst seinen Durchlauchtigsten Eltern schon in der frühesten Jugend machte, desto sorgfältiger waren sie für seine Erziehung, und die Bildung seines Herzens besorgt.

Man trug das Erziehungsgeschäft zuerst dem Herrn von Walmoden, dann dem Herrn von Kampen, und endlich dem jetzigen Obristhofmeister bey der verwitweten Herzoginn von Braunschweig K. H. dem Herrn von Bülow auf. Geschickte Unterlehrer unterrichteten den jungen Prinzen in allen seinem Stande nöthigen Wissenschaften. — In den Religionskenntnissen unterwies ihn der berühmte Abt Jerusalem, der auch das Glaubensbekenntniß hat drucken lassen, das der Prinz bey seiner Konfirmazion ablegte.

Im Jahre 1764 ward der Oberste von Warnstädt zu seinem Führer ernannt. Im

Jahre

Jahre 1770 besuchte er mit seinem Oheim, dem Könige von Preußen, die schlesischen Revüen, und war bey der berühmten Zusammenkunft des Königs mit Kaiser Joseph II. zugegen.

Im November 1771 reisete er mit dem Obersten von Warnstädt nach Straßburg, und nützte daselbst den Unterricht der geschicktesten Lehrer in militärischen und andern Wissenschaften, die zur Bildung eines Generals nothwendig sind. — Von hieraus machte er eine Reise durch verschiedene Provinzen von Frankreich. Im May 1772 kam er nach Braunschweig zurück, und im September eben desselben Jahrs ward er zu Sonnenburg zum Johannitermaltheserritter geschlagen.

Im Anfange des Jahrs 1775 gieng er mit eben diesem Obersten von Warnstädt über Wien nach Italien. Sein Reisegesellschafter war der beste, den er wählen konnte, um alle nützliche Kenntnisse einzusammeln, der Hofrath Leßing. — In Italien besuchte er alle durch Alterthümer, Gelehrsamkeit und Kunstwerke berühmte Oerter, und benutzte sie als würklicher Kenner. Noch mehr suchte er aber sowohl berühmte als gute Menschen kennen zu lernen und zu beobachten. Dies war sein größtes Vergnügen gewesen, wie man, so oft er von seinen Reisen erzählte, deutlich merken konnte.

Am Ende des Jahrs 1775 kehrte er wieder nach Teutschland zurück, und widmete sich nun seiner Bestimmung. Der König von Preußen ernannte ihn am 12ten Jenner 1776 zum Obersten, und gab ihm das erledigte Regiment von Düringshofen, und der Herzog erwarb sich in Frankfurt an der Oder, wo dasselbe stand, bald die allgemeinste größte Bewunderung und Liebe.

Im Jahr 1778 und 79 gieng er nebst seinem Regimente mit der Armee unter den Befehlen des Prinzen Heinrichs von Preußen nach Sachsen und Böhmen. Im letztern Lande war er bey allen kriegerischen Expeditionen gegenwärtig, und zeigte sich immer von dem edlen großen Muthe belebt, der sein ganzes fürstliches Haus von jeher ausgezeichnet hat, und noch auszeichnet. —

In Sachsen widmete er seine Zeit während der Winterquartiere, nächst seinen Berufsgeschäften, vorzüglich den Wissenschaften, und den Beweisen der Menschenliebe, und würdigte dort, wie an jedem Orte, jeden verdienstvollen Mann, von welchem Stande er auch seyn mochte, seines gnädigen Zutrauens.

Vom Jahr 1779 an, blieb er ununterbrochen in Frankfurt, und übte da Wohlthätigkeit, und jede andere Tugend auf eine solche

Art

Art aus, daß kein Einwohner der Stadt ihn vergessen wird, und die spätesten Nachkommen ihn segnen werden.

Im Jahre 1782 erhielt er die Würde eines Generalmajors; und nun mußte dieser edle Held mitten in der Laufbahn seines Glücks zum größten Leidwesen aller die ihn kannten, zwar auf eine edle, aber traurige Art am 27 April 1785 sein Leben endigen, da er eben begriffen war, unglücklich nothleidende Menschen aus den Fluthen des Wassers zu retten.

Hier sind noch einige Züge, die uns von seinem Charakter urtheilen lassen können, was die Welt an ihm verloren hat: Er ließ monatlich 162 Thaler an bestimmte Arme und Nothleidende aus seiner Schatulle auszahlen. Er selbst gab andern monatlich noch mehr als diese Summe.

In der Garnisonschule seines Regiments, unterhielt er einen Lehrer und viele Kinder, und theilte den Letztern zur Ermunterung ihres Fleißes öfters Geschenke an Büchern und Denkmünzen aus.

Viele arme verwaisete Kinder ließ er auf seine Kosten Handwerke lernen. — Als einmal zwey arme Kinder, die durch seine Vermittlung in das Berlinische Waisenhaus aufgenommen waren, dahin geschickt werden sollten,

ten, gieng er Morgens um 5 Uhr bey einer sehr rauhen Witterung selbst zu dem Fuhrmann, um zu sehen, ob sie auch gut vor dem Wetter verwahrt wären. — Als er fand, daß dieses nicht hinlänglich geschehen war, hieng er den Kindern seinen eigenen Ueberrock um, sah sie erst abfahren, und gieng dann im Regen ohne Ueberrock nach Hause.

Oft gieng er viele Treppen in Dachstuben hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth er erfahren hatte, aufzusuchen, und ruhte nicht eher, als bis er ihnen, wenn es anders möglich war, geholfen hatte.

Würdig, ewig zu leben, muß die Welt nur allzu früh seinen Tod beweinen! — —

Ueber den Tod dieses würdigen Prinzen erschienen eine Menge Oden, die sein Andenken verherrlichen, aber die beste von allen ist noch immer jene der berühmten Dichterin Mad. Karschin, ob sie sie gleich gegenwärtig in ihrem 63sten Jahre verfertigte. — Wir wollen die letzten Strophen unsern Dichtkunstfreunden mittheilen:

Dreymal wollt' er seine Stimm' erheben
Aus der Tiefe, dreymal seufzt' er auf:
„Gott! ich opfre willig dir mein Leben,
Bändige nur dieser Wogen Lauf!“

Und

Und sein Opfertod ward angenommen
Von dem Herrscher über Erd' und Meer;
In der Fluth ist keiner umgekommen,
Keiner ward ein Wellenraub, als Er —
Ihn beweinet alle Welt, ihn klaget
Selbst die nun gezähmte Viadrus;
Durch ein traurig Wellenmurmeln saget
Ers der See, in die er stürzen muß.

Brentius.

Stolz und Dummheit haben die Ehre nahe miteinander verwandt zu seyn. Wer wird den klug nennen, der seine eigenen Absichten vereitelt? Thut aber der Stolz wohl etwas anders? Er unternimmt alles, um Ehre zu erwerben, und er thut alles, was ihn verächtlich machen kann. — Ist er ein Mann von Stande, so wird er gehaßt, verabscheut, — ist ers nicht, so wird er mit Recht verlacht und ausgezischt.

Der zu seiner Zeit so sehr beliebte und berühmte Prediger Brentius hatte einen Sohn, den man mehr aus Hochachtung gegen seinen ehrlichen Vater, als wegen seinen eigenen Verdiensten *), zum Doktor machte. — Stolz,

*) Es geht mehr Dummköpfen berühmter Vorfahren so.

und von dieser seiner erhaltenen Würde wie berauscht, kam er von der hohen Schule in seine Vaterstadt zurück. In seiner Einbildung war Niemand über ihn.

Einst gieng dieser stolze Geck mit seinem verdienstvollen Vater spazieren, und war, wer sollte dies denken? so unverschämt, die Oberstelle vorsetzlich zu suchen. „Mir gebührt der Rang, sprach er zu seinem Vater, weil ich nun kreirter Doktor bin, und Sie nur schlechtweg Prediger sind.“

„Du hast recht, sagte der Alte in seinem väterlichen Amtseifer: Geht doch der Esel immer vor seinem Treiber her.“

Britten.

Stolz auf diesen Namen, den die Engländer zwar von Alters her besaßen, seit der Vereinigung Schottlands mit England aber sich wieder beylegen, blicken sie auf die mehresten andern Nazionen Europens oft mit einer ungeziemenden Verachtung herab und wähnen — Herrn der Meere zu seyn — wiewohl ihnen diese Herrschaft nicht selten streitig gemacht worden. — Nirgends sind die Charaktere verschiedener, als in dieser Insel, veränderlich wie ihr Klima und das Meer hängen sie nicht selten besondern Lau-

nen

nen nach, die zwar öfters ins unartige, doch auch noch öfterer ins gute und rechtschaffene arten.

An einem sehr unfreundlichen Wintertage giengen zwey arme hypochondrische Engländer miteinander in den Park. „Es verlohnt sich doch nicht der Mühe, sprach der eine, in einer so elenden Welt, als diese ist, zu leben. Freund, sprach er ganz pathetisch, laß uns heraus gehen, und stieß sich ein Messer in die Brust.“

„Das wäre nicht brittisch gedacht, sprach der andere, ich muß dich und mich in dieser elenden Welt zu erhalten suchen, die vielleicht für uns beyde noch einmal recht gut werden kann.“ Sein Freund zog ihm das Messer wieder aus der Brust, und die Wunde, welche nicht tödtlich gewesen war, ward in einigen Tagen glücklich zugeheilt.

Da er gleichsam wieder in die Welt und das Leben zurückgekehrt war, fiel ihm eine sehr ansehnliche Erbschaft zu; sogleich suchte er seinen Freund auf, umarmte ihn, und sprach: „Du hast recht, mein lieber Freund, diese Welt ist für uns beyde noch recht gut geworden; siehe, so und so viel hab' ich geerbt. Nimm mein Herz, und die Hälfte meines Vermögens an, du hast mein Leben erhalten, und ich werde gewiß mein Vermögen nicht verlieren, wenn ich es mit dir theile.“

Diese sympathetische Seelen leben nun so vergnügt, als ein Britte nur leben kann. Keiner ist nunmehr hypochondrisch, und der Erste wird nicht mehr in die Versuchung kommen, durch ein Messer aus der Welt zu gehen, und der andere weiter nöthig haben, seinem Freunde das Messer aus der Brust zu ziehen.

Ein andrer Britte, ein Kaufmann, gieng auf der Strasse, und stieß mit seinem Fuß eine Goldbörse fort, die vor ihm im Wege lag. — Er nahm sie auf, eröfnete sie, und fand eine beträchtliche Anzahl Goldstücke darin, nebst einem Zettel, auf welchem weiter nichts, als die Worte stunden: „Wers braucht."

„Ich brauche nichts," sprach der edle Britte, und gab die gefundene Geldbörse ganz gelassen einem alten Greise, der so eben arm und lebenssatt daher gewankt kam. —

Verschiedene lockere Buben in London suchten Gelegenheit, einen sehr sittsamen, und wohlerzogenen jungen Menschen von guter Familie in ihre Schlingen zu locken, und es gelang ihnen, den unschuldigen Jüngling zu verführen. Sie brachten ihn in ein Haus, wo Sitten und Tugend nur lächerliche Namen waren. Hier reitzte man ihn durch unwiderstehliche Versuchungen, die Unschuld seines Lebens für Gewissensbisse zu vertauschen.

So sehr man aber auch in ihn drang, so viele Liebkosungen ihm auch von den verführerischen Personen des Hauses gemacht wurden, blieb er doch standhaft, und drohete, mit seinem Degen sich alle diejenigen vom Halse zu schaffen, die ihn beleidigen würden, wenn es auch sein Leben kosten sollte.

Man zog gelindere Saiten auf, lobte seine große Empfindung für die Tugend, und legte seinen Sitten und seiner Unschuld die schmeichelhaftesten Lobsprüche bey. — Es ward stark getrunken, und der gute Jüngling war kein Verächter des schäumenden Champagners. Aber wie leicht verführt der Wein und der Blick einer Buhlerin? Nach geringem Widerstande verlohr der tugendhafte Jüngling seine Unschuld auf ewig.

Er schlief hierauf in den Armen der Wollust, aber die Szene bey seinem Erwachen war unerwartet und schrecklich. „Mädchen, sprach er ganz gelassen und gleichgültig, Menschen ohne Tugend und Ehre haben nichts auf der Welt zu verlieren, wir sind ein Paar elende Kreaturen, laß uns heraus gehen, daß etliche Schandflecken weniger darinnen sind.“

Gleich darauf griff er nach seinem Degen, durchstach sie, riß denselben sogleich wieder

aus ihrer Brust, und stieß sich ihn darauf selber durchs Herz.

Bruderliebe.

Die brüderliche Verwandschaft wird von der Natur nicht durch Wahl gemacht, und ob sie gleich vieles mit der Freundschaft gemein hat, so hat sie doch eine Verbindlichkeit, die eher gewesen ist, als diese; folglich verlangen Natur und Vernunft, daß zwischen Brüdern eine besondere Zuneigung sey.

Eine herzliche Liebe des Wohlwollens, ein eifriges Bestreben nach des andern Wohlfahrt, und eine unermüdete Dienstfertigkeit, sind die vorzüglichsten Pflichten, die die brüderliche Verbindung fordert; und obgleich die Freunde auch ihren Antheil daran haben müssen, so sind doch die Ansprüche der Verwandschaft die ersten, und gemeiniglich die stärksten.

Kem-Ku, ein Schüler des Konfuzius, der auch über ihn kommentirt hat, liefert uns das folgende Beyspiel brüderlicher Zuneigung.

Der König von Ku-cho hatte drey Söhne, und da er, wie viele andere Aeltern, den jüngsten am meisten liebte, so erklärte er ihn wenige Tage vor seinem Ableben zu seinem Nachfolger,

folger, ob das gleich den Gesetzen des Königreichs gänzlich zuwider war. Daher hielt sich auch das Volk nach seinem Tode für berechtigt, ohne etwas sträfliches zu thun, den Aeltesten auf den Thron zu erheben.

Der neue König aber, der sich der letzten Worte seines Vaters erinnerte, verwarf dies Anerbieten; indem er die Krone annahm, so setzte er sie seinem jüngern Bruder auf den Kopf, und erklärte öffentlich, daß er ihrer entsage, und sich derselben nicht würdig hielte, da er in dem Willen seines Vaters davon ausgeschlossen sey, und sein Vater das, was er gethan hätte, itzt nicht zurücknehmen könnte.

Sein Bruder, der durch solche edelmüthige Handlung gerührt war, bat ihn sogleich, sich der Neigung des Volks nicht zu widersetzen, das ihn zum Regenten haben wollte. Er führte an, daß er allein der rechtmäßige Besitzer der Krone wäre, die er ausschlüge, und daß ihr Vater die Gesetze des Königreichs nicht übertreten könne; daß er durch eine übermäßige Liebe zu ihm, wäre hintergangen worden, und daß das Volk die Macht hätte, jeden Eingriff in die festgestellten Gesetze zu verhindern, oder wieder gut zu machen.

Allein nichts war im Stande, seinen Bruder zu bereden, die Krone anzunehmen. — Es

war

war ein glorreicher Streit zwischen diesen beyden Prinzen; und da sie gewahr wurden, daß derselbe kein Ende haben würde, so begaben sie sich beyde vom Hofe weg. Da auf diese Art ein jeder den Sieg behalten und verlohren hatte, so giengen sie hin, ihre Tage in ruhiger Einsamkeit zu endigen, und überließen das Königreich ihrem andern Bruder.

Der römische Kaiser Vespasian *), der gehört hatte, daß Domitian sich allen Arten von Ausschweifung überlassen, und ein höheres Ansehn, als einem Sohn zukam, angenommen hatte, ward höchlich gegen ihn aufgebracht. Hierauf nahm sich der älteste Sohn Titus seines Bruders an, und erinnerte den Kaiser, nicht zu hitzig zu verfahren. „Da es dein eigner Sohn ist, sagte er, so ist es billig, daß du gütig gesinnet, und von Vorurtheilen frey seyest. Weder Flotten noch Legionen sind so mächtige Stützen der kaiserlichen Würde, als eine zahlreiche Familie in dem kaiserlichen Hause. Die Zahl unsrer Freunde vermindert sich mit der Zeit; wann wir glücklich sind, so nehmen sie an unserm Wohl mit Antheil; aber in unsern Widerwärtigkeiten werden uns nur die nächsten Angehörigen Gesellschaft leisten. Selbst unter Brüdern, setzte er hinzu, werden Friede und

*) Siehe den Sueton.

und Einigkeit nicht lange dauern, wo ihr gemeinschaftlicher Vater ihnen nicht ein Beyspiel darin giebt."

Vespasian ward zwar durch diese Gründe nicht gänzlich mit dem Domitian ausgesöhnt, doch gefiel ihm diese zärtliche Zuneigung des Titus.

Nach dem Tode des Kaisers kam die Regierung auf den Titus; Domitian aber erregte große Unruhen in Rom, indem er vorgab, daß ihm sein Vater einen Antheil an der Regierung vermacht hätte, daß aber sein letzter Wille wäre verfälscht worden; doch konnte sich Titus nicht entschließen, weder ihn zu bestrafen, noch zu verbannen; sondern behandelte ihn vielmehr als einen Mitregenten, und beschwor ihn oft, wenn sie beyde allein waren, daß er doch einen Bruder nicht hassen sollte, der eine aufrichtige und zärtliche Neigung zu ihm trüge.

Darius, König von Persien, hatte drey Söhne von seiner ersten Gemahlin, der Tochter des Gobrias; die alle gebohren waren, ehe er zum Besitz der Krone kam; und vier von der Atossa, der Tochter des Cyrus, die alle nach seiner Gelangung auf den Thron gebohren waren. Artabazanes, den Justin Artimenes nennt, war der Aelteste unter den ersten, und Xerxes unter den andern.

Artaba-

Artabazanes führte an, daß nach Gewohnheit und Gebrauch aller Völker das Recht der Nachfolge vorzüglich vor allen andern ihm zukäme. — Der Grund des Xerxes war, daß er der Sohn der Atossa wäre, der Tochter des Cyrus, der das persische Reich gegründet hätte, also wäre es billiger, daß die Krone des Cyrus auf einen von seinen Nachfolgern käme, als auf einen andern. In diesem Gedanken bestärkte den Letztern auch Demarat, ein spartanischer König, der eben damals am persischen Hofe sich aufhielt.

Artabazanes war nicht zugegen, als der König starb; und Xerxes nahm sogleich alle Kennzeichen der königlichen Regierung an, und übte alle ihre Gewalt aus. Als aber sein Bruder nach Haus kam, verließ er den Thron, gieng seinem Bruder entgegen, und erzeigte demselben alle mögliche Ehrerbietung. Sie kamen überein, ihren Oheim Artabanes zum Schiedsrichter ihres Streits zu machen, und ohne fernere Berufung auf seinem Ausspruch zu beruhen.

Die ganze Zeit über, daß dieser Streit dauerte, erzeigten diese Brüder einander alle Beweise einer wahrhaftig brüderlichen Zuneigung; da die Hochachtung und Vertraulichkeit, die sie gegen einander trugen, alle Furcht und Verdacht auf beyden Seiten verbannete, dagegen

dagegen aber eine ungezwungene Fröhlichkeit und vollkommene Sicherheit hervorbrachte.

Ein Schauspiel, setzt Justin hinzu, das unsrer Bewundrung höchlich werth ist, zu sehen, mit welcher Mäßigung und Kaltblütigkeit diese Brüder eine Entscheidung erwarteten, die das größeste Reich galt, das damals auf der Welt war, da die mehresten Brüder wegen einer kleinen Erbschaft einander grausam begegnen.

Als Artabanes seinen Ausspruch zu Gunsten des Xerxes that, so warf sich Artabazanes sogleich nieder, erkannte ihn für seinen Herrn, und setzte ihn mit eigner Hand auf den Thron; durch welches Verfahren er eine wahrhaftig königliche Größe der Seele, die unendlich über alle menschliche Würden erhaben war, an den Tag legte.

Diese bereitwillige Beruhigung in einem seinem Nutzen so nachtheiligen Ausspruche, war nicht die Würkung einer künstlichen Staatsklugheit, die bey Gelegenheit an sich zu halten weiß, sondern sie entstand aus wirklicher Ehrfurcht für die Gesetze, einer aufrichtigen Liebe zu seinem Bruder, und einer Gleichgültigkeit gegen das, was die Ehrbegierde der Menschen so sehr entflammet, und so oft die nächsten Verwandten gegen einander in Waffen bringt; denn

er blieb sein Lebenlang den Vortheilen des Xerxes getreu, und suchte mit solchem Eifer dieselben zu befördern, daß er in seinen Diensten in der Schlacht bey Salamis sein Leben verlohr *).

Brücke, neue, (Pont-neuf).

Die neue Brücke, sagt ein neuer philosophischer Schriftsteller, ist für Paris gerade das, was das Herz für den Körper des Menschen ist — der Mittelpuukt der Bewegung und des Kreislaufs. Die Ebbe und Fluth der Einwohner und Fremden ist in dieser Gegend so stark, daß es nichts weiter bedarf, um jeder Person, die man immer suchen mag, aufzustoßen, als nur eine Stunde des Tages auf dieser Brücke spazieren zu gehen.

Die Spionen der Polizey pflanzen sich an diese Brücke hin. Sehen sie nach einigen Tagen ihren Mann nicht, so bleiben sie dabey, daß er gar nicht mehr in Paris sey. Die Aussicht ist von der Königsbrücke schöner; aber auffallender von der neuen. Da bewundern so wohl Pariser als Ausländer die Statue Heinrichs IV. zu Pferde, und alle nehmen ihn einstimmig

*) Siehe den Plutarch und Justin.

stimmig als das Muster von Güte und Herablassung an.

Ein Bettler verfolgte an einem Festtage einen Mann immer längs den Fußgängen hinab, und erbettelte um des heiligen Peters, um Josephs, um der Jungfrau Maria und ihres lieben Sohns, um Gottes Willen ein Allmosen. Endlich kam er bis zur Statue Heinrichs IV. — „Ach, um Heinrichs des IV. willen! schrie er; um Heinrichs des IV. willen! —“ Da nimm! und er gab ihm einen Luidor.

Ein Mann, der Gypsabdrücke zu verkaufen hatte, trug ihrer zweye herum; die eine vor, und die andere hinter sich. Es waren die Abdrücke Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. — „Was kostet die erstere? —“ „Sechs Franken, mein Herr!“ „Und die andere? verkauft ihr sie auch?“ „Ich trenne sie nicht, mein Herr, denn ohne Heinrichen werd ich Ludwigen nicht los.“

Am Fuße der Brücke halten sich die listigen Werber auf, welche man nur Seelenverkäufer zu nennen pflegt. Sie werben Mannschaft für die Obristen, die sie dann wieder an den König verkaufen.

Der große Thomas, das Haupt aller Marktschreyer, hatte ehedem seine Bude auf

dieser Brücke aufgeschlagen. — Hier sein getreu entworfenes Bild zur Befriedigung aller, die ihn nicht kannten.

Er war schon von weitem durch seine riesenmäßige Figur und den weiten Umfang seiner Kleidungen kenntlich. Auf einem stählernen Wagen erhöhet, prangte sein erhobenes, mit einem weitleuchtenden Federbüsche geputztes Haupt eben so weit; als das Haupt Heinrichs IV. zu Pferde hervor. Seine männliche Stimme erscholl bis an beyde Enden der Brücke, bis an die beyden Ufer der Seine hin. Das Zutrauen des Volks umgab ihn von allen Seiten, und die Zahnschmerzen schienen zu seinen Füßen ihre peinigende Gewalt zu verlieren. — Die sich täglich zudrängende Menge seiner Bewunderer, gleich einem Strome, der bey allem Ablaufe doch immer gleich angeschwollen bleibt, ermüdete nicht, ihn anzustaunen. Sie flehten ohne Aufhören mit aufgehobnen Händen um Hülfe. Man sah längst den Fußtritten die Aerzte betreten und neidisch über seinen Erfolg davon eilen. Und — um endlich den letztern Zug zum Lobe dieses großen Mannes zu zeichnen, — er starb, ohne daß er sein eignes Talent erkannt hatte.

Ein Engländer — wenigstens sagt man es — wagte vor einigen Jahren eine Wette,

daß

daß er 2 Stunden hinter einander die Brücke auf und ab spazieren, dem Volke ganz neue zu 6 Livres geschlagene Thaler für 80 Sous anbieten, und doch nicht einmal einen Beutel mit 1200 Thaler, den er unter seinem Arm trug, erschöpfen wollte.

Er fieng seinen Spaziergang wirklich an, und schrie laut: „Wer ganz neue zu 6 Franken geschlagene Thaler haben will? ich gebe sie für diesen Preis!“ Mehrere Vorbeigehende rührten an, befaßten die Thaler, giengen ihren Weg weiter, und zuckten mit den Worten: „sie sind falsch, wirklich falsch,“ die Achseln. — Andere, die eben so, wie die ersteren, über die neue Betrügerey seufzten, gaben sich nicht einmal die Mühe, sich aufzuhalten, oder hinzusehen. Endlich hat sich eine gemeine Frau mit Lächeln dreye aus, untersuchte sie lange Zeit, und sagte endlich den Zuschauern: „ich wage aus Neugierde drey Stücke von 80 Sous.“ Der Mann mit dem Beutel verkaufte während der ganzen Promenade von 2 Stunden nicht mehr, als diese drey Stücke. Er gewann also die Wette reichlich gegen seinen Gegner, der die Denkungsart des Volks entweder weniger studiert hatte, oder weniger kannte, als er.

Brühl, (Graf von)

Kann in verschiedenen Punkten mit dem Kardinal Richelieu verglichen werden: Er hatte über August III. eine so vollkommene Gewalt, als dieser über Ludwig XIII. — Er wußte sich ein verhältnißmäßig eben so großes Vermögen zu erwerben. — Eben so hatte er seine Leibwache, und seine Leute wurden besser gehalten und bezahlt, als die Königlichen, daß man seine Dienste vorzog. — Endlich erhielt er sich auch auf seinem Posten, bis an sein Ende.

— Hingegen auf einer andern Seite gieng Richelieu dem Könige im Tode voran, Brühl folgte, und daß dieses bald geschahe, schien für ihn gut zu seyn. — Richelieu war in seinen politischen Operazionen tiefer und glücklicher, und sein Genie konnte, ohne sich zu verwirren, mehrere Gegenstände zugleich umfassen.

Ungeheuer war die Garderobe, die Brühl hinterließ, und noch sind die Wunden nicht alle geheilt, die er durch das Falliment der Steuer-Kredit-Kasse sehr vielen Familien geschlagen hat, die dadurch ihr ganzes Vermögen, oder den größten Theil desselben verlohren haben.

Daß einer seiner Söhne ein Freund Gellerts war, läßt von demselben ein besseres Herz vermuthen, als man dem Vater zuschreibt,

ungeachtet er der freundlichste Mann am Hofe war. —

Brull.

Im Jahre 1539 kam ein gewisser Peter Brull, ein Lothringer, nach Straßburg, wohin er an Kalvins Stelle berufen war. Nachdem er sein Lehramt daselbst einige Jahre verwaltet hatte, rief ihn die protestantische Gemeine zu Dornick in Flandern zu sich. Er nahm die Stelle an, wie wohl sie mit Lebensgefahr verknüpft war. Denn alle Jahre wurde zweimal ein spanisches Mandat publicirt, durch das den Evangelischen der Aufenthalt in den Niederlanden bey Lebensstrafe verboten wurde. Das natürlichste Mittel, auf die Lehrsätze der Protestanten desto aufmerksamer zu machen.

Brull reiset also nach Dornick, prediget da in den Häusern und an abgelegenen Orten, und geht auch in der Stille in der Nachbarschaft, zu Valenziennes, Arras, Douai ꝛc. umher. Im Oktober 1544 kehrte er nach Dornick zurücke, wird aber verrathen, und überall aufgesucht.

Er wechselt Kleider und Aufenthalt, findet aber endlich doch nöthig, den Ort ganz zu

verlassen. Man läßt ihn an einem Stricke über die Mauer hinab, und er setzt sich unten nieder, um zu seiner Reise Kräfte zu sammeln. Einer seiner Freunde lehnt sich noch einmal über die Mauer, um ihm leise das letzte Lebewohl zu sagen, drückt aber einen großen Stein der Mauer loß, der dem armen Brull das Bein entzwey schlägt. Kälte und Schmerzen erpressen ihm Weheklagen, die Wache hörts, man führt ihn gefänglich ein, verdammt ihn als einen Majestätsverbrecher — troß den eingelaufenen Fürbitten des Churfürsten von Sachsen, des Landgrafen zu Hessen, und des Straßburger Magistrats, die der Kardinal Granvella vermuthlich unterschlug — und bratet ihn an einem kleinen Feuer. —

So kostete die Zärtlichkeit eines Freundes diesem Manne sein Leben.

Brunus (Jordan).

Scioppius, la Croze und andere, machen den Jordan Brunus zu einem Atheisten. Heumann aber, nebst verschiedenen Gelehrten, die glimpflicher urtheilen, halten ihn für einen Märtyrer.

Wir wollen die Mittelstraße gehen, und zugeben, daß er Sätze behauptete, die wenig-

stens eine schlimme Auslegung erlaubten. Z. E. wenn er Gott in einen Zirkel und Punkt verwandeln zu wollen scheint. — So viel kömmt auf die Zeiten an, in welchen ein Autor mit seinen, von der Heerstraße abweichenden Meinungen austritt! Vor zwey Jahrhunderten wurde Brunus verbrannt *), und in der letzten Hälfte des achtzehnten erhielte er eine Stelle unter den Encyclopädisten. —

Seine Schriften sind übrigens sehr selten, besonders die Wanderschaft des triumphirenden Thiers **), das man kaum für 100 Dukaten bekommen kann, und das einige zur Satyre über die ausgelassenen Sitten der römischen Geistlichkeit, andere zu einer Widerlegung der christlichen Religion machen.

Indessen giebt man noch folgende Sätze von ihm an: Es gebe mehrere Welten. — Eine Seele könne aus einem Körper in den andern, ja aus einer Welt in die andere wandern: die Welt sey ewig — blos das Geschlecht der Hebräer stamme von Adam und Eva ab rc. — Auch hat er, schreibt man, eine Lobrede auf den Teufel gehalten, und zwar zu

*) Den 9ten Februar 1600.

**) Spaccio della Bestia triumfante.

Wittenberg — eine Erdichtung, bey der die Erfindung des Orts das beste ist, und die vermuthlich daher kommt, weil er soll behauptet haben, daß auch die Teufel selig werden.

Bücher.

Alle Menschen sind verbunden, ihre Kenntnisse zu verfeinern, und das zuverläßigste Mittel dazu ist das Lesen guter Bücher. — Nur sollte sich ein jeder vorzüglich an die Klasse halten, die seinem Genie, und erlernten Nahrungsgeschäften am angemessensten sind.

Schriften der Weisesten und Besten unsrer Nazion, in welchen richtiges Sentiment, natürlich gute Denkart, wahre im Leben anwendbare Philosophie und Kenntniß des menschlichen Herzens herrschen, sind ein unschätzbares Mittel, uns zu vervollkommen.

Man darf eben nicht verlangen, daß jedes Buch neue Wahrheiten enthalten solle. Denn, viele alte Wahrheiten sind vortreflich, und die Welt muß von Zeit zu Zeit im veränderten Vortrage derselben erinnert werden.

Der

Der glücklichste Mensch hat zuweilen Stunden in seinem Leben, wo ihm die Langeweile überfällt; wo er weder hassen noch lieben, weder Genuß noch Erinnerung haben mag; wo er ein Nichts geworden zu seyn scheint, und bloß da ist, als ein Gegenstand der Anziehungskraft der Erde. — Den Geist wieder zum Fluge zu locken, und den Quell der Seele wieder in Fluß zu bringen, ist nichts besser als ein Buch. — Wo man's aufschlägt, springt einem ein süsser Stich in die Reitzbarkeit der Lebensnerven, und dann schöpft man wieder frische Luft, und fühlt das Leben wieder.

Leute, die niemals an einem Buche Vergnügen gefunden, oder, aus bekannten Ursachen, keins finden konnten, greifen doch, wenn sie von einem langen Kummer gequälet werden, wie durch einen natürlichen Trieb, nach jedem Buche, das ihnen vorkömmt, als nach einer Panazee. Wenn sie auch weiter nichts thun, als Blätter und Zeilenweise lesen, so glauben sie doch mehr Beruhigung dadurch zu erlangen, oder erlangen sie würklich, als bey jeder andern Beschäftigung.

Vielleicht geschieht es auch würklich auf einen Wink der Natur, die gewöhnlich an dem Orte, wo man sich verwunden kann, auch das Kraut wachsen läßt, das die Wunden heilet.

Jeder neue Gedanke, der von dem in unserm Kopfe verschieden ist, bringt unsere Lebensgeister auf einen neuen Gang. Das ist bekannt, und aus diesem Grunde können uns Bücher überhaupt schon vorübergehende Beruhigung verschaffen. — Ist aber dieser neue Gang von dem vorigen zu sehr abgelegen, daß sie z. E. jetzt auf die rechte Seite des Kopfs sich drehen sollen, da sie vorher links gegangen waren, so wird der Verdruß, der allemal in einem solchen Falle entsteht, eine Vermehrung unserer unangenehmen Empfindungen.

Sobald wir aber eine Idee darin erhaschen, die die Lebensgeister von dem Fahrwege nur auf einen nebenherlaufenden Fußsteig führen, der manchmal durch eine Reihe Bäume, zuweilen auch durch einen Graben, oder wohl durch ein kleines Büschgen von dem Hauptwege abgesondert ist, aber immer zu diesem wieder zurückkommt, alsdenn ist uns das Buch willkommen, und wär' es auch ein Staatskalender.

Jedes Buch ist gut, das einige Leser zu einer guten Bewegung und Entschließung bringt. —

Ich weiß, so viel mich betrift, keine andere Kunst von Büchern zu urtheilen, als daß ich die Gesinnungen erforsche, in denen sie mich zu-

zurücklassen, und ich begreife nicht, was für eine Art von Güte ein Buch haben kann, das seine Leser zu nichts gutem geneigt macht.

Aber, wird man sagen, „warum schreibt man noch Bücher? Es sind hier schon so viele!“ — Allerdings — aber weil sie fast alle umgeschmolzen werden müssen! Nur allein dadurch, daß man die Ideen eines Jahrhunderts in eine andere Form gießt, kommt man zur Entdeckung der Wahrheit, die das Menschengeschlecht immer so spät mit ihren Stralen erleuchtet.

Die Bücher sind ein überaus wichtiger Handlungszweig; denn wie viele Hände haben nicht ihre Nahrung davon? Die Sache als Handlung betrachtet, so werden nie Bücher genug geschrieben; aber diese kleine Unbequemlichkeit wird mit vielen Sudeleyen erkauft. — Indessen kann doch auch ein Vortheil daraus entspringen. Mitten unter diesen angehäuften Materien tritt vielleicht einmal ein Mann auf, der Alles nutzen kann. — —

Burgermeister.

Sollte gewöhnlichermaßen, da er der erste im Magistrate ist, auch der Verständigste, Bescheis-

scheidenste und Gelehrteste unter ihnen seyn — sehr oft ist er aber wohl der Dummste, weil er gewöhnlich der Reichste des Ortes ist. —

Von einer gewissen Regierung ergieng ein Reskript an den Magistrat einer kleinen Stadt, worin man sich unter andern auch nach dem Zustande der dortigen Polizey erkundigte.

Der Burgermeister, der den Bericht zu machen hatte, und der das Wort Polizey nicht verstand, sondern es mit Pestilenz verwechselte, gab zur Antwort: „Alles übrige stünde gut bey ihnen, aber die Polizey betreffend, davon wüßten sie nichts, sie hätten Gottlob noch eine reine, gesunde Luft, und würden schon Anstalten treffen, dieses schreckliche Uebel, sobald es sich im geringsten spüren ließe, schleunigst aus ihren Gränzen zu entfernen.“

Butler.

Durch seinen Sir Hudibras, diesen geistlichen Don Quixotte, aus dessen Munde mit jedem Worte ein Tropus flog, und der neue Wörter münzte, die wenig oder gar keinen Verstand hatten. — übrigens ein strenger Anhänger jener Sekte, die ihren Glauben auf den heiligen Text der Pieken und Kanonen bauete,

und die Religionsstreitigkeiten durch Artillerie und apostolische Püffe entschied, — dessen treuer Sancho ein pietistischer Schneider war, gleich fertig, Mysterien zu entwickeln, wie eine Nadel einzufädeln. — Durch dieses einzige Gedicht in seiner Art, das kräftigste Mittel gegen die Schwärmerey, ist Samuel Butler unsterblich.

Karl II. von England hatte soviel Vergnügen daran, daß ers auswendig wußte, ließ aber doch den Verfasser im eigentlichen Verstande verhungern.

Also haben die Dichter nicht nur in Teutschland, sondern selbst in dem sonst großmüthigen und stolzen England dieses Schicksal!

Butler war zwar in Diensten, aber nur einiger Privatpersonen, und starb im Jahr 1680 *). Die Ungerechtigkeit seiner Zeitgenossen sollte das Begräbniß in der St. Pauls Kirche, und die von einem Londner Bürger gesetzte Grabschrift auslöschen. Allein, war er in seinem Leben deswegen weniger unglücklich gewesen, daß die Natur ihn mit nichts, als mit bloßem Witze, ausgesteuert hatte?

Man

*) Er war geboren den 12ten Februar 1612.

Man hat eine teutsche Uebersetzung seines Gedichts *) von dem ehemaligen Diakon Waser zu Winterthur. Allein eine Uebersetzung, die sich so drollig, wie das Original, lesen ließe, müßte auch, wie dieses, in Knittelversen geschrieben seyn, und wird also noch eine Zeitlang nicht erscheinen.

*) Er charakterisirt in diesem Gedichte die Schwärmer und Indevendenten zu Karls I. Zeiten in England so treffend, mit so besonderer Laune, so einem Gedanken anpassenden Sylbenmaße, daß nichts drüber ist. — Kurz, sein Hudibras ist, wie Schubart sagt, von Ewigkeit zu Ewigkeit unnachahmlich.

Ende des ersten Theils.

Man hat eine teutsche Uebersetzung seines Gedichts *) von dem ehemaligen Diakon Waser zu Winterthur. Allein eine Uebersetzung, die sich so drollig, wie das Original, lesen ließe, müßte auch, wie dieses, in Knittelversen geschrieben seyn, und wird also noch eine Zeitlang nicht erscheinen.

*) Er charakterisirt in diesem Gedichte die Schwärmer und Independenten zu Karls I. Zeiten in England so treffend, mit so besonderer Laune, so einem Gedanken anpassenden Sylbenmaße, daß nichts drüber ist. — Kurz, sein Hudibras ist, wie Schubart sagt, von Ewigkeit zu Ewigkeit unnachahmlich.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoff, Heinrich Georg

Historisch-kritische Encyklopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen

Bd.: 1

Preßburg 1787

Res/H.misc. 169-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10919598-3
VD18 80344046-001